Wanderers Ruhebank.

Erzählungen

von

Hieronymus Lorm.

= Heinrich Landesmann

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1881.

Enrica.

I.

In dem Jahrzehnt, das dem letzten Kriege zwischen Deutschland und Frankreich vorherging, hatte man in Lothringen so gut wie in der übrigen Welt die Vorahnung gewaltiger Katastrophen. Ein unvermeidlicher Ausbruch der Feindseligkeiten lag wie ein Verhängniß vor Augen, das göttliche Bestimmung oder weltliche Gesetze voraus angekündigt hätten, ohne daß doch diejenigen, die sich unwillkürlich, von düstern Vorgefühlen getrieben, zu Propheten des Bevorstehenden machten, anzugeben im Stande waren, aus welcher Quelle sie die Klarheit und Gewißheit ihrer traurigen Vorhersehungen schöpften. Bekannt ist es, daß große Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen, allein weniger beachtet wird die Natur dieser Schatten, wenn man sie bloß in Thatsachen zu erblicken glaubt, die selbst wieder von historischer Bedeutung sind. Viel eindringlicher und verläßlicher kündigen leise Regungen im socialen Leben,

ja selbst unerklärliche Stimmungen in einzelnen Familien eines Landes wichtige Veränderungen in seiner nächsten Zukunft an, obgleich sich Niemand von dem geheimnißvollen Rapport zwischen dem Geiste der Weltgeschichte und dem Gemüthe einzelner Menschen, die für historische Neugestaltungen nicht selbst thätig sind, eine deutliche Rechenschaft zu geben vermag.

Wenn man aber auch in Lothringen wie überall Krisen und Kämpfe voraussah und die Unvermeidlichkeit derselben aus der Betrachtung der leitenden Politik in beiden Staaten mit Sicherheit ableitete — bis zu dem Gedanken, daß das Land jemals wieder von Frankreich abgelöst werden könnte, reichte weder die kühnste Berechnung aller erdenklichen Chancen eines Krieges noch irgend ein unausgesprochenes Ahnungsvermögen. Zu groß war das Prestige Frankreichs, als daß man selbst dort, wo man die Möglichkeit seiner Niederlage nicht für gänzlich ausgeschlossen hielt, an eine Gebietsabtretung auch nur hätte zu denken vermocht.

Es gab jedoch Einzelne in Lothringen, bei welchen der Gedanke an eine solche Entscheidung der Weltgeschichte keineswegs das Entsetzen erregt hätte, welches bei jedem mehr nach Westen gerückten Franzosen patriotische Tradition ist. In der Umgebung von Metz, das in seinem nähern und fernern Umkreis Edelhöfe besitzt, die zuweilen so seltsam nach historischen Begebenheiten getauft sind und z. B. Namen führen wie „Leipzig", „Moskau", „Sebastopol" u. s. w., gab es einen pensionirten Colonel Forrain, der auf seinem

Gute, das hier Marderhof genannt sei, still und einsam lebte und bei der Vorstellung, jemals wieder zu Deutschland zu gehören, wenn sie ihm überhaupt hätte kommen können, keineswegs in laute Schreckensrufe ausgebrochen wäre, mindestens in seinem Herzen sich darüber nicht unglücklich gefühlt hätte.

Charles Forrain war ein Mann von erst vierzig Jahren, eine stattliche Erscheinung von so rüstiger Gesundheit, daß es in Erstaunen setzen mußte, ihn so früh einem Leben der Unthätigkeit hingegeben zu sehen. Denn selbst die Bewirthschaftung seiner Felder war verpachtet; sein Gut war ihm nur eine Wohnung, keine Beschäftigung, aber ein so lieber Aufenthalt, daß er ihn niemals verließ, während viele französische Familien in seiner Nachbarschaft nur für einige Sommerwochen auf ihre lothringischen Edelhöfe kamen, um für das ganze übrige Jahr nach Paris zurückzukehren.

Charles Forrain war eine von den seltenen Persönlichkeiten, bei welcher die Traditionen aus der Geschichte des eigenen Hauses schwerer wiegen als ihre allgemeinen nationalen Beziehungen. Er vergaß keinen Augenblick, daß er von dem erloschenen deutschen Adelsgeschlecht der Fortringer abstammte, und wer weiß, welchen Antheil, ihm selbst unbewußt, an seiner Sympathie für deutsches Wesen der Umstand hatte, daß er auf germanischem Boden einen Rang eingenommen hätte, welcher bei der französischen Umbildung des Namens schon im vorigen Jahrhundert verloren gegangen war. Seine Vorfahren hatten sich bemüht, den Adel auch in Frankreich wieder

zu gewinnen, die dazu nöthigen Documente aber waren in den Stürmen der ersten französischen Revolution vernichtet worden.

Diese große Umwälzung brachte es mit sich, daß später die französische Familie Forrain nicht mehr nach einer Auszeichnung trachtete, welche im Lande der bürgerlichen Gleichheit keinen Vortheil von Belang mehr darbieten konnte.

Der Vater des Colonels war ebenfalls französischer Offizier gewesen und hatte nicht minder eine geheime Vorliebe für seine deutsche Abkunft empfunden, so daß er während der Feldzüge, die er unter dem ersten Napoleon mitgemacht, am Rhein und an der Donau Forschungen nach Abkömmlingen der Fortringer angestellt. Sie waren vergeblich geblieben, aber sie hatten ihn zur Bekanntschaft mit einem Mädchen nach seinem Herzen geführt, mit einer blonden Jungfrau des Rheinlandes, die er aber erst nach abgeschlossenem Weltfrieden, 1816, geheirathet und die ihn erst zehn Jahre darauf mit einem Sohn beschenkt hatte.

Dieser Sohn, Charles Forrain, war nach frühem Verlust seines Vaters ausschließlich von der Mutter erzogen worden und das Deutsch daher im eminentesten Sinne des Wortes seine Muttersprache. Die Wittwe wäre vielleicht mit ihrem Kinde nach Deutschland zurückgekehrt, wenn nicht die testamentarischen Bestimmungen des Gatten dies verhindert hätten. Nach denselben sollte der Sohn durchaus als Franzose erzogen werden und, sobald er dazu fähig und geneigt, in den fran-

zösischen Militärstand treten. Der Edelhof in Lothringen, der Marderhof, sollte sein Erbtheil und der regelmäßige Wohnsitz der Wittwe sein.

Charles Forrain hatte eine an Fanatismus grenzende Sohnesliebe an den Tag gelegt. Während er die Militärschule in Paris besuchte, hatte die Mutter sich nicht von ihm getrennt und war erst, nachdem er in den activen Dienst getreten, nach Marderhof zurückgekehrt. Er hatte sich eben in Corsica befunden, sehr in Anspruch genommen von einem Erlebniß, das ihm dort aufbehalten gewesen, als er die Nachricht vom Tode seiner Mutter empfangen. Die Wirkung auf sein ohnehin durch jenes Erlebniß aufgeregtes Gemüth war eine furchtbare gewesen. Er war sogleich mit Urlaub nach Hause geeilt, hatte auf dem Grabe seiner Mutter Tage und Nächte zugebracht und würde vielleicht in der unermeßlichen Hingebung an seinen Schmerz sein Leben erschöpft haben, wenn nicht ein alter Herr, den man nur Monsieur Fagott nannte, gestützt darauf, daß er den Vater Charles' gekannt, daß er dessen Mutter kurz vor ihrem Tode gesprochen hatte, einigermaßen Gewalt über ihn gewonnen hätte.

Forrain, damals 34 Jahre alt und erst vor wenigen Wochen zum Rang eines Colonels erhoben, hatte quittirt und sich still und melancholisch auf sein väterliches Erbschlößchen zurückgezogen, wo das Studium der Familienpapiere lange Zeit seine ausschließliche Thätigkeit gebildet hatte.

Die Mutter war eine fromme Katholikin gewesen,

in einer der vielen geistlichen Anstalten in Köln am Rheine von Nonnen erzogen. Dem adeligen Geschlecht derer von Niederau hatte sie ihrer Geburt nach angehört und Agnes Aloisia war sie getauft worden.

Auch der Vater des Colonels war Katholik gewesen wie alle seine Vorfahren, und es schien sogar, daß die religiöse Richtung stärker in ihm ausgebildet gewesen als sonst bei den Helden des französischen Heeres unter Napoleon dem Ersten vorzukommen pflegte. Unzweifelhaft hatte dies dazu beigetragen, ihn an Agnes zu fesseln. Erst nach seiner Vermählung hatte er auf dem Gute Marderhof eine Capelle errichten lassen, die einen architektonischen Schmuck des Herrenhauses bildete, das sonst mit seinen weißgetünchten Mauern so einfach und nüchtern sich darstellte wie die Gebäude auf den meisten Edelhöfen dieser Gegend, welche gewöhnlich selbst bei reichen Obst- und Gemüse-Pflanzungen eines eigentlichen Ziergartens entbehren.

Charles Forrain konnte daher nicht einmal den besondern Reiz seiner ländlichen Behausung vorschützen, wenn man nach den Motiven seiner nun schon seit Jahren nicht unterbrochenen Einsamkeit forschte. Zu dieser Forschung hatte aber Niemand ein Recht als Monsieur Fagott, der auch nur den Schein eines solchen Rechtes besaß und davon nur selten und schüchtern Gebrauch machte. Dann erhielt er von Charles unwandelbar dieselbe Antwort:

„Ich habe das Leben meiner theuren Mutter nicht genugsam kennen gelernt, so lange ich sie noch besaß.

Ich studire es noch immer aus den nachgelassenen Briefen und Papieren. Ich correspondire mit Deutschland, wenn es mir scheint, daß sie mir über unbekannte Namen oder über Andeutungen dunkler Ereignisse, die ich in den Schriftstücken vorfinde, Aufschluß geben könnten. So lange ich über all dies nicht völlig im Klaren bin, kann ich über meine Zukunft nicht bestimmen."

Es begab sich sogar, daß das Eintreffen einer bedeutenden Erbschaft vom Rheine her, welche das große Vermögen Forrain's noch vermehrte, an dieser Lebensweise nicht das Geringste änderte. Das Geld kam ihm sehr überraschend, weil er in dieser Richtung bisher nichts in den Familienpapieren gefunden und eben so wenig gesucht hatte. Allein die Sache änderte nichts an seiner Gemüthsstimmung oder an den Gewohnheiten seiner Einsamkeit.

Wie immer begab er sich Sommers und Winters, in jedem Monate, für einige Tage nach der Stadt Metz, um, wie er dem Freunde Fagott gelegentlich sagte, seine physischen Kräfte nicht einrosten zu lassen und den Bedürfnissen eines lebenskräftigen Mannes die Befriedigung zu verschaffen, welche die Erhaltung seiner Gesundheit erheischt. Fagott, der, obgleich die Schreibart seines Namens diesem einen deutschen Klang gab, nach seiner Bildung und seinen Neigungen ein Urfranzose war, konnte am wenigsten begreifen, wie ein Mann, in der Vollkraft von vierzig Jahren, wenn er schon nicht heirathen wollte, einer Geliebten im französischen Sinne des Wortes zu entrathen vermochte.

„Das werde ich Ihnen erklären,“ sagte Charles, „wenn Sie einmal einige Tage bei mir zubringen wollen, was Ihnen immer frei steht. Ich gehe, indem ich die Biographie meiner Mutter studire, sehr systematisch zu Werke in der Ordnung der Dinge, und wenn ich zu der Epoche gelangt sein werde, in der Sie mit ihr bekannt wurden, werde ich Sie dringend bitten, eine Zeit lang bei mir zu wohnen, um mir genau zu sagen, wann, wie oft und worüber Sie mit meiner Mutter sprachen. Einstweilen sind Sie sehr willkommen, falls es Ihnen Vergnügen machen könnte, mich aufzusuchen. Ich bin kein fanatischer Einsiedler, wenn ich auch Gesellschaft zur Noth zu entbehren vermag.“

Fagott hatte keine große Liebe zu Forrain, schon weil ihm dieser nach seinen Neigungen und seiner Denkungsweise viel zu deutsch war, allein er hatte großen Respect vor dem ehemaligen Offizier, theils wegen der notorischen Tapferkeit, die ihm seinen Rang erworben hatte, theils wegen des großen Vermögens dem ein Franzose immer Achtung zollt, wenn es den Besitzer weder hochmüthig noch verschwenderisch macht.

Fagott selbst, ehemals Beamter und schon ziemlich alt, lebte von einer sehr kleinen Pension in Verbindung mit einer sehr kleinen Rente; und von der einzigen Leidenschaft, die er hatte, von der Angelfischerei in der Mosel, hegte man den Verdacht, daß die Passion zugleich Geschäft sei und einen, wenn auch ebenfalls sehr kleinen, Ertrag dem übrigen Einkommen hinzufüge.

So oft Charles nach Metz kam, lud er Fagott zu

einem Diner beim Restaurant ein, und der alte Knabe, der stets die Neigungen eines Lebemannes und niemals recht die Mittel gehabt hatte, sie zu befriedigen, entsprach der Einladung mit großem Behagen. Sie unterhielten sich dann meist über die Unterschiede zwischen den deutschen und französischen Bewohnern des Landes.

Fagott warf den Deutschen vor, daß ihre bekannte Schwerfälligkeit im Denken und Handeln sich vor Allem auf ihre Vergnügungen erstrecke und diese für die Zuschauer und die Mitlebenden überhaupt unangenehm, ja unerträglich mache. Nächtlich in Dörfern wie in Städten Lothringens, wo nur immer Deutsche seien, höre man das Gejohle und die Streitrufe der spät vom Trunke Heimkehrenden, und die Polizei vermöge nur in den Kneipen, die von Deutschen besucht werden, die Schließung zur bestimmten Stunde nicht durchzusetzen, während in den rein französischen Etablissements schon um 11 Uhr Nachts alle Lichter gelöscht und alle Thüren geschlossen seien. Sogar im Rauchen zeige sich der Unterschied; die Deutschen belästigten durch ihre schweren, nie genugsam zu reinigenden Tabakspfeifen und rauchten selbst ihre ohnehin schon plumpen Cigarren noch aus Köpfen, während die kleine französische Pipe so wohl zu Gesicht stehe und statt der Cigarre überall die zierliche selbstgerollte Cigarette herrsche.

Forrain hingegen beklagte die Eitelkeit der Franzosen, welche selbst bei den wichtigsten Arbeiten das für den äußern Schein Nöthige am sorgsamsten pflegten. Da säßen gleich in ihrer Nähe neben schönen und an-

ständigen Frauen, die nach der Pariser Mode gekleidet, ihre Gatten, Brüder u. s. w., reiche Fabrikherren oder Geschäftsführer, und alle diese Männer in der weißen oder blauen Blouse des Arbeiters, als ob sie nicht die Zeit oder die Mittel hätten, sich gleich den Frauen standesgemäß zu kleiden. Der wahre Grund aber sei das Coquettiren auch mit dem schweren Ernst des Lebens, mit der Arbeit.

Es konnte nicht fehlen, daß auch noch tiefer eingreifende Gegensätze, politische und sociale Unterschiede zur Erörterung kamen, und unfehlbar wäre dadurch zuletzt eine unversöhnliche Entzweiung der Freunde herbeigeführt worden, wenn sie in der That verschiedener Nationalität gewesen wären. Allein bei all seinen deutschen Sympathien, die seinen Familien-Traditionen entstammten, war Charles Forrain im Grund des Herzens nicht minder Franzose als Prosper Fagott, und wenn der Letztere im Eifer der Debatte am Ende immer wieder die großen historischen Erinnerungen Frankreichs zu Hülfe rief, so entflammte dies nicht mehr den Widerspruch, sondern löschte ihn aus, und Charles konnte stillvergnügt seinem Gegner das letzte Wort lassen, um so mehr, als Fagott die Liebe zur „grande nation“ keineswegs auch auf das Regime übertrug, dem sie eben unterworfen war.

Fagott hatte bald nach der Begründung des zweiten Kaiserreiches seinen Posten aufgegeben, und die schönsten Erinnerungen an seine Dienstjahre verknüpften sich mit dem Juli-Königthum. Forrain aber hatte

seinen Abschied 1859 genommen, unmittelbar nach dem Kriege Frankreichs und Italiens gegen Oesterreich, und was ihn neben dem Schmerz bei dem Verlust der Mutter zu diesem Schritt gedrängt hatte, ein Erlebniß in Corsica, stand in engster Verbindung mit den Uebelständen der politischen Verwaltung unter Napoleon III.

So hatte wieder einmal im tiefen Winter beim Restaurant in Metz das Tischgespräch der Freunde zu einem Sieg der Beredtsamkeit Fagott's geführt, als Forrain plötzlich sagte:

„Sie sind dennoch mein Feind, Monsieur Fagott, mein unversöhnlicher Feind, obgleich ich Ihnen nicht mehr widerspreche." Und auf den verwundert fragenden Blick des Andern fuhr er fort: „Sie haben der Einladung nicht Folge geleistet, die ich schon vor Monaten an Sie richtete, Sie sind nicht zu mir gekommen. Seit der Zeit, als Sie mich, einen Fremden, um den Sie sich gar nicht zu kümmern gebraucht hätten, meiner ersten Verzweiflung entrissen, hat der Marderhof Sie nicht mehr gesehen. Wie viel Dank bin ich Ihnen dafür schuldig! Sie haben mir gewissermaßen das Leben gerettet. Ich weiß wohl, daß es nicht um meinetwillen geschah, daß Erinnerungen an meinen Vater Sie dabei leiteten und ich Ihnen eigentlich Nichts bin. Allein man pflegt doch auch diejenigen ein wenig zu lieben, die man verpflichtet hat."

„Was wollen Sie!" rief der alte Beamte, den diese Rede sehr angenehm berührte, mit heiterem Lächeln, „in meinen Jahren scheut man das Abenteuer und

hält alles Ungewohnte für ein solches. Die Kälte in dieser Saison bei dem Zustand unserer öffentlichen Wagen — ich schaudere."

„Nun," entgegnete der Colonel, „ich habe einen sehr bequemen Wagen, in dem Sie sogar ausgestreckt liegen können; er wartet angespannt im Hotel. Ich habe so sehr auf Sie gerechnet, daß ich sogar einen Pelz für Sie mitnahm, einen echt russischen Pelz, denn ich habe ihn während des Feldzuges in der Krim erworben. Sie haben noch Zeit, die Leute zu verständigen, bei denen Sie wohnen, damit man nicht wegen Ihrer Abwesenheit besorgt sei. Sagen Sie nicht, daß in meinen Bächen keine Fische schwimmen, die Mosel ist jetzt auch zugefroren."

Die Miene des so freundlich Angesprochenen drückte noch immer keine Beistimmung aus. Da sagte Charles mit verändertem Tone und indem sich die Schatten düstern Ernstes über sein Antlitz legten:

„Ich brauche Ihren Rath, mein Freund! Unter den Papieren meiner Mutter sind auch ihre Tagebücher. Es giebt Lücken darin. Es scheint, daß sie einzelne Hefte und in diesen viele Blätter selbst beseitigte, sei es in Vorahnung ihres Todes, sei es, weil sie an das im ersten Drang der Gefühle Aufgezeichnete später nicht mehr erinnert sein wollte!"

Er schwieg eine Weile nachsinnend, dann fuhr er fort:

„Ich bin in meinen Nachforschungen noch weit zurück, weil ich jeden mir nicht ganz deutlichen Umstand

aus dem Leben der Geschiedenen zur Zeit, als sie noch unverheirathet war, noch in ihrer Heimath lebte, durch Briefe aus Deutschland aufzuerklären suchte, die natürlich sehr langsam und oft sehr unvollständig eintrafen."

„Und ist Ihnen durch diese Correspondenzen nicht irgend ein ferne lebender Verwandter, der eine Frau, der Töchter hätte, bekannt und vertraut genug geworden, daß Sie ihn gerne an sich zögen? Verzeihen Sie — aber mich interessirt die Vergangenheit einer Verstorbenen weniger als die Zukunft eines noch Lebenden."

„Ja, das ist Ihr altes Thema," fiel Charles lächelnd ein, „Sie wollen sich an mir in der Rolle eines Heirathsvermittlers versuchen. Auch für dieses Interesse, das Sie an mir nehmen, wenn ich es auch nicht theile, bin ich Ihnen dankbar — jedoch —"

„Ich gestehe Ihnen, daß mich dabei nicht so sehr ein persönliches Interesse für Sie als ein Princip leitet," unterbrach ihn Fagott; „darf ich ganz offen sein? Sie wissen, ich bin ein wenig Voltaireaner, während die Traditionen Ihres Hauses sehr frommer Art sind. Sie selbst sprechen ab und zu von Beziehungen zum Kloster Bitsch — ich bin ein alter Knabe, ich werde nicht mehr erleben, was geschieht, aber noch meine letzten Seufzer würden dem Gedanken gelten, daß so viele Besitzthümer, mit denen Großes in der Welt ausgerichtet werden könnte, in jene heiligen Höhlen hinunter fielen zu seltenen Reliquien und mächtigen Weinfässern."

„Ich habe an dergleichen noch nicht im Traum gedacht," sagte Charles, „ich bin sogar überzeugt, daß ich

meinem Leben noch eine neue Wendung geben werde; aber ich muß wissen, ob sie nicht an die Schicksale meiner Eltern anzuknüpfen wäre. Und indem ich denselben nachforsche, halte ich an einem Punkt, der in die Zeit vor meiner Geburt fällt und mir es wichtig machte, den Charakter meines Vaters genau kennen zu lernen. Er starb, als ich noch am Gängelbande lief. Sie haben ihn schon viel früher gekannt, Monsieur Fagott.

„Ich war damals kaum mehr als zwanzig Jahre alt," erwiderte dieser, „und die Berührungen, die ich mit Ihrem Vater hatte, hielten sich anfangs sehr auf der Oberfläche. Es kam dann wohl eine Zeit ziemlichen Vertrauens zwischen ihm und mir, aber sie dauerte nicht lange. Einwirkungen Ihrer Mutter, die ich damals noch nicht gesprochen hatte, die mir aber nicht günstig waren — wozu jedoch diese alten längst begrabenen Geschichten aufrühren, die jetzt nur lächerliche Gespenster wären, wenn man sie der Vergessenheit entrisse!"

Fagott zog die Stirne kraus und zeigte dadurch, daß sein Verstummen nicht das völliger Gleichgültigkeit war.

„Ich bin überzeugt," sagte Forrain, „ja ich könnte schwören, ohne jedoch einen bestimmten Anhaltspunkt dafür zu haben, daß diese Verhältnisse und Beziehungen, die Ihnen todt und abgethan erscheinen, noch heute in mein persönliches Leben eingreifen können. Ich verschweige Ihnen auch nicht den Gedanken, mein Freund, der mich bei dieser Annahme leitet. Meine Eltern

waren bereits zehn Jahre verheirathet, als ich, ihr einziges Kind, zur Welt kam. Das mag Zufall sein, wie er häufig in der Welt vorkommt, eine Folge körperlicher Organisation. Allein Gefühlsäußerungen in den mir hinterlassenen Schriften lassen mich vielmehr vermuthen, daß der Umstand die Wirkung einer Entfremdung sei, einer Störung, welche die Eintracht der Ehe unmittelbar nach ihrer Vollziehung erlitten hatte. Was darüber Aufschluß geben konnte, das war ohne Zweifel in jenen Stellen enthalten, welche meine Mutter aus ihren Tagebüchern entfernte. Es muß sehr schmerzlicher Art gewesen sein, weil meine Mutter auch nach meiner Mündigkeit niemals mit mir davon sprach. Ich kann aber von dem Gedanken nicht los, daß Sie, mein theurer Freund, den Schlüssel zur Erklärung besitzen, und darum möchte ich Sie so gerne entführen."

„Lohnte es die Beschwerden einer Winterfahrt," erwiderte der Alte noch immer ungerührt und zurückhaltend, „wenn ich Ihnen draußen auf Ihrem Gut nur das müßige Geschwätz der Leute wiederholte? Man hat damals, in der ersten Zeit, als Ihre Eltern im Lande waren, allerdings Manches gesprochen; worüber spricht man aber nicht? Die Phantasie der Menschen will Beschäftigung haben, und können unsinnige Fabeln Werth für Sie besitzen?"

„Sie selbst gestehen, daß es eine Zeit gab, in der Sie das intime Vertrauen meines Vaters besaßen," warf Forrain ein.

„Sie finden keinen Namen in den Tagebüchern,

der mir einen Anhaltspunkt geben könnte, was Sie eigentlich zu wissen wünschen?“ frug Fagott.

„Aus hiesiger Gegend finde ich nur den eines Mädchens, Françoise, einer jungen Dame in Metz, die von großer, von ganz ungewöhnlicher Schönheit und von verführerischem Einfluß auf jeden Mann gewesen sein muß, der sie sah. Zuletzt hatte meine Mutter eine lange Unterredung, die sie aufzeichnete, mit dem Mädchen. Der Inhalt des Zwiegesprächs ist mir so unverständlich, daß er mir nicht im Gedächtniß blieb.“

Die Wirkung dieser harmlos gesprochenen Worte des Colonels auf des alten Mannes Antlitz und Stimmung war merkwürdig. In den welken Wangen stieg noch eine Röthe auf, und die Augen, in welchen selbst der Wein kein höheres Licht mehr zu entzünden vermocht hatte, waren funkelnd auf den jungen Mann gerichtet.

„Vertrauen gegen Vertrauen!“ rief Fagott indem er sich erhob; „ich fahre mit Ihnen nach dem Marderhof zu dem Zwecke, daß Sie mir dort das Gespräch Ihrer Mutter mit Françoise und Alles, was sich auf diese bezieht, zu lesen geben. Als Revanche sollen Sie erfahren, was ich von der Geschichte Ihrer Eltern Authentisches weiß, und seien Sie versichert, ich habe jeden Umstand treu im Gedächtniß behalten.“

II.

Die beiden Männer kamen während der Fahrt wie durch stillschweigendes Uebereinkommen auf den eigentlichen Gegenstand ihrer Interessen, auf die Dinge, die sich in längst vergangener Zeit ereignet hatten, nicht mehr zurück. Erst im Angesicht der Tagebücher sollte wieder, aber dann gründlich davon gesprochen werden. Indessen waren von dieser Aussicht die Lebensgeister Fagott's unverkennbar auf das angenehmste angeregt. Er intonirte von Zeit zu Zeit ein Liedchen, das freilich, wenn ihm seine eigene Stimme etwas deutlicher vernehmbar wurde, im Gefühl der Mangelhaftigkeit derselben wieder abbrach. Entschädigung fand er darin, daß er ausschließlich von den Weibern sprach, ein Thema, das er sehr liebte, ganz besonders aber in den Augenblicken bevorzugte, in denen er sich vergnügt und fröhlich fühlte und wie jetzt mit kräftigen Ausrufungen das Leben selber leben ließ.

Dabei kam natürlich wieder zur Sprache, wie es der erst vierzigjährige Forrain ertragen mochte, so gänzlich ohne Beziehung zum weiblichen Geschlechte zu leben.

„Ich erinnere mich," sagte hierauf der Colonel, „daß ich versprochen habe, Ihnen dies zu erklären, sobald Sie mir einmal die Freundschaft erweisen werden, mich zu besuchen. Dies geschieht jetzt, und so will ich Ihnen gleich zwei Erklärungen auf einmal geben. Die erste ist, daß ich eine ferne Person in Gedanken habe, die ich heirathen würde, wenn es zwischen ihr und mir einen geeigneten Vermittler gäbe. Denn die Umstände fügten es, daß ich mich ihr nicht nähern, nicht selbst um sie für mich werben kann. Und sie lebt in Corsica, und ich bin ohne einen Freund, der dies schwierige Werk unternähme. Die zweite Erklärung ist, daß ich ein halber Menschenfeind bin und fürchte, die Ehe würde mich zu einem ganzen machen, und Frau und Kinder wären die Ersten, die dies zu erfahren hätten."

„Ich verstehe Sie nicht ganz," erwiderte Fagott mit einiger Verwunderung, „gerade die Liebe, die Familie —"

„Ja wohl," unterbrach ihn Forrain, „so lauten die Meinungen, die darüber in der Welt verbreitet sind. Ich habe aber gefunden, daß die Menschen zwar keineswegs schlecht sind, ja daß man unter Umständen sogar mit Erfolg Erstaunliches von ihnen verlangen kann: Geld, Thaten, Opfer aller Art, daß sie aber in keinem Falle an den innersten, an den eigenthümlichen Gefühlen

eines Andern ein uneigennütziges Interesse haben. Die Schranke zwischen seltsamen Empfindungen, wie sie in einem der Einsamkeit geneigten Manne gleich mir aufkamen und zwischen der Narrheit ist eine fließende Grenze, die Wenige zu unterscheiden wissen. Nur im Verkehr von Mutter und Sohn ist darüber Klarheit und Verständniß. Wenn meine Mutter noch lebte, sie ginge für mich nach Corsica; aber, wer weiß, ob ich dann noch diesen Wunsch hegte."

Er schwieg mit düsterer Miene, fuhr aber bald, wie um seine Gedanken zu verscheuchen, lebhafter fort:

„Die Welt im Allgemeinen hat keinen Respect, ja keine Einsicht für Gefühle von starker und tiefer Art. Ich bedenke oft, was ich in einer alten Chronik las. Sie erzählt blos die Geschichte und zieht keine Folgerungen. Am Hofe Ludwig's XV. gab es, wie Sie wissen, die schönsten Weiber der Welt. Unter ihnen glänzte eine Marquise noch besonders hervor. Ein bezaubernder Stolz, der zugleich demüthigte und entflammte, sprühte aus ihren Augen; sie verbreitete Entzücken um sich her, und zum Ueberfluß war sie noch von unüberwindlicher Tugend. Ein junger Edelmann aus der Provence verliebte sich glühender und ernsthafter in sie als alle Uebrigen, die sie umflatterten. Er war ein vollendeter Mann mit feurigen Augen, voll Geist und Witz, er machte die besten Verse, die man am Hofe zu Stande brachte. Alle diese blendenden Vorzüge rührten jedoch nicht das Herz der stolzen Frau. Was geschah? Der Edelmann verlor den Schmuck seiner Jugend, den

Glanz seiner Augen. Der brillante Schimmer seines Geistes erblich; Witz und Poesie, alle die Edelsteine, die ihm Gott in die Seele gelegt hatte, zerrieben sich gleichsam zu Staub an dieser hartnäckigen, hoffnungslosen Leidenschaft.

„Und die Welt? Sie zuckte halb mitleidig, halb höhnisch die Achseln, fand es aber nicht der Mühe werth, ein Wort weiter darüber zu sprechen; die Sache war dazu nicht neu, nicht interessant genug. Die Marquise selbst, als man ihr den Zustand des Mannes hinterbrachte, der sie liebte und durch sie zu Grunde ging, hatte nur ein Lächeln, dessen Spott und Triumph sie durch einen Ausdruck von Wehmuth zu mildern suchte, die ihr Niemand glaubte.

„Den verliebten Edelmann trieb die Verzweiflung zu einem wahnsinnigen Schritt. Er kaufte für sein ganzes großes Vermögen die schönsten und schwersten Diamanten, die er dafür bekommen konnte, und sandte den Schatz der Geliebten, um sie durch dieses Geschenk zu rühren. Als sie es jedoch unerbittlich zurückwies, ließ er die herrlichen Diamanten zu Staub zermalmen, schrieb der Marquise einen langen Abschiedsbrief und als Sand streute er auf die nassen Zeilen den Staub seiner Diamanten.

„Als die Welt diesen Streich erfuhr, war sie voll von Entsetzen. Man sprach von nichts Anderem. Der verschwenderische Hof, das ausgelassene Paris konnten sich Monate lang über diese Tollheit nicht beruhigen. Selbst die spröde Marquise weinte eine Zeit lang täglich

heiße und bittere Thränen über die nutzlose Zerstörung so herrlicher Steine, die werth gewesen wären, im Diadem einer Königin zu glänzen.

„Was war denn aber so Schreckliches geschehen? Am Ende waren es doch nur Steine, die vernichtet worden. Aber dem Edelmann hatte man früher den Schmuck seiner Jugend, die Edelsteine seines Witzes und seiner Poesie, den brillanten Schimmer seines Geistes zerrieben, zu Staub zermalmt, nutzlos zerstreut! Und die Welt hatte dafür nur mitleidiges Achselzucken und Hohn gezeigt und die Marquise hatte gelacht.

„Sie sehen, mein Freund, daß man in dieser Welt besser thut, für seine seltensten und edelsten Gefühle keine Schätzung von der Welt zu erwarten."

Fagott hätte diese Behauptung gewiß nicht ohne Widerspruch gelassen, allein die Anzeichen mehrten sich, daß man dem Ziel der Fahrt nahe war, und der erregte alte Mann dachte nur mehr an die Kunde, die er sich in Marderhof holen wollte. War er doch an die Schmerzen seiner Jugend gemahnt worden, Schmerzen, die in später Erinnerung häufig zu Wonnen werden.

Bei der Ankunft im Schlosse war die Nacht schon weit vorgerückt. Dennoch wollte Fagott noch vor dem Schlafen die gesuchten Papiere lesen, so frisch und munter war sein Geist und dadurch auch sein körperliches Befinden. Forrain aber zwang seinen Gast, die Kräfte des Alters nicht zu überschätzen und vor Allem die Ruhe zu suchen. Am nächsten Vormittage erhielt Fagott in den ihm eingeräumten Gemächern die ge-

wünschten Schriftstücke und verbrachte mit der Durchsicht derselben in ungestörter Einsamkeit einen halben Tag.

Abends, nach dem gemeinsam eingenommenen Diner saßen die Freunde behaglich am Kamin, und nun begann von beiden Seiten ein Fragen und Forschen über Momente, von denen bald nur der Eine, bald nur der Andere das Erklärende und Entscheidende zu sagen wußte. Aus diesen fragmentarischen, oft nur nach eifrigem Hin- und Herreden richtig gestellten Mittheilungen baute sich nach und nach sehr langsam und mühevoll ein Theil des Lebensganges der Mutter Forrain's und die Jugendgeschichte Fagott's auf. An die Stelle dieses allmäligen Wiedererstehens der Vergangenheit vor den Augen der Freunde läßt sich eine rasche Darstellung ohne Umwege und Unterbrechungen setzen.

André Forrain, der Vater des Colonel, hatte Agnes Aloisia von Niederau früher gehört als gesehen. In einer Klosterkirche in Köln, die er veranlaßt war, zu besuchen, trug sie auf dem verhüllten Emporium einen religiösen Gesang vor. Die wohlklingende Stimme hätte ein Kenner nicht gerade für eine großartig schöne erklärt; auf den ernstgewordenen und nicht mehr ganz jungen Offizier wirkte sie mit merkwürdiger Sympathie ein. Die Voraussetzung, daß die Trägerin dieser Stimme eine Nonne sein müsse, reizte seine noch nicht ganz erloschene Neigung zu Abenteuern, nach dem Namen der Sängerin zu forschen, und eigenthümlich

angenehm berührte es ihn, zu erfahren, daß sie eine unverheirathete Dame war, zwar im Kloster erzogen, aber nach dem Tode ihres auf dem Schlachtfeld gefallenen Vaters zur Mutter zurückgekehrt und jetzt nur zu kurzem Besuche hier anwesend.

André ließ sich bei der Wittwe einführen, die mit ihrem Manne auch in Folge der Verwicklungen und Besitzschwankungen in den kriegerischen Zeitläuften einen großen Theil ihres Vermögens verloren hatte. Er gewann bald Freundschaft für die Mutter und Liebe für die Tochter, und nichts stand dem Abschluß der Verbindung entgegen, als daß man sich im Sommer des Jahres 1813 befand, also am Vorabend neuer großer Kämpfe, die vorauszusehen, zu fürchten waren und die Lust raubten, über die Zukunft endgültig zu bestimmen.

Frau von Niederau, so günstig ihr die Verhältnisse erscheinen mußten, die sich ihrer verwaisten Tochter so unerwartet darboten, wollte nicht einmal die bindende Form einer Verlobung gestatten, so lange André dem activen Dienste angehörte. Die arme Frau war durch den Heldentod ihres verhältnißmäßig noch jungen Mannes zu sehr erschüttert worden und behauptete, die Wirkung müßte beim Verlust eines Bräutigams dieselbe sein, während die bloße Möglichkeit einer künftigen Vereinigung, ohne daß schon sichere Lebensbestimmungen getroffen seien, einen ähnlichen Unglücksfall um so leichter ertragen ließe, als das Verhalten ihrer Tochter zu dem Freier keineswegs den Character der Leidenschaft hatte.

Dieser Umstand machte sich auch dem liebenden Bewerber selbst fühlbar. Er klagte, daß der Wärme, die er Agnes Aloisia entgegenbrachte, wenn nicht Kälte, doch nicht die Innigkeit begegnete, die er selbst nicht müde wurde in jedes an das Mädchen gerichtete Wort zu legen.

Wer weiß, ob nicht André selbst die Schuld daran trug, wenn Agnes ihm nicht die Herzlichkeit zeigen konnte, die er an ihr entbehrte. Er neigte in hohem Grade zur Eifersucht, und Agnes mußte sich glücklich schätzen, daß er noch durch kein festes Versprechen von ihrer Seite berechtigt war, manche kleine Scene, die er ihr bereitete, noch heftiger zu gestalten, als es ohnehin geschah. Anlaß dazu gaben ihm vorzüglich die Besuche eines jungen Kaufmannssohnes, Namens Hermann Münsterlein, welcher als der eigentliche Chef des nominell noch von seinem Vater geleiteten Handlungshauses das Erbtheil der Wittwe und ihrer Tochter verwaltete.

Der auf dem Schlachtfeld gefallene Niederau hatte sein Vermögen bei diesem Handlungshause angelegt in Papieren, deren Werth problematisch, deren Verwerthung schwierig geworden war in Folge der ununterbrochenen Schwankungen, welche der Krieg in die gesammte Geldwirthschaft brachte.

Für Hermann Münsterlein war es eine Aufgabe der Freundschaft wie des Ehrgeizes, alle seine Kenntnisse und seine ganze Geschicklichkeit dafür einzusetzen, den unglücklichen Damen so viel als möglich von ihrem Besitzthum zu retten. Da er gleichwohl nur seinen

Rath geben, nur in jedem einzelnen Fall die Beistimmung dafür einholen, nicht aber eigenmächtig handeln wollte, so führten ihn die Geschäfte häufig genug in das Haus der Frau von Niederau, wo er in besseren Tagen gar oft als fröhlicher Gast aus- und eingegangen war.

Ob an seinen treuen und eifrigen Bemühungen ein Interesse des Herzens Antheil hatte, läßt sich nicht entscheiden. André glaubte in den Worten, den Blicken, dem ganzen Verhalten des jungen Kaufmannes eine mühsam sich verbergende Leidenschaft für Agnes zu erkennen, so daß der Offizier eines Tages Frau von Niederau geradezu fragte, weshalb wohl Hermann Münsterlein nicht schon längst offen um ihre Tochter geworben hätte.

„Ich glaube nicht, daß er sie liebt," hatte die Wittwe erwidert, „aber wäre dem auch so, er weiß sehr wohl, daß an eine Verbindung nicht zu denken. Ich muß den Traditionen meines Gatten und auch meines Hauses gehorchen und darf meine Zustimmung nicht dazu geben, daß Agnes einen bürgerlichen Namen annehme. Wenn ich Ihnen, Monsieur Forrain, nicht alle Hoffnung abgeschnitten habe, so ist es, wie Sie wissen, weil Sie sich als ein Nachkömmling derer von Fortringer ausweisen wollen, nach andern Verwandten dieses, wie es scheint, erloschenen Geschlechtes suchen und behaupten, daß es Ihnen ein Leichtes sein werde, den Ihnen ohnehin zukommenden Adel auch in Frankreich zur Geltung zu

bringen. Hermann Münsterlein aber weiß, daß, so lange ich lebe, seine Werbung fruchtlos wäre."

Weit entfernt, daß diese Auskunft André beruhigt hätte, steigerte sie seinen Verdacht, daß die Leidenschaft des jungen Mannes für Agnes um so glühender sein müßte, je mehr sie sich versteckt zu halten hätte. Eine Aeußerung hierüber im vertraulichen Zwiegespräch mit Agnes beantwortete diese mit einiger Heftigkeit, so daß dabei in ihren Wangen eine Röthe aufstieg, welche die des Zornes war, während André sich nicht abgeneigt fühlte, sie anders zu deuten:

„Ich würde die Besuche Hermann's in unserem Hause nicht dulden, wie große Dienste er uns auch leistet, wenn ich das geringste Anzeichen hätte, daß ihn ein anderes Gefühl als altbewährte Freundschaft für meinen Vater, für meine Mutter, für mich selbst leitet. Sie haben sich das Recht erworben, André, in allen meinen Empfindungen klar zu sehen, nachdem ich Ihnen erklärt habe, einer künftigen Verbindung zwischen uns geneigt zu sein. Durch dieses Recht haben Sie aber auch die Pflicht auf sich genommen, mir zu glauben, oder Sie geben das Recht auf. Ich kenne nichts Demüthigenderes in der Welt, als im Verdachte zu stehen, nicht die Wahrheit zu sprechen, wenn man betheuert, nichts als diese zu sagen. Ich liebe Hermann Münsterlein wie einen Angehörigen unseres Hauses und würde ihm so wenig meine Hand reichen wie einem Bruder."

Die ernsten Worte des Mädchens hatten mindestens den Erfolg, daß André die Sache, wenn sie auch fort-

während seine Seele beschäftigte, nicht mehr zur Sprache brachte. Sein Verhältniß zu Agnes blieb in der Schwebe, und zu seinem großen Leidwesen mußte er den Rhein verlassen, ohne sich früher mit ihr förmlich verlobt zu haben. Ja, sie und ihre Mutter behielten sich Freiheit des Handelns noch ausdrücklich vor.

Die Völkerschlacht bei Leipzig wurde geschlagen, die Macht des großen Imperators zertrümmert; er mußte sich nach Elba einschiffen, und man dachte nicht daran, daß man ihm einen gefährlichen Bundesgenossen, dem man nicht verbieten konnte, ihn zu begleiten, in die Verbannung mitgab: sein Genie. Wie sehr daher auch die erste Restauration den Frieden zu versprechen schien, welchen man André als den für seine Verbindung mit Agnes günstigen Zeitpunkt bezeichnet hatte — in der französischen Armee hatte man das Gefühl, wenn auch keinen bestimmten Anhaltspunkt, daß man den Degen nicht wegwerfen solle, daß man ihn noch einmal für den Kaiser werde ziehen müssen oder dürfen. Jedermann blieb so zu sagen erwartungsvoll auf seinem Platze — und auch André quittirte nicht. Die hundert Tage rechtfertigten diese dunkle Voraussicht. Erst das Jahr 1815 machte den Hoffnungen und Befürchtungen ein Ende. Der Weltfriede war hergestellt.

Als André nach der zweiten Verbannung Napoleon's die militärische Laufbahn aufgegeben hatte und nach Cöln wiederkehrte, fand er, der bei seinem stets wechselnden Aufenthalt seit länger als einem Jahre keine Nachricht mehr von Agnes erhalten hatte, eine

große Veränderung vor. Ihre Mutter war gestorben. Agnes lebte noch in demselben Hause; aber obgleich seit ihrem Verluste schon ein Jahr verstrichen war, hatte sie noch keinem ihrer Freunde erlaubt, ihre Einsamkeit zu stören. Auch der treue Hermann Münsterlein hatte sie, seit er ihrer Mutter das letzte Geleit gegeben, nicht mehr wiedergesehen. André Forrain jedoch wurde, kaum daß man ihr seinen Namen genannt hatte, zu ihr geführt. Er stand tief erschüttert vor dem bleichgewordenen schönen Mädchen, hegte aber heimlich die Hoffnung, daß sie in ihrer Verlassenheit um so rascher die Stütze annehmen werde, die er ihr mit seinem ganzen Leben neuerdings darbot.

„Ich habe Sie immer erwartet," sagte Agnes, „Sie allein, André; mir war es jeden Tag, als müßten Sie jetzt und jetzt bei mir eintreten, der armen Verstorbenen die letzte Scholle nachzuwerfen, als könnte ihr Grab nicht früher sich schließen."

Er ließ sich die Ursache der letzten Erkrankung und das Ende der Geschiedenen erzählen, aber dann leidenschaftlich die Hand des weinenden Mädchens fassend, bat er, daß sie auch sofort über sein Schicksal entscheide, das er an sie geknüpft habe.

Sie trocknete ihre Thränen, und in ihrem Gesicht wechselte der Ausdruck des Schmerzes mit dem einer anderen Art von Ernst.

„Ich war lange genug vorbereitet," sprach sie, „als daß ich jetzt in Verlegenheit sein könnte, Ihnen sogleich zu antworten. Wenn ich Sie nicht liebte, wenn

ich Sie nicht sehr liebte, mein Freund, so würde ich auf unsere Verbindung besser verzichten. Denn ihr muß ein Vertrauen vorhergehen, das man nur für den theuersten Menschen haben kann, die Offenbarung einer schweren und wichtigen Lebenswendung, die sich mit mir zugetragen hat.“

Und nun erfuhr André den folgenden Vorfall. Im Kloster, während des letzten der Erziehungsjahre, die sie dort zugebracht, hatte Agnes Freundschaft geschlossen mit einem Mädchen, dem nicht gleich ihr die Rückkehr ins Leben wieder offen gestanden, das in demselben Jahre als Nonne eingekleidet worden. Die schöne junge Dame war dazu gezwungen worden, sie gehörte einer fernen adeligen Familie an, und ihr Opfer sollte dem Majoratsherrn, ihrem Bruder, die Aufrechthaltung des Hauses ermöglichen. Sie hieß mit ihrem weltlichen Taufnamen Eleonore, oder abgekürzt Nora; ihren Kloster- und ihren Familiennamen wollte Agnes sogar Forrain nicht verrathen.

Nora hatte sich mit besonderer Gluth an Agnes geschlossen. Das Herz der Nonne war von Qualen zerrissen und fand einige Linderung in der Wärme und Sympathie, welche Agnes vom ersten Augenblick an der Unglücklichen entgegengebracht.

Bald gab es zwischen den beiden Mädchen kein Geheimniß mehr. Agnes erfuhr, das Nora einer Liebe hatte entsagen müssen, freilich einer hoffnungslosen Liebe, die unter keinen Umständen die Billigung ihrer Angehörigen gefunden hätte. Der Geliebte war der

weltliche Secretär eines geistlichen Kurfürsten, ein Mann von herrlicher Gestalt und vielen Talenten, aber der Sohn eines Schafhirten und, schlimmer noch, in den Ideen der französischen Revolution aufgewachsen, die seinem Stolz und seinem Charakter nicht gestatteten, den Adel zu suchen.

Die Einkleidung Nora's war auch für ihn ein zerschmetternder Schlag, aber seine Genialität ließ es nicht dabei bewenden. Er suchte auch jetzt noch auf den sinnreichsten Wegen Annährung an Nora, und Agnes bekam bald Einsicht in die gefährlichen Wagstücke, welche die Liebenden unternahmen, um, wenn auch nur für Minuten, ein Wiedersehen zu gewinnen. Sie hatte nicht lange Zeit zu rathen und abzumahnen, denn sie kehrte zu ihrer Mutter zurück.

Diese war noch nicht gestorben, als Agnes die überraschende Kunde empfing, daß Nora dem Kloster entflohen war. Bald nach dem Tode ihrer Mutter kam ein Weib aus dem Volke zu Agnes, beauftragt, diese in ein nahes Dorf zu geleiten an das Bett der schwer erkrankten Nora. Diese Krankheit war eine Niederkunft, neben dem Bette schlummerte ein Kind in der Wiege.

Nora hatte von dem Geliebten seit einem halben Jahre nichts mehr vernommen. Er hatte sie in einem sichern Versteck verborgen gehalten und glücklich mit ihr gelebt. Dann mußte er sie verlassen, um für zwei Monate in Geschäften seines Amtes nach Frankreich zu gehen. Dort hatte er sich vielleicht in eine politische

Verschwörung eingelassen und war verhaftet worden; jedenfalls war er verschollen. Nora's Mittel reichten nicht, um noch länger an demselben Orte zu bleiben, waren aber noch groß genug, daß sie bei Bauersleuten eine dankbare, zu jedem Dienst bereite Aufnahme finden konnte.

Nora fühlte sich dem Tode nahe und wußte auch, daß sie ihn durch das Wiedersehen mit Agnes, durch die Mittheilungen, die sie ihr zu machen, durch die Versprechungen, die sie von ihr zu erlangen hatte, nur beschleunigen werde. Allein sie sagte, daß sie gern dahinging, daß sie mit Schiller's Thekla empfand: „Ich habe genossen das irdische Glück, ich habe gelebt und geliebet."

Das Herz der guten Agnes war durch die eben empfangene Wunde, durch den noch frischen Schmerz um die verlorene Mutter ganz aufgelöst. In solcher Stimmung ist man willig, sich auch fremdem Leid voll hinzugeben, und bis zur Exaltation geneigt, Opfer auf sich zu nehmen. Unter allen Formen, die der katholische Glaube zur Sicherung eines Gelöbnisses in Bereitschaft hat, schwur Agnes, das Kind nach dem Tode Nora's bei sich aufnehmen, als ihr Pflegekind zu erziehen, ihm eine Mutter zu ersetzen. Das Kind war ein Mädchen, das in der Nothtaufe ebenfalls den Namen Eleonore empfangen hatte. Agnes gelobte, die Kleine nur in dem Falle von sich zu lassen, wenn die Verwandten der Nonne milder für die Lebende wären, als sie es für die Todte waren, und sich anbieten sollten, das

Kind der Unglücklichen verwandtschaftlich bei sich aufzunehmen, wozu für spätere Zeit eine Möglichkeit offen erhalten blieb.

Agnes schwur endlich, die Identität der entflohenen Nonne mit der Mutter des Kindes wie ein Beichtgeheimniß zu bewahren oder, mit anderen Worten, den Kloster- sowie den Familiennamen Nora's unter keinen Umständen und keinem Menschen zu verrathen.

Es wurde die Veranstaltung getroffen, daß man der barmherzigen Agnes nach dem Ableben Nora's das Kind eines Morgens vor die Thürschwelle legte, so daß man allgemein wußte, sie habe sich aus purem Erbarmen eines weggelegten Kindes, eines fremden, namenlosen Findlings angenommen.

„Das Kind ist auch der Grund, lieber André," schloß Agnes ihre Mittheilung, „daß ich in strenger Einsamkeit verblieb und für den Verlust meiner theuren Mutter nicht bei Freunden Trost suchte; ich wollte allen Fragen wegen des Kindes, allem Forschen nach den Motiven meiner Handlungsweise entgehen. Ihnen allein behielt ich es vor, die Wahrheit zu erfahren, so viel ich sie sagen darf."

Sie nahm seinen Arm und führte ihn in ein Nebenzimmer an die Wiege des schlafenden Säuglings.

„Und nun, André," sagte sie, „prüfen Sie sich im Angesicht dieses Kindes, ob Sie noch geneigt sein können, einen Bund mit mir zu schließen, der Ihnen diese fremde Last auferlegt. Ich werde das Kind niemals von mir geben, so lange nicht diejenigen es em-

pfangen, die allein dazu berechtigt sind. Kann es Ihnen genehm sein, mit mir zugleich in Ihr Haus einen Fremdling aufzunehmen, an dem Sie nicht das mindeste Interesse haben; Ihr Weib mit einer Sorge beschäftigt zu sehen, deren Pflicht Sie nicht theilen, nicht verstehen und aus der Ihnen keine Freude erwachsen kann?"

André war von seinen Gefühlen für Agnes viel zu sehr eingenommen, als daß er sich nur einen Augenblick bedacht hätte.

„Ein Mann," sagte er, „gönnt seiner jungen Frau manches Spielzeug, woran er keinen Antheil hat; warum sollte ich Ihnen dieses versagen? Es ist wahr, Sie würden vielleicht nicht so unbedacht gehandelt haben, wenn Ihre Mutter noch gelebt hätte; aber am Ende was liegt daran?"

Der Tag verging nicht, ohne daß André und Agnes sich fest und förmlich verlobten, und in kurzer Zeit zog André Forrain mit seiner jungen Gattin und dem fremden Kinde auf dem Marderhof ein.

III.

Große Denker haben behauptet und bewiesen, daß der menschliche Charakter im Kern seines Wesens weder durch Erziehung noch durch Schicksale Veränderungen erleidet, sondern in der Beschaffenheit, die ihm die Natur verlieh, bis zum Ende verharrt. So wenig dies zu bestreiten wäre, so ändern doch zuweilen Stimmungen und Verhältnisse die Form, in welcher die Unwandelbarkeit des Charakters sich äußert. War Agnes Aloisia als Frau von gleicher Empfindlichkeit geblieben, wenn ihre Wahrheitsliebe verdächtigt wurde, wie da sie als Mädchen die eifersüchtigen Anwandlungen André's zurückgewiesen hatte, so konnte sie ihm doch jetzt nicht mehr mit demselben imponirenden Stolz, mit der kaltblütigen Verachtung begegnen, womit sie einst den Freier gezwungen hatte, seine argwöhnischen Regungen zu beherrschen.

Eine wackere Frau pflanzt sich mit der Liebe zum

Gatten zugleich die Demuth ein, die lieber erträgt als kämpft. André suchte für die Aeußerungen seiner unbezwingbaren Eifersucht keine neue Veranlassung, er kam vielmehr unausgesetzt auf die Vergangenheit zurück. Agnes aber sah ihre stolzesten Entgegnungen wirkungslos abgleiten, seit er nicht mehr fürchten zu müssen glaubte, daß er sie verlieren könnte.

So nahm ihr Widerstreben allmählig die Form duldsamen Schweigens an, wenn sie sich nicht mit Thränen waffnete, bis Momente kamen, in denen sie, auf das äußerste gebracht, ihren alten Stolz hervorthat auf die Gefahr hin, daß ihre Ehe gelöst würde, bis eben diese Gefahr ihn wieder, wenn auch nur für kurze Zeit, zur Ruhe brachte.

Unmittelbar nach ihrer Verlobung hatte Agnes den bewährten Freund Hermann Münsterlein wieder in ihre Nähe kommen lassen. André selbst, als ihm die materiellen Verhältnisse seiner Braut dargelegt wurden, mußte gestehen, daß Hermann zur Ordnung derselben noch vor dem Ableben der Frau von Niederau Großes geleistet hatte. Ein unangefochtenes Erbtheil war dadurch der Tochter gesichert worden, dessen kleine Rente ihr gestattet hätte, frei und unabhängig in Cöln weiter zu leben, der Pflege des fremden Kindes sich widmend. Das Verdienst des Kaufmannes war jedoch in den Augen André's ein Beweis mehr, daß nur ungewöhnliche Empfindungen dabei mitwirkten, und als vollends verlautete, daß Hermann, der jetzt als Herr an der Spitze eines großen Geschäftes stand und von

dem man nach Sitte und Decorum erwarten mußte, daß er sich vermählen werde, mehrere angemessene und vortheilhafte Partieen ausgeschlagen hatte, stand es für André fest, daß nur eine unglückliche Liebe für Agnes der Beweggrund sein konnte.

Freilich erschien es André tröstlich, daß diese Liebe nur deshalb mit ihren Absichten gescheitert sein konnte, weil Agnes sie nicht theilte; was konnte aber nicht die Zukunft noch bringen? Er beschleunigte deshalb nur um so mehr seine Heirath und konnte nicht eilig genug Agnes dem Gesichtskreis des heimlich gefürchteten Rivalen entrücken.

Hatte nun der Eifersüchtige von der Zukunft nichts mehr zu fürchten, so stieg dafür die Vergangenheit vor ihm in unerwartet schrecklicher Gestalt auf. Leise erst gleich einem vorüberziehenden Schatten auf sein Gemüth fallend, dann langsam immer festere, immer bleibendere Gestalt gewinnend, marterte ihn der Gedanke, die abenteuerliche Geschichte der Nonne Nora wäre eine Erdichtung, zu dem Zwecke erfunden, um Schande zu verdecken und einen unerhörten Betrug an ihm zu begehen.

Das Kind konnte die Frucht eines heimlichen Verkehrs zwischen Hermann und Agnes sein. War doch eine eheliche Verbindung zwischen ihnen durch den Widerstand der Frau von Niederau unmöglich gemacht worden. Und nach dem Tode derselben scheute Agnes vielleicht aus Pietät für das Andenken der Mutter eine Heirath zu schließen, welche den Grundsätzen der Geschiedenen so sehr entgegen gewesen wäre.

Als diese schreckliche und qualvolle Vorstellung in André aufkeimte und trotz der Abwehr, die ihm sein Herz und sein Verstand bereiteten, immer fester Wurzel geschlagen hatte, war er noch weit davon entfernt, eine offene Aeußerung darüber zu wagen. Der in ihm wühlende und nagende Wurm brach sich zuerst auf Umwegen Bahn.

Andrés Reden klammerten sich zunächst an das Geheimniß, mit welchem Agnes die Abkunft des Kindes umgab; er machte seiner Frau Vorwürfe wegen Mangel an Vertrauen in dieser Beziehung. Welchen Familiennamen hatte die Nonne Nora, welchen ihr Verführer getragen? Warum sollte ein Ehemann nicht in Alles eingeweiht werden, was sein treues Weib jemals erlebt und erfahren hatte?

Agnes berief sich solchen Fragen und Vorwürfen gegenüber auf die religiöse Unverbrüchlichkeit ihrer Zusagen und erklärte, daß sie eben so wenig, wie sie ihre Religion wechseln würde, die Schwüre brechen könne, die sie knieend vor dem Crucifix und mit der Hand auf demselben geleistet hatte.

Nun kamen leise und allmälig, aber in stets bestimmteren Ausdrücken die Zweifel zu Worte, welche André in die Aussagen seiner Frau setzte. Sie war für Augenblicke wieder zu der Empörung entflammt, mit der sie als Jungfrau der Verdächtigung ihrer Wahrheitsliebe begegnet war, aber nicht mehr wie damals schreckte sie dadurch den Angreifer siegreich zurück, sondern erweckte vielmehr in ihm Trotz und Groll und böse Widerrede. In Folge einer solchen Streitscene

ließ er sich eines Tages hinreißen, seinen schrecklichen Gedanken rund herauszusagen, die schimpfliche Beschuldigung geradezu auszusprechen.

Agnes sagte kein Wort. Zorn, Entsetzen und Scham bedrohten sie mit einer Ohnmacht. Nachdem sie die Schwäche überwunden, nahm sie die kleine Nora auf den Arm, um das Haus ihres Mannes für immer zu verlassen.

Nun haben aber Leidenschaften, welche sich, wie die Eifersucht, von Phantasiegebilden nähren, das Eigenthümliche, daß sie, wenn ihnen plötzlich eine überraschende Wirklichkeit mit erschütternder Gewalt entgegentritt, für Augenblicke wie ein Fieberwahn verfliegen, so daß der von ihnen Betrunkene in dem Grade ernüchtert wird, daß er sich dem Beleidigten zu Füßen wirft, Reue ausspricht und Besserung gelobt. So that André, als ihn die Entrüstung und die Energie seines Weibes mit einer ewigen Trennung bedrohten. Er rief zuletzt ihre religiösen Tugenden an, die Milde, die Selbüberwindung, die verzeiht und vergißt, und erlangte dadurch, daß sie, nachdem er betheuert hatte, nie wieder ähnliche Worte über seine Lippen zu lassen, den fürchterlichen Vorfall als ungeschehen betrachten wollte. Aeußerlich kehrte Ruhe in das Haus ein.

Daß sie nicht auch in den Gemüthern so rasch wieder hergestellt werden könne, empfanden Beide, und es entwickelte sich zwischen ihnen ein Verkehr, dessen Friedlichkeit eine Maske bloß war für eine innerlich grollende, aber verschwiegene Entfremdung.

Um diese Zeit war es, daß André den damals etwa fünfundzwanzigjährigen Fagott kennen lernte und sich diesem jovialen Beamten, der bei der Präfectur angestellt war, in den freien Stunden des letzteren gern und häufig anschloß. Sie jagten und fischten zusammen, und von Fagott erfuhr auch André gelegentlich, daß seine Ehe in manchen Kreisen von Metz Gegenstand der Gespräche war, daß namentlich die Existenz der kleinen Nora, von der man wußte, daß sich André nicht als Vater zu ihr bekannte, zu fabelhaften Conjecturen Anlaß gab, die zwar nichts Ehrenrühriges an sich hatten, aber durch ihre Ungewöhnlichkeit doch genirten, wenn auch nicht beunruhigten.

Die Kluft zwischen den Gatten wurde dadurch nur erweitert, wenn auch ihr Leben, wie schon bisher seit Jahren, ferner keine Veränderung erlitt. André that es wohl, von seinen häuslichen Verhältnissen mit einem Freunde zu sprechen. Zwar erlaubte es die Ehre des Ehemannes nicht, daß er von dem heimlichen Verdachte, der an seiner Ruhe nagte, auch nur eine Spur verrathen hätte, er erzählte vielmehr nur die Thatsachen und beklagte, daß er und seine Frau eine so schwere Pflicht ohne genügenden Beweggrund übernommen, allein die klugen und gemüthlichen Gegenäußerungen Fagott's waren doch geeignet, der verborgenen Wunde Balsam zuzuführen.

Diesen Trost lohnte André durch den Antheil, den auch er hinwieder an den Angelegenheiten des Freundes nahm. Fagott war verliebt, und es war keineswegs

ein Opfer, den Regungen und Windungen seines Gemüthes dabei getreue Aufmerksamkeit zu schenken, weil der Liebende durch seine Drolligkeit amüsirte.

Die Erwählte war eine etwas räthselhafte Erscheinung. Daß sie von großer, verführerischer Schönheit war, lag allerdings klar zu Tage. Ihrem Beruf, ihren Verhältnissen jedoch war nicht die gleiche Durchsichtigkeit eigen. Sie hieß Françoise Dauvergne, und Fagott verfehlte nicht, den Anfangsbuchstaben ihres Namens für ein Adelsprädicat auszugeben und ihren Namen Françoise d'Auvergne zu schreiben. Sie war in Gesellschaft einer älteren Dame aus Paris nach Metz gekommen, lebte offenbar in Wohlstande, aber sehr zurückgezogen, und schien über irgend etwas zu trauern, was sie nicht verrathen wollte.

Ihre Geschichte war indessen sehr einfach. Die Tochter eines wohlhabenden Pariser Banquiers, der sich vom Gewürzkrämer zum Besitzer eines Wechselhauses aufgeschwungen hatte und mit seiner zahlreichen Familie noch immer schlicht in seinem Viertel lebte, hatte sie von Jugend an eine große Passion für das Theater gezeigt und sich dazu berufen geglaubt, eine berühmte Schauspielerin zu werden. Ihr Vater war noch immer épicier genug, um darüber entsetzt zu sein und ihrem Streben durch Verbote und Hindernisse entgegen zu wirken. Ein Sprichwort des Landes sagt aber nicht umsonst: „Ce que femme veut, Dieu le veut"; Françoise, unterstützt von einer schwachen Mutter, die Ehrgeiz für ihr Kind hatte, „studirte" tapfer darauf

los, so daß, als sich dem Mädchen eine vom Vater lebhaft gewünschte, ansehnliche Heirath darbot, Françoise den Bewerber nicht einmal ernsthaft ins Auge faßte. Hätte doch ihre Einwilligung unter allen Umständen die Verzichtleistung auf das Theater zur Folge gehabt! So viel jedoch mußte sie sehen und erkennen, daß der Freier ein sehr schöner und liebenswürdiger junger Mann war, der es auch an feurigen Gründen der Ueberredung nicht fehlen ließ, um sie seinen Absichten geneigt zu machen. Er war vom Stande ihres Vaters, ein Fremder zwar, aber er würde das Opfer gebracht haben, sich mit ihr in Paris anzusiedeln. Wie liebte er sie! Und seine Liebe wuchs mit ihrem Widerstande.

Hoffnungslos mußte er von Paris abreisen. Jahre vergingen, bis es Françoise gelang, wirklich eine dem ernsten Schauspiel gewidmete, also nicht zu sehr im Rang der Vorstadttheater stehende Bühne zu betreten. Obgleich es natürlich unter einem angenommenen Namen geschah, war doch das ganze Viertel von dem großen Ereigniß unterrichtet. Sie fiel jämmerlich durch. Ihre seltene Schönheit hatte den Mißerfolg nicht aufhalten können, weil Costüme und Schminke ihr nicht günstig waren.

Schmeichler beredeten sie, das Unglück bloß auf ihre außerordentliche Befangenheit zu wälzen. Vielleicht wäre auch der zweite Versuch besser gelungen, wenn sich zu diesem nicht ein boshafter Zufall gesellt hätte. Das fremdartige, mittelalterliche Costüm paßte ihr nicht recht, und als der Vorhang zum dritten Acte aufging

und sie, ihrer Rolle gemäß, auf einem Stuhl, den Kopf zurückgelegt, halb ohnmächtig liegen sollte, hatte sich ihr Oberkleid so auffallend und so komisch in die Höhe geschoben, daß im Hause Heiterkeit entstand. Ein Mittel, diese zu dämpfen, war es keineswegs, als aus dem Parterre der doppelsinnige Ruf erscholl: „Baissez la toile". Das Gelächter wollte kein Ende nehmen und der Vorhang mußte wirklich fallen. Nun folgte Erscheinen des Regisseurs mit der Meldung plötzlicher Erkältung, was neues Gelächter erregte, Einspringen einer neuen Artiste und vorläufiges Ende der dramatischen Laufbahn von Françoise Dauvergne oder Mademoiselle Zéphelie, wie sie auf dem Zettel hieß.

Damit war es aber nicht abgethan. Der Zorn des Vaters und die Beschämung bei den ironischen Trostgründen der zahlreichen Hausfreunde waren schon nicht auszuhalten, und als nun gar die öffentlichen Blätter Carricaturbilder über die Sache brachten, dachte man an Flucht. Eine jener armen Tanten, die in großen Familien immer vorhanden und bereit sind, mit ihrer Person in außerordentlichen Fällen Dienste zu leisten, wurde veranlaßt, als Schutz und Beistand für Françoise mit ihr nach Metz zu gehen, wo Herr Dauvergne angesehene Geschäftsverbindungen hatte. Dort sollte sie so lange verweilen, bis ihr unglückliches theatralisches Debut in Vergessenheit gerathen, was mindestens in Bezug auf den Umkreis ihres Vaterhauses keine geringe Zeitdauer in Aussicht stellte.

Als Fagott diesen Kern der Lebensgeschichte des

ihn so sehr interessirenden Mädchens erfahren hatte, was ihm nur nach und nach durch Bezauberung der alten Tante gelungen, war sein Plan bald gefaßt. Er mußte, um bei Françoise zu reüssiren, ihrer Leidenschaft schmeicheln und verlegte sich plötzlich auf das Auswendiglernen und Declamiren der französischen Classiker, was André, zum ersten Auditorium des neuen Künstlers aus ersehen, nicht wenig amüsirte.

Ob Fagott gleichen Succes bei Françoise errang, blieb zweifelhaft. Sie ließ es sich sehr wohl gefallen, mit ihm lange Scenen aufzuführen, auch empfand sie es sehr angenehm, wenn er ihre Versicherungen, daß nur die schnödeste heimtückische Intrigue sie verhindert hatte, ihr Talent zur Geltung zu bringen, mit einer Miene aufnahm, als ob nichts in der Welt einleuchtender sein könnte. Selbst daß er einen administrativen Rang bekleidete, ließ sie sich von der Tante als einen Vorzug des Mannes einreden. Wenn er aber einige Wärme des Gefühles von ihr in Anspruch nahm, dann erröthete sie, blickte seufzend zur Zimmerdecke empor und nannte ihn zuletzt lachend ihren „zweiten Liebhaber“. Er, der keine Ahnung davon hatte, daß Liebe schon einmal an sie herangetreten war, legte jenes Erröthen und jene Seufzer mit Entzücken zu seinem Vortheil aus und deutete die Bezeichnung als zweiter Liebhaber wie eine Aufforderung, durch fortgesetzte Anstrengung in der theatralischen Kunst die Würde eines ersten Liebhabers bei ihr zu erreichen.

Um so zahlreicher wurden dadurch die Proben, die

er vom Effect seines Declamirens und vom Pathos seines Heldenspiels dem vertrauten Freunde gab, dem er sogar berichten konnte, daß das geliebte Mädchen einst die Frage aufgeworfen, ob ein königlicher Beamter seiner Frau gestatten könne, das Theater zu betreten, was Fagott natürlich mit Begeisterung bejaht hatte.

„Ich brauche mir also nur noch einige Mühe zu geben,“ sagte er mit seligem Lächeln, „besonders in der ‚Phädra‘, dem Lieblingsstück der Süßen, von dem ich schon alle Männerrollen auswendig weiß, und ich bin am Ziele!“

André würde sich noch lange mit den Bestrebungen und Unternehmungen des verliebten Fagott belustigt haben, wenn nicht die halb eingeschlummerten Qualen des unglücklichen Ehemanns durch einen besonderen Umstand wieder zu ihrer vollen Macht wären aufgerüttelt worden.

Es traf sich, daß ein alter Buchhalter des Münsterlein'schen Geschäftshauses nach Lothringen kam, wo ihm ein Bruder gelebt hatte. Dieser war mit Hinterlassung einer Frau, mehrerer Kinder und eines kleinen Etablissements gestorben, das wegen mangelhafter Buchführung das Opfer einiger Gläubiger zu werden drohte. Die Wittwe beschwor ihren Schwager, sich der Sachen anzunehmen. In die Gegend gekommen, glaubte der Alte, der während der finanziellen Verhandlungen zwischen Hermann und Frau von Niederau häufig mit der letzteren verkehrt hatte, ihrer Tochter einen Besuch abstatten zu müssen. Er wurde von Madame Forrain

und auch von ihrem Gatten mit Wohlwollen aufgenommen, und als man traulich beisammen saß, wendete sich die Unterhaltung natürlich den Erinnerungen an die deutsche Heimath zu. Dabei fügte es sich von selbst, daß Hermann Münsterlein im Vordergrund des Gespräches stand.

Er war noch immer unvermählt, noch immer zögerte er nicht, jede ihm angebotene gute Partie auszuschlagen.

„Ich liebe ihn wie einen Sohn," sagte der Alte, „aber ich bin niemals der Freundschaft des stolzen und schweigsamen Mannes .gewürdigt worden; ich bin nur sein Untergebener. Ich begehe daher keinen Verrath, keinen Bruch des Vertrauens, wenn ich Freunden, die an ihm theilnehmen, mittheile, was ich wahrnahm, was ich sicher weiß und doch nicht von ihm selbst erfahren habe. Der arme junge Mann leidet unter einer unglücklichen Jugendliebe. Die Person, der er seine Neigung zugewendet hat, ist mir unbekannt. So viel aber ist gewiß, daß sein Glück nur durch äußere Umstände vereidelt wurde, daß er die Neigung der Geliebten besaß und schon sehr weit mit ihr gekommen war, so daß es nur eines festen Entschlusses von ihr bedurft hätte, um ihm mit Aufopferung anderer Beziehungen für immer anzugehören. Jetzt ist sie ihm entrissen, lebt in weiter Ferne und er geht an Hoffnungslosigkeit und verzehrender Sehnsucht zu Grunde."

André warf verstohlene düstere Blicke auf Agnes, die unbeweglich saß und bei der Mittheilung des Buch-

halters die Miene theilnehmenden Anhörens nicht veränderte. Erst als sich der alte Mann verabschiedet hatte, bemerkte sie, daß sein Bericht von neuem einen glimmenden Zunder in das Herz André's geworfen haben mußte. Er ließ sie auch darüber nicht lange in Zweifel. Im Tone harmloser Erzählung brachte er zuerst seine Erinnerung vor aus der Zeit, da er Agnes kennen gelernt und Frau von Niederau noch gelebt hatte. Er wollte immer ein schmachtendes, liebeglühendes Wesen an Hermann bemerkt haben, worüber dessen Schweigsamkeit nicht täuschen konnte.

Im Laufe von Wochen wurden diese Reminiscenzen mit immer größerer Bitterkeit hervorgeholt, weiter ausgedehnt, in Vermuthungen und bestimmte Behauptungen verwandelt. Agnes sprach endlich als einzige Gegenrede den Entschluß aus, an Hermann Münsterlein zu schreiben, ihn zu bitten, ihr aus alter Freundschaft das Opfer zu bringen, eine Reise nach Lothringen zu unternehmen, um ihrem Manne Auge in Auge Alles zu sagen, was sich jemals zwischen ihm und ihr, zwischen Hermann und Agnes, zugetragen hätte.

André lachte über diesen Gedanken.

„Wird ein Mann, der sich achtet,“ sagte er, jemals die Geliebte bei ihrem Ehemann verrathen?“

„Was also ist zu thun?“ rief Agnes in heller Verzweiflung.

Da war es, als ob ihr der Himmel selbst im rechten Augenblicke Hülfe senden wollte. Ungerufen,

unerwartet erschien Hermann Münsterlein auf dem Marderhof.

Das Aeußere des jungen Mannes strahlte von so imponirender Biederkeit, daß ihm André im ersten Momente, als des giftigen Argwohns ungeachtet, den er im Herzen trug, unwillkürlich in die Arme schloß. Hermann küßte beide Hände der ihm entgegenfliegenden Agnes und sagte nach den ersten Begrüßungen zu beiden Ehegatten gewendet:

„Ich komme nicht bloß, um Sie wiederzusehen. Solche Freude darf sich ein Geschäftsmann nicht ohne weitern Anlaß gönnen. Ich komme, weil es sich hier auch um eine Lebensfrage handelt, weil ich Ihre Hülfe brauche."

Und nun erzählte er, wie er vor Jahren in Paris in leidenschaftlicher Liebe zu einem jungen wunderschönen Mädchen entbrannte, wie ihr Vater für die Verbindung eingenommen schien, das Mädchen selbst ihm nicht abgeneigt war und nur eine unselige Passion der jungen Dame für das Theater den schönsten Plan seines Lebens zum Scheitern gebracht hätte. Er mußte Paris verlassen, und wie oft er auch schrieb und sich erkundigte, nichts änderte sich an den Verhältnissen. Er wäre an Sehnsuchtsqualen schier zu Grunde gegangen. Als er sich nach langer Zeit abermals an den Vater des Mädchens brieflich gewendet, habe ihm dieser eine schreckliche Antwort gegeben. Es hieß darin, das Mädchen hätte Schande über ihre Familie gebracht, und der Vater wolle in ihren Angelegenheiten nichts

mehr thun und sie ihren Neigungen und Schicksalen überlassen. Er hätte sie vorläufig aus Paris entfernt.

„Diesem Brief voll Zorn und Schmerz," fuhr Hermann fort, „konnte ich nichts Anderes entnehmen, als daß sich die Unselige schimpflich entehrt hätte, und die Wirkung auf mich war die traurigste, die sich denken läßt. Da schreibt mir mein Buchhalter aus Metz, daß dort ein Fräulein Françoise Dauvergne anwesend sei, von der er nichts weiter weiß, als daß sie die Tochter eines meiner Pariser Geschäftsfreunde. Ich ziehe Erkundigungen ein über ihren Aufenthalt, wende mich an die Tante, die mit ihr ist, und erfahre zu meiner unaussprechlichen Freude, wie unschuldig es sich im Grunde mit der ‚Schande' verhält, die eine solche nur in den Augen eines épicier sein konnte.

„Ich eile nun nach Metz und werde gut aufgenommen. Noch immer aber scheitern meine Absichten an der Theater-Passion. Ich muß als deutscher Mann und Bürger, als Mitglied einer geachteten Gesellschaft gewisse Pflichten höher in Anschlag bringen als meine heißeste Leidenschaft. Eine Frau, die sich dem Theater widmet, dürfte ich nicht besitzen. Unglücklicherweise wird meine Françoise in ihrer Marotte von einem Herrn unterstützt, über den sie sich zwar ein wenig lustig macht, dessen Versicherung aber, daß er sehr gern eine Schauspielerin heirathen würde, sie höchst ernsthaft nimmt.

„Ich weiß mich geliebt, und es handelt sich also nunmehr um die Zurechtsetzung einer Verschrobenheit.

Da denke ich denn an Ihre Hülfe, Frau Agnes! Meiner Françoise fehlt es nur an weiblicher Einwirkung von tüchtiger rechtschaffener Art. An ihrer eigenen Mutter hat sie das Richtige nicht gefunden. Wie würde es mich beglücken, Frau Agnes, wenn gerade Ihre Tugenden, die ich von jeher so hoch verehrte, meine Françoise über die Wahrheit und den Ernst des Lebens belehrten, wenn Ihre Tugenden dadurch gewissermaßen auf meine künftige Frau übergingen!"

Nun war es an Agnes, verstohlene Blicke auf ihren Mann zu werfen, der mit zu Boden gesenkten Augen vor ihr saß, in tiefes Nachdenken versunken. Agnes beeilte sich, dem jungen Freunde entgegenkommend zu antworten, damit das Schweigen ihres Mannes ihn nicht in Verwunderung setze.

In kurzer Zeit war die Bekanntschaft zwischen Agnes und Françoise Dauvergne geschlossen. Die Unterredungen mit der schönen Ueberspannten verzeichnete Frau Forrain sorgsam in ihren Tagebüchern, weil dabei interessante Beleuchtungen auf Kunst und Leben fielen. Den heitersten Theil dieser Aufzeichnungen bestritt, ohne es zu wissen, Monsieur Fagott, und wer hätte damals ahnen können, daß er jemals von der Geschichtschreibung seiner Liebe etwas erfahren werde?

Es war endlich gelungen, Françoise zur Einsicht zu bringen, daß die sicheren Triumphe, welche ein tugendhaftes Weib im Kreise ihrer Häuslichkeit feiert, den unsicheren Erfolgen der Kunst, besonders auf Grund

eines problematischen Talentes, weit vorzuziehen seien. Unter den Schutze des Entschlusses, dem Theater für immer zu entsagen, konnte die junge Dame getrost nach Paris zu ihrem Vater zurückkehren, um ihn bald darauf als die Gattin des Kaufmanns Hermann Münsterlein wieder zu verlassen. In Paris hatte sie des Bitteren genug erlebt, als daß sie noch Hermann's Uebersiedlung dahin gewünscht hätte.

In den Lebensgang André's und seiner Frau hatte diese Begebenheit eine entschieden günstige Wendung gebracht, die sich durch Vorsätze und Zusagen Hermann's in Bezug auf die kleine Nora zu einem vollständigen Glück zu entwickeln im Begriffe war.

IV.

Das Wesentliche des vorhergehend Erzählten hatten sich Charles Forrain und Prosper Fagott theils aus den Papieren des Ersteren, theils aus den Erinnerungen des Letzteren zusammengesetzt, als sie nach ihrem gemeinsamen Diener behaglich am Kamine plauderten. Der Colonel war nun über die Ursache des seiner Geburt vorhergegangenen Conflictes zwischen seinen Eltern durch Fagott genau unterrichtet, was aber dieser nicht wußte, war das Schicksal des kleinen Mädchens, an dem Agnes Mutterstelle vertreten hatte.

„Darüber bin ich erst in letzter Zeit unterrichtet worden, und zwar durch ein Testament derselben Nora, die in Westphalen als eine vereinsamte alte Jungfrau gestorben ist. Ich kann Ihnen in der Kürze nur so viel sagen, daß Hermann Münsterlein, dem meine Mutter, ihrem Gelöbniß getreu, nicht mehr über die Abkunft des Kindes mitgetheilt als ihrem Gatten, sich es zur Aufgabe gemacht, diese geringen Spuren so lange weiter zu verfolgen, bis er auf die eigentlichen Verwandten der unglücklichen Nonne Nora traf.“

„Und diese waren?“ fragte Fagott, als Charles nachsinnend schwieg.

„Die Combinationen menschlicher Geschicke,“ erwiderte dieser endlich, „gefallen sich zuweilen in seltsamen Ueberraschungen. Die Familie der Nonne bestand aus den letzten Abkömmlingen des Geschlechtes der Fortringer, welchem mein Vater in Deutschland so eifrig nachgespürt hatte. Freilich war der Name in öffentlichen Urkunden bereits seit langer Zeit mit dem einer Seitenlinie vertauscht worden und kam nicht mehr vor. Das Kind also, das meinem Vater so vielen Anstoß gegeben haben soll, war ihm selbst verwandt.“

„Und hat er dies noch erfahren?“ fragte Fagott.

„Ja wohl, wie ich aus jenem Testament der alten Jungfrau ersehe, die übrigens den Conflict, zu dem ihre Existenz Veranlassung gegeben, nie geahnt haben mag. Hermann fand als einzigen noch lebenden Angehörigen der Nonne ihren Bruder auf, den Majoratsherrn. Dieser war noch von seiner Schwester, bevor sie starb, dunkel von dem Fall unterrichtet worden. Er eilte herbei und nahm bereitwillig das Kind seiner Schwester mit sich, wodurch meine Mutter ihrer Verpflichtungen gegen das Kind ledig wurde. Von diesem Augenblicke an scheint erst volles Glück und Einverständniß zwischen meinen Eltern geherrscht zu haben. Ein Jahr später kam ich zur Welt, und mein armer Vater, wie zur Buße, daß er sein Glück nicht früher hatte erkennen wollen, starb, sobald es vollständig geworden war. Ich verdanke gewissermaßen der Freundes-

treue des Hermann Münsterlein mein Leben, wenn für das Leben überhaupt zu danken ist."

„Und die kleine Nora?"

„Ihr Oheim starb. Das Majorat erlosch. Auf sie ging ein ziemlich großes Vermögen über, das mir als dem einzigen noch lebenden Fortringer zugefallen wäre, auch wenn sie es nicht ausdrücklich dem Sohn ihrer Wohlthäterin vermacht hätte, mit der sie bis zum Tode derselben in Briefwechsel geblieben. Das ist die Erbschaft, die ich in letzter Zeit so unerwartet gemacht habe. Allein in diesem Augenblicke, in welchem ich zum ersten Male klar sehe, wie viel Hermann Münsterlein meinen Eltern geleistet hat, möchte ich nichts lieber wissen, als wie seine Ehe mit der schönen Françoise Dauvergne verlief."

„Hm!" sagte Fagott, „da sind wir ja bei dem Punkte, über den Sie mich noch fragen wollten, bei den wenigen Zusammenkünften und Gesprächen, die ich mit Ihrer Mutter hatte. Ich bin nicht mehr empfindlich, mein Freund! Ja, es ist mir jetzt seltsam zu Muthe."

Er schwieg plötzlich, als ob seine ganze Aufmerksamkeit auf das Drehen einer Cigarette gerichtet wäre. Dann hielt er sie lange in der Hand, ohne sie anzuzünden. Eine Art komischer Wehmuth spiegelte sich auf seinem Gesichte, als er fortfuhr:

„Ich kam so ungestüm, so jugendlich zu Ihnen, nicht anders, als ob die schöne Françoise von neuem zu gewinnen wäre. Kaum, daß ich mich zum Schlafen

bringen konnte. Heute las ich meine Liebesgeschichte, meine eigenen seligen zwanzig Jahre — ach, wo sind sie hin! — in den Aufzeichnungen Ihrer Mutter. Ich war sehr erboßt, ja erzürnt. Hätte ich mich in der Stadt befunden, ich wäre unwillkürlich sogleich nach dem Hause gegangen, in welchem einst Françoise gelebt, um sie zur Rede zu stellen, um mich mit ihr auseinanderzusetzen."

Er zündete jetzt den Tabak an und blies langsam einen schmalen Rauchstrahl vor sich hin, den er aufmerksam betrachtete —

„Pah!" sagte er dann, „eitel Rauch! Ja, Freund, ich war sehr aufgeregt, noch ganz kampflustig, als wir zu Tische gingen. Seitdem haben wir alte Zeiten, alte Gräber aufgedeckt. Ich sehe mit einem Male, daß ich nichts bin als ein alter bald auseinander fallender Knochenhaufen. Aber selbst in dieser garstigen Gestalt habe ich noch immer etwas voraus vor den schönen herrlichen Menschen, Männern und Frauen voll Reiz und Leidenschaft, von denen wir eben sprachen! sie sind nun auch mürbe Knochenhaufen, aber ich habe noch immer etwas vor ihnen voraus. Ich lebe nämlich und sie sind todt. Es ist wirklich ein eigenthümlicher kleiner Umstand: zu leben. Und ich sollte bei diesem Vorzug so ungroßmüthig sein, in Grüfte hinein zu grollen, mit Todten zu zanken?"

Er rauchte heftig und fuhr dann fort:

„Und am Ende, wo sind diese Verstorbenen? Sie sind selbst als Todte nirgends mehr vorhanden als in

unsern Seelen, in unsern Erinnerungen, die selbst bald dahin sein werden. Dann, wenn auch die letzten Erinnerungen an sie erloschen sind, sind alle diese Menschen, als ob sie niemals gewesen wären. Und sie haben doch alle ihre Empfindungen, ihr Leben, ihre Thaten für so unendlich wichtig gehalten!

„Ich will nicht eben so närrisch sein," setzte er nach einer Pause hinzu, „ich will Ihnen ganz gleichgiltig wie von Gegenständen bloßer Einbildung von ihnen sprechen, ganz unempfindlich dafür, ob mir Unrecht geschehen ist, oder ob ich selbst ein Thor war."

Aus seinem Bericht ging Folgendes hervor:

Er hatte es unternommen, mit Françoise, nachdem sie ihm bereits entrissen war und als angesehene Frau in Deutschland gelebt, einen Briefwechsel zu führen. Sie war — wie er später erfahren, nur auf Gutheißen ihres Mannes, der seinen Spaß daran hatte — darauf eingegangen. In dieser Correspondenz behandelte Fagott die ihm verlorene Geliebte als ein Opfer der Verhältnisse, als eine femme incomprise, als ein gebrochenes Herz. Damals war die gerade neuromantische Schule der Franzosen mit ihrer Novellistik in Schwung gekommen, in der es von unendlich tugendhaften, aber trotzdem gefallenen Weibern, von Engeln im Kothe, von Frauen wimmelte, die wahre Heilige waren, an teuflische Ehemänner gefesselt. Françoise sollte nach der Idee Fagott's durchaus ein Wesen dieser Art sein. Und sie ging darauf ein. Es schien, daß sie durchaus Comödie spielen mußte, und konnte es nicht mehr auf

den Brettern sein, so sollte es auf dem Briefpapier geschehen.

Françoise tauchte also ihre Feder in Zähren der Wehmuth und ließ ihre Worte auf Seufzern einer „unverstandenen, höheren“ Sehnsucht nach Metz fliegen. Der Versicherung, daß die ungestillte Poesie ihres Herzens durch keine Prosa befriedigt werden könne und daß nichts ihre Brust ausfülle, war regelmäßig nach Ablauf eines Jahres das Postscriptum beigefügt, daß sie eines Kindleins genesen und daß sie es selbst zu stillen im Begriffe war — nach deutscher Sitte.

Als das gleichlautende Postscriptum endlich zum neunten Male eingetroffen war, wurde der gute Fagott doch etwas stutzig. So viele Kinder und doch kein Einverständniß mit dem prosaischen Ehemann? So viel Stillen von Säuglingen und doch keine gestillte Poesie? Er brach die Correspondenz ohne Weiteres ab.

Trotzdem empfing Fagott nach einem Jahre einen Brief von Françoise. Der Brief enthielt diesmal das Postscriptum allein. Auf der anderen Seite aber befand sich eine Ergänzung aus der Feder des so oft wegen seiner Prosa gescholtenen Ehemannes, der gemüthlich und freundlich anfragte, ob Fagott nicht der Pathe des neugeborenen zehnten Kindes, eines tüchtigen Jungen, sein möchte. Gerührt erklärte Fagott in seiner Antwort, dem Jungen seinen Namen geben zu wollen, und schickte ihm als Pathengeschenk eine Medaille von Bronze, die ein Vorfahr Fagott's einst für eine gelehrte Schrift über die Ursachen der großen Vermehrung der

Raupen von einer wissenschaftlichen Gesellschaft empfangen hatte.

Die Jahre folgten einander mit ihren mannigfachen Schicksalen, Zerstörungen und der regelmäßigen Vergessenheit zwischen Menschen, die sich einst nahe gestanden, aber entfernt von einander leben. Mehr als zwanzig Jahre waren verflossen, seit Fagott seinen französischen Namen Prosper einem deutschen Kinde gegeben hatte, ohne daß weitere Nachrichten von demselben nach Metz gedrungen waren. Fagott hätte wohl auf dem Marderhofe bei Frau Agnes Forrain Erkundigungen über die Familie Münsterlein einziehen können, da sich voraussetzen ließ, daß die edle Frau mit Hermann in Verbindung geblieben, dem sie so viel verdankte; allein das Interesse Fagott's an den Schicksalen der Ungetreuen und ihrer Nachkommenschaft war nicht einmal mehr so groß als noch immer der Groll gegen Agnes, die er beschuldigte, ihm die Geliebte abwendig gemacht zu haben, die er seinen bösen Genius nannte und nicht mehr sehen wollte. Auch war ihm nach und nach seine Jugendgeschichte ganz in den Hintergrund getreten.

Da las er eines Tages in den Zeitungen von einer bedeutenden Handelskrise in den Rheingegenden, und einzelne Anzeichen ließen ihn vermuthen, daß auch der Gatte Françoise's empfindlich dabei betheiligt wäre. Das erweckte nun doch wenigstens seine Neugier, und er näherte sich der Wittwe Forrain, um sie über die halb verschollenen Menschen und Verhältnisse zu befragen.

Es war in den letzten Wochen ihres Lebens, und in mehreren Zusammenkünften gab sie ihm die gewünschten Aufschlüsse.

Hermann und Françoise lebten schon seit Jahren nicht mehr. Das Geschäftshaus war schon bei einer früheren Krise zusammengestürzt, aus welcher Hermann zwar mit unbeflecktem Namen, aber bettelarm hervorgegangen war. Agnes hatte sich, nachdem sie verspätet die erste Kunde darüber erhalten, sogleich erboten, Hülfe zu leisten. Allein die Schulden waren bezahlt, und zu neuen Unternehmungen hatte der gealterte und schwergebeugte Hermann nicht mehr die Thatkraft. Er starb bald, und seine Gattin überlebte ihn nicht lange.

Auch von den zehn Kindern aus dieser Ehe waren nur mehr vier am Leben, das jüngste, Prosper genannt, und drei unverheirathete Mädchen. Was Agnes hierüber auf die Fragen Fagott's antworten konnte, bestand nur darin, daß Prosper Offizier gewesen, Premier-Lieutenant in der preußischen Armee, aber nach dem Tode der verarmten Eltern quittirt hatte, um einen einträglichen Erwerbszweig für sich und seine drei Schwestern zu ergreifen. Theilnehmende Briefe, die Agnes an den Sohn ihres alten Freundes gerichtet, an Prosper Münsterlein, hatten keine so genügende Beantwortung gefunden, daß sie berechtigt gewesen wäre, Vorschläge oder Anerbietungen zu machen. Dennoch hatte sie den Vorsatz, dessen Verwirklichung nur ihr Tod vereitelte, Herz und Hand von den Kindern Hermann Münsterlein's nicht abzuwenden.

Mit dieser Mittheilung, welche Fagott dem aufmerksamen Charles Forrain noch machte, waren alle bisher dunkel gewesenen Punkte der Vergangenheit beleuchtet. Die Nacht war inzwischen weit vorgerückt, dennoch blieben die Freunde noch am Kamin sitzen; es schien, als ob noch ein Gegenstand, der nach Klarheit rang, zwischen ihnen schwebte.

„Prosper Münsterlein,“ sagte endlich der Colonel, „muß jetzt etwa 28 Jahre alt sein. Er war Soldat und treibt jetzt eine andere Beschäftigung; er hat also das Leben von verschiedenen Seiten kennen gelernt. Das ist es, was ich brauchte. Er rang mit Noth und Sorge für seine weiblichen Angehörigen, als er die Anerbietungen meiner Mutter zurückwies. Das ist ein Stolz, der mir gefällt.“

Fagott spann nun die Gedanken des Colonels weiter, indem er sagte:

„Sie suchen einen Vermittler in einer Sache, die sich auf Ihren Aufenthalt in Corsica bezieht.“

„Ja wohl,“ fiel Charles lebhaft ein, „und denken Sie, welche Genugthuung des Gemüthes für Sie und für mich, wenn wir den jungen Mann hierher brächten, wenn wir ihn uns attachirten. Für Sie ist er der Sohn Ihrer Jugendgeliebten und Ihr Pathe, für mich der Sohn des Mannes, der meiner Mutter ein treuer Freund war, meine Eltern aus einem schmerzlichen Conflict erlöst hat, ja dem ich es gewissermaßen danke, daß das Erbe der Fortringer an mich gekommen ist. Wie viel bin ich ihm nicht schuldig, wie muß ich trachten

es an seinem Sohne abzubezahlen! Nein, Freund, die Vergangenheit ist nicht ganz todt, wie Sie meinten, ihr Rauch ist noch nicht völlig verweht. Wir wollen uns etwas Lebendiges daraus festhalten."

Schon am nächsten Tage ging Charles Forrain ans Werk. Er schrieb an Verwandte seiner Mutter nach Deutschland, mit denen er schon früher, um sich über die Geschichte seiner deutschen Vorfahren unterrichten zu lassen, in Correspondenz getreten war. Es bedurfte jedoch einiger Zeit, bevor man ihm über das Leben und die Thätigkeit eines Mannes Aufschluß geben konnte, dessen Name in seiner Vaterstadt eine hoch geachteter war, der sich aber in eine hermetisch verschlossene Einsamkeit zurückgezogen zu haben schien.

Der Grund der Zurückgezogenheit war die Armuth und die damit verbundene falsche Scham, wenn einst der Wohlstand eine ganz andere Lebensweise ermöglichte. Prosper hatte nur eine der untergeordnetsten Connexionen seines Vaters in Anspruch genommen, und sie hatte ihm zu einer bescheidenen Buchhalterstelle in einer Fabrik verholfen. Der Posten gab ihm den Vorwand, außerhalb der Stadt zu wohnen in einem der armseligsten Vororte. Für sich selbst verzichtete er auf eine eigentliche Wohnung, froh, seine drei Schwestern nothdürftig untergebracht zu haben. Diesen gestattete er nicht, die Ergebnisse ihrer Erziehung und ihre Kenntnisse in entsprechender Dienstesstelle zu verwerthen; kaum daß sie heimlich und verstohlen die Ausführung weiblicher Handarbeiten übernehmen durften.

Nichts macht einen das Gemüth bestrickenderen Eindruck in dieser Welt als die Armuth, aus welcher die Zufriedenheit hervorblickt; nichts sieht allen Dämonen des Lebens ähnlicher als die mit glänzenden Erinnerungen kämpfende und auf einen neuen Umschwung lauernde Verarmung. Prosper war ernst, gemessen und männlich. Darum hatte er keinen Gedanken des Bedauerns für die verlorenen Lebensgenüsse. Allein er war eine aristokratische Natur, und wenn er die Süßigkeit der Lebensgenüsse gering schätzte — die Schönheit der Lebensformen konnte er nicht verschmerzen. Der Anblick der Schwestern namentlich, ihr stilles Entbehren der Eleganz und des Behagens, womit sie einst umgeben waren, bereitete ihm unsäglichen Kummer.

Er sagte sich, daß sie diese äußere Ausschmückung, diese Poesie des Daseins auch als Gouvernanten oder Gesellschafterinnen nicht wieder erlangten und daß es daher besser wäre, wenn sie sich selbst um den Preis eines schlechten materiellen Lebens mindestens den letzten Rest ihres ehemaligen Glückes, die Freiheit, die Unabhängigkeit, bewahrten. Dabei sann er Tag und Nacht auf eine Veränderung der Lage und lauerte auf jede Gelegenheit, die ihm eine Chance dafür zu bieten schien.

In solcher Situation traf ihn das Schreiben des ihm unbekannten französischen Colonels Charles Forrain. Dieser, von der Noth und den Sorgen Prosper's wohl unterrichtet, forderte ihn auf, wenn ihn nicht Versprechungen oder andere sittliche Pflichten zurückhielten, sogleich nach Lothringen zu kommen, auf den Marter=

hof, wo sich ihm eine lohnende Thätigkeit bieten werde, sei es, daß er sich für immer in Frankreich ansiedeln wolle, sei es, daß er nur ein momentanes Unternehmen auszuführen bereit sei. Da das letztere ganz und ausschließlich im Interesse des Briefschreibers, so lege er einen Wechsel zur Bestreitung der Reisekosten und als Entschädigung für Zeit- und Arbeitsverlust bei.

Prosper glaubte zu träumen. Der Wechsel repräsentirte ein kleines Vermögen. Annehmen durfte er dieses vorläufig unbedingt, wenn er bereit war, sich dem Colonel zur Verfügung zu stellen. Dies konnte er um so lieber, als der Brief, wenn auch absichtlich trocken und geschäftsmäßig, doch eine Wärme durchblicken ließ, welche auf freundschaftliche Beziehungen zwischen den Familien Forrain und Münsterlein anspielte. Charles hatte sich nicht bloß über die äußere Lage, sondern auch über das Wesen, den sittlichen Charakter, die Ritterlichkeit des ehemaligen Offiziers Prosper Münsterlein genügend informirt, um zu wissen, durch welchen Ton er auf ihn zu wirken habe. Und diese Wirkung wurde so vollständig erreicht, daß in dem Herzen des jungen Mannes sogleich ein besonderes Wohlwollen für den Fernen und Fremden aufkeimte, von dessen Existenz er bisher nur eine dunkle und fast mythische Vorstellung gehabt hatte.

Welch lachender Sonnenschein breitete sich wieder vor ihm aus!

Die Schwestern waren voll Freude über die neuen Aussichten, die sich ihm und folglich ihnen erschlossen.

Sein Tritt und seine Haltung wurden strammer, der ehemalige Offizier kam wieder zum Vorschein. Und als würden die Menschen vom Strahl des Glückes instinctmäßig angezogen, auch wenn sie noch keine Kunde von ihm haben, begegneten ihm noch an demselben Tage Kameraden und Freunde aus früherer Zeit. Prosper dachte freilich nicht daran, daß er sie wohl sonst hätte finden können, wenn er ihnen nicht absichtlich ausgewichen wäre, während er ihnen jetzt entgegenging. Sie fanden sich auch am nächsten Tage vor seiner Abreise auf dem Bahnhof ein, um ihm Lebewohl zu sagen.

Er stand bereits in seinem Coupé und sprach aus dem Fenster desselben zu einem Bekannten auf dem Perron. Prosper nannte dabei zufällig sein Reiseziel: „Marderhof“. In demselben Augenblicke vernahm er hinter seinem Rücken einen heftigen Zischlaut, er wendete sich um; am andern Fenster des Coupé's saß ein langer, hagerer Mann, der in seiner tiefgebräunten Gesichtsfarbe, im Ausdruck seiner Züge und im Funkeln seiner schwarzen Augen unverkennbar den Südländer verrieth. Da er seinen Blick nicht ebenfalls auf Prosper richtete, wie dieser auf ihn, so fand der junge Mann zwischen seiner Rede und dem vernommenen Zischlaut keinen Zusammenhang und wendete sich wieder von ihm. Gleich darauf ging der Zug ab.

Vornehme Leute, zwischen denen keine Vorstellung stattgefunden hat, suchen, selbst wenn die Reise sie in einem engen Raum zu einander gesellt, keine An-

näherung. Der Südländer ließ durch sein Aussehen vermuthen, daß er einen vornehmen Rang oder Namen habe; dennoch benutzte er jede Gelegenheit, um ein Gespräch mit dem ihm fremden Nachbar anzufangen, wie hartnäckig auch Prosper den angeknüpften Faden stets wieder abriß. Endlich fragte der hagere Mann, der sich in einem seltsamen, etwas mangelhaften Französisch ausdrückte, ob sein Nachbar schon in Lothringen gewesen sei und das Land kenne; Prosper verneinte so trocken, daß dem Zudringlichen endlich der Muth zu weiteren Anknüpfungen gewichen zu sein schien.

An der französischen Grenze fand eine Revision der Gepäckstücke wegen etwa nöthiger Verzollung statt. Dabei kam der Südländer mit den untersuchenden Beamten in arge Collision. Es fand sich nämlich, daß er ein ganzes Arsenal von Waffen mit sich führte und dazu ungewöhnlich viel Munition. Dies zog ihm Fragen und Recriminationen zu. Er gerieth dabei in nicht geringe Aufregung und machte ihr natürlich in seiner italienischen Muttersprache Luft, die Niemand hier recht verstand. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß der Fremde ein Graf Rivarola war.

Vier Beamte umgaben ihn heftig sprechend, und die Reisenden sahen dem Auftritt wie einem unerwarteten interessanten Schauspiel zu. Prosper, dem der Umstand, daß es sich um den Besitz von Waffen handelte, Sympathie für den Mann einflößte, gewann dadurch auch Mitleid für ihn und beschloß, ihn sozusagen aus dem Carré herauszuhauen. Er mischte sich

als Dolmetscher ein, und nachdem er den Beamten die Erklärungen des Grafen deutlich gemacht hatte, gelang es Prosper in der That, unter gewissen Garantieen und Förmlichkeiten die Confiscation der Waffen hintanzuhalten.

Man kann sich Jeden leichter vom Halse schaffen als Einen, dem man einen Dienst geleistet hat. Die Dankesworte Rivarola's ließen sich nicht so leicht wie seine früheren Reden zum Verstummen bringen. Man tauschte freundlich die Karten aus, und der Graf verbeugte sich befriedigt, als Prosper den früheren Premier-Lieutenant zu erkennen gab.

Als die beiden Männer zur Weiterreise wieder das Coupé bestiegen hatten, sagte Rivarola:

„Mein Bedienter Ambroise stand bei der ganzen Geschichte zur Seite. Haben Sie ihn bemerkt? Nein! Der Stock! Und ich habe ihn nur in Dienst genommen, weil er behauptet, ein Franzose zu sein, also mit den Beamten hätte sprechen können. Sie sind ein Deutscher, ich darf es Ihnen gestehen, ich hasse die Franzosen, obgleich ich mich zum Lande rechnen muß. Ich hasse die Franzosen so sehr, wie meine Vorfahren noch im vorigen Jahrhundert die Genuesen haßten. Denn ich bin ein Corse."

Nach einiger Zeit fuhr er fort:

„Wir Corsen sind leidenschaftlich im Haß wie in der Freundschaft. Von unserer Vendetta erzählt man in ganz Europa. Man meint aber, daß wir den Tod eines Verwandten nur im eigenen Lande am Mörder rächen. Darin irrt man. Wir schlagen von unserer Insel Brücken auf das feste Land."

Im Verlaufe der Reise erfuhr nun Prosper von seinem Gefährten die Begebenheit, welche diesen angetrieben hatte, sein Vaterland zu verlassen.

Corsica hatte zu keiner Zeit den freudigen, unermeßlichen Stolz, daß es der Welt einen Helden wie Napoleon I. gegeben, so weit ausgedehnt, daß es dem Nachfolger, der sich des Erbes seines großen Oheims bemächtigt hatte, die gleiche Empfindung gewidmet hätte. Napoleon III. wurde im Gegentheil von nicht Wenigen in Corsica glühend, wenn auch verschwiegen gehaßt, und darunter namentlich von solchen edlen Familien, die fanatische Anhänger des Papstes waren.

Der Ausbruch des Krieges mit Oesterreich 1859 gab diesem Motiv des Hasses besonderen Nachdruck. Man fürchtete in solchen Kreisen, daß nach Oesterreich der Papst an der Reihe sein werde, die weltliche Herrschaft in Italien zu verlieren. Einer der Träger dieser Gesinnung war der jüngere Bruder Rivarola's, ein blutjunger Mensch, Orlanducci mit Namen. Er gerieth mit einem französischen Offizier des eben in seiner Gegend befindlichen Regiments in Streit, wurde beleidigt und stieß nach corsischer Weise dem Gegner ein Stilet in die Brust. Der Thäter floh in die Berge, er wurde „Bandit", wie der Ausdruck dort lautet, wo man darunter nicht einen Räuber, sondern einen Verbannten versteht.

Es war aber Kriegszeit, die Gesetze gegen solche Uebelthäter wurden besonders streng gehandhabt, und hier galt es noch dazu einer Unthat, die an einem

Angehörigen der Armee verübt worden war. Darum schlossen sich den gewöhnlichen Sbirren diesmal die Soldaten an, um den „Banditen" Orlanduccio einzufangen. Das gelang, und der junge Mann, fast noch ein Knabe, sollte kriegsgerichtlich erschossen werden.

Nun hatte sich aber einige Tage früher ein ganz ähnlicher Fall ereignet. Nur war es dabei ein Offizier, ein Günstling der Mächtigen in Paris, der einen Corsen niedergestoßen. Der Offizier ging frei aus, d. h. er wurde aus Corsica fortgeschickt, um bei einem der Regimenter einzutreten, die eben über die Alpen nach Italien hinabstiegen.

Es hieß, der Fall wäre ein Zweikampf gewesen, kein Mord, was kein eingeborner Corse glaubte.

Die Verwandten Orlanduccio's, seine an einen Edlen Namens Armissoglio verheirathete Schwester und dann noch besonders ihre junge Tochter warfen sich dem Befehlshaber des Regiments zu Füßen, um mit Berufung auf den ganz ähnlichen Fall und die Straflosigkeit des Offiziers Pardon für Orlanducci zu erwirken.

Es war vergebens.

Graf Rivarola befand sich damals nicht in Corsica. Von dem Augenblicke an, als er nach seiner Heimkehr das Unglück erfahren, war er unablässig darauf bedacht gewesen, den erschossenen Bruder an dem Manne zu rächen, der den Befehl gegeben hatte.

Erst jetzt war es ihm möglich geworden, die dazu nöthige Reise anzutreten.

V.

Nur mit halbem Ohr und fast wider Willen hatte Prosper diesen Thatbestand den Mittheilungen Rivarola's entnommen, der noch dazu unter vielen Unterbrechungen unbestimmt und verschwommen gesprochen hatte, ohne die Personen, die in der Begebenheit eine Rolle spielten, näher zu bezeichnen.

Prosper wußte nicht, weshalb ihm der Fremde immer unheimlicher oder mindestens unangenehmer wurde, je länger derselbe sprach. In der Leidenschaftlichkeit seiner Aeußerungen lag eine gewisse wilde Naivität, denn man giebt sonst in der civilisirten Welt einer neuen Bekanntschaft gegenüber nicht so rasch und unumwunden einen Haß zu erkennen, den man auf Menschen oder Zustände geworfen hat. Zugleich aber war jene Naivität wieder durch eine blutdürstige Heimtücke verwischt, die sich stets sprungfertig zu einer Uebelthat bereit zu halten schien.

Es war tiefe Nacht, als die Reisenden vor einem Hotel in Metz anlangten. Sie begaben sich, während man ihnen die Zimmer bereitete, in den schon ganz leeren Speisesaal, um noch eine Abendmahlzeit einzunehmen. Rivarola, der seinem Gefährten nicht mehr von der Seite gewichen war, setzte sich auch jetzt, als ob es nicht anders sein könnte, mit ihm an denselben Tisch. Ambroise, der Diener, brachte nach einiger Zeit einen silbernen Becher, den er vor seinen Herrn hinstellte. Rivarola goß das Gefäß bis zum Rande mit Wein voll, und eh' er es an die Lippen setzte, sagte er zu Prosper:

„Ich befinde mich hier in einem Lande, das ich hasse. Ich glaube mich von Feinden, von Meuchelmördern umgeben. Ich trinke aus keinem fremden Glas."

Prosper sprach kein Wort, er hatte sich vorgenommen, die Bekanntschaft abzubrechen.

Auch der Andere verhielt sich nun schweigend, aber er trank viel und hastig. Als der junge Deutsche vom Tische aufstand und sich mit einer flüchtigen Verbeugung zurückziehen wollte, erhob sich auch Rivarola.

„Noch auf ein Wort, Herr Lieutenant," sagte er, „ein einziges Wort."

Prosper blieb mit verschränkten Armen stehen; seine Miene gab zu erkennen, daß er sich belästigt fühlte.

„Das einzige Wort," sprach Rivarola weiter, „lautet: Marderhof. Ich hörte es Sie aussprechen,

als Sie das Coupé bestiegen, und möchte wissen, ob ich recht gehört habe."

Prosper, der im Sinn und Ton dieser Rede eine Drohung zu vernehmen glaubte, war nicht der Mann, einer solchen auszuweichen.

„Sie haben recht gehört," sagte er trocken.

„Wenn das ist, dann wünsche ich zu wissen, ob Sie mit dem Besitzer des Marderhofs, dem Colonel Charles Forrain, in Beziehungen stehen und in welcher Art von Beziehungen."

Prosper maß den Anderen mit großen Blicken:

„Ich finde diese Frage sehr dreist."

„Ich frage zu Ihrem Besten," erwiderte Rivarola, „während der ganzen Fahrt schwebte mir die Frage auf der Zunge, ich sparte aber damit bis zum Ende der Reise, um Ihre Gesellschaft nicht etwa zu früh einzubüßen. Denn Sie erwiesen mir einen Dienst, ich habe Sympathie für Sie, ich wäre Ihnen gerne Freund. Sollten Sie aber ein Verwandter des Colonels sein, ein naher Verwandter, so wäre zwischen uns Todfeindschaft. Antworten Sie mir."

Vor Prosper's Augen stand es sonnenklar, daß hier feindselige Beziehungen walteten, deren Gegenstand sein neuer Freund Charles Forrain sein mußte, und daß auf diesen die Rache, die Vendetta, gerichtet war, die den Corsen nach Frankreich getrieben hatte. Der junge Deutsche hegte bereits ein enthusiastisches Gefühl der Dankbarkeit für den Colonel in seinem Herzen und war sogleich entschlossen, von demselben die Gefahr

um jeden Preis abzuwenden. Ruhig sagte er zu dem gespannt auf ihn Blickenden:

„Sie wollen wissen, in welchen Beziehungen ich zu dem Besitzer des Marderhofes stehe. Nehmen Sie an, ich wäre sein nächster Verwandter, sein Sohn, sein Bruder, was dann?"

„Auf meiner Insel gäbe ein Dolchstoß darauf die Antwort. Hier aber kann man nicht in die Berge flüchten, um Bandit zu werden. Trotzdem giebt es Mittel .... Indessen, Sie täuschen mich. Sie selbst sagten, daß Ihnen Land und Leute von Lothringen noch unbekannt seien."

„Ich erkläre Ihnen somit," sprach Prosper mit erhobener Stimme, „daß ich, wenn auch durch Familienereignisse bisher von ihm getrennt, der nächste Anverwandte des Colonels Charles Forrain bin."

Der Corse stieß jenen Zischlaut hervor, den Prosper gleich bei der ersten Begegnung mit ihm vernommen hatte und der den Ausbruch des wüthendsten Zornes und der größten Verachtung zugleich zu bedeuten schien.

„Dann gehören Sie zu der Familie eines Elenden!" schrie Rivarola.

Prosper trug seine Handschuhe, die er abgezogen hatte, in der linken Hand; er nahm einen davon fest in die rechte und sagte:

„Ich erwarte, daß Sie Edelmann genug sind, um den neuesten Schimpf, der Ihnen angethan wird, zuerst zu rächen."

Und er gab dem Corsen mit dem Handschuh einen flüchtigen Schlag auf die Wange.

Das gelbe Gesicht des Beleidigten verzerrte sich in erschreckender Art.

„Beim heiligen Leib der Jungfrau!“ begann er.

Prosper unterbrach ihn.

„Bis morgen zehn Uhr Vormittags findet man mich in diesem Hause. Ich bin nun des Weiteren gewärtig.“

Er begab sich auf sein Zimmer und schlief wie eine Mauer. Der Gedanke, dem Mann, dem er sich verpflichtet fühlte, vielleicht, noch bevor er ihn von Angesicht zu Angesicht sah, schon einen Dienst erweisen zu können, hatte ihm ein angenehmes Gefühl gegeben, ihm gleichsam ein weiches Kopfkissen bereitet. Eine unglückliche Chance für die eigene Person wird in solchen Fällen vom Jugendmuthe kaum in Erwägung gezogen und höchstens als eine Möglichkeit betrachtet, deren Consequenzen man getrost dem lieben Himmel überlassen muß.

Prosper wartete jedoch am anderen Morgen vergebens auf einen weiteren Schritt in seinem Abenteuer. Kein Zeugenbesuch, keine schriftliche Herausforderung erfolgte. Als sich Prosper langsam für seine Fahrt nach dem Marderhof vorbereitete, erfuhr er, daß der Graf noch in der Nacht unmittelbar nach dem Auftritt mit Prosper das Hotel verlassen hatte. Ambroise, der Diener, hatte geäußert, daß Graf Rivarola mit dem Gast, mit dem er zugleich eingetroffen war, nicht mehr unter demselben Dache schlafen wollte.

Prosper kam es zunächst auffallend vor, daß die Hausdiener berichteten, Ambroise hätte sich nur in einem schwer verständlichen ausländischen Französisch ausgedrückt. Hatte Rivarola nicht vorgegeben, Ambroise nur in Dienst genommen zu haben, weil derselbe ein Franzose? Diese Lüge deutete neuerdings auf List und Heimtücke. Ambroise war ohne Zweifel ein Italiener, ja wahrscheinlich ein Corse. Prosper erinnerte sich jetzt auch, das er im Stillen über die gleiche Gesichtsbildung die auf denselben nationalen Typus deutete, bei Herrn und Diener gestaunt hatte. Sie waren sich auch sonst in Allem, Größe, Gestalt, sehr ähnlich. Wo waren sie hingekommen? Noch in später Nacht hatte ein Wagen aufgetrieben werden müssen, um sie mit ihren Sachen fortzubringen, und der Neugier der Hoteldienerschaft war es nicht geglückt, zu erlauschen, welche Ordre dem Kutscher gegeben worden war.

Prosper vermochte nicht zu glauben, daß ein Edelmann, welcher Nationalität, welchem Bildungsgrade immer angehörig, eine Beleidigung hinnehmen könnte, ohne eifrig die Sühne dafür zu suchen, ohne sie, wie der gebräuchliche Ausdruck lautet, in Blut abzuwaschen. Darum war er auch der Meinung, nur ein Unfall könnte Rivarola oder seine Boten aufgehalten haben, sogleich die Vorbereitungen zum Zweikampf zu treffen, und ließ deshalb im Gasthof den Auftrag zurück, daß er, Prosper, die nächste Nacht unfehlbar wieder in demselben Hotel zubringen werde. Hiernach bestieg er den Wagen, der ihn nach Marderhof zu fahren hatte.

Fagott hatte längst wieder das Gut verlassen, und Charles war zu seiner vereinsamten Lebensweise zurückgekehrt. In den Formen des guten Tones empfing er den jungen Deutschen, aber auch nicht ohne einen Anstrich kalter Förmlichkeit, die ein Franzose, auf bloße Voraussetzung hin und ohne einen Fremden selbst geprüft zu haben, niemals ablegt. Doch dauerte die Zurückhaltung nur so lange, bis man sich gegenseitig über Aeußerlichkeiten orientirt und Charles dem Angekommenen die nächstliegenden Theile des Besitzthums gezeigt hatte, obgleich außer der schönen Capelle auf dem Hügel wenig daran zu bewundern war. Bald fühlten sich beide Männer durch die gleiche Ritterlichkeit ihres Wesens zu einander hingezogen, so daß Charles, bevor er noch die Angelegenheit besprach, die ihn eigentlich bewogen hatte, die Reise des jungen Mannes zu veranlassen, diesen dringend fragte, ob er in der Lage wäre, sich zu expatriiren, Deutschland für immer aufzugeben und sich in Frankreich, in Lothringen niederzulassen.

Dies verneinte Prosper mit großer Entschiedenheit.

„Mein Vater war ein guter, deutscher Bürger,“ sagte er, „und hat seinen Söhnen frühzeitig das Wort abgenommen, wie sich die Verhältnisse ihres Lebens auch immer gestalten mögen, um keinen Preis der Erde jemals aufzuhören, Deutsche zu sein, unter einer deutschen Regierung zu leben. So würde mich schon kindliche Pietät an einer Auswanderung hindern. Es kommt aber noch hinzu, daß — ich weiß nicht —“

„Sprechen Sie ohne Scheu“ ermunterte ihn Charles, als der junge Mann stockte; „ich bin ein halber Deutscher, schon durch meine Mutter, und habe Neigung und Verständniß für deutsches Wesen, auch wo es meinen nationalen Begriffen und vielleicht Vorurtheilen entgegen treten könnte.“

„Nun denn,“ hob Prosper ermuthigt wieder an, „ich weiß nicht, ob es auch in Frankreich der Fall ist — bei uns wollen feinere Sinne die Walküren in der Luft schweben sehen und rauschen hören über künftigen Schlachtfeldern, auf welchen sich beide Nationen messen werden. Noch spricht kein politisches Anzeichen deutlich dafür, aber käme es dazu, und ich wäre kein Deutscher mehr, ich wäre ein Franzose — schrecklicher Gedanke! Ich müßte zum Verräther werden an meinem neuen Vaterlande. Denn nichts in der Welt könnte mich hindern, für die deutsche Sache bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen, gleichviel ob ich die Beweggründe des Kampfes billige oder nicht.“

Forrain reichte ihm die Hand.

„Ich verstehe Sie vollkommen,“ sagte er, „ich bin selbst Militär und Patriot, freilich auf französischer Seite. Also sprechen wir nicht mehr davon. Die Sache, für die ich Ihre Hülfe in Anspruch nehme, hat glücklicherweise nichts damit zu thun. Sie ist im Grunde sehr einfach.“

Die beiden Männer saßen einander in einem behaglichen Raum gegenüber, und der Colonel erzählte:

„Ich war im Jahre 1859 der Commandirende

eines Regimentes, das in Corsica lag, bei Bastia. Meine hauptsächlichste Pflicht war für den Moment, alle Ausschreitungen, die an Eingeborenen oder besonders an meinen Truppen verübt werden konnten, hintanzuhalten, und, wenn vorgekommen, streng zu bestrafen. Leider gab einer der Offiziere selbst ein böses Beispiel. Er stach einen Corsen nieder im Hader über eine politische Parteifrage. Bevor noch der Fall untersucht werden konnte, telegraphirte der Offizier an hohe Gönner in Paris — Sie wissen ja, auch in solchen Dingen heißt es: cherchez la femme — und die Folge war, daß er straflos versetzt wurde.

„Bald darauf ereignete sich das Umgekehrte. Ein Corse, Orlanduccio Rivarola, stach einen meiner Leute nieder und floh in die Berge, in die Macchia, wie man das dort nennt. Er wurde bald eingebracht und kriegsrechtlich zum Tode verurtheilt. Die Aufregung unter den Corsen war groß und ich selbst im Hinblick auf das früher Geschehene nicht der Meinung, das Urtheil vollstrecken zu lassen, doch konnte ich nicht eigenmächtig vom Buchstaben des Gesetzes abgehen.

„Bevor noch die Verwandten des Verurtheilten in Masse heranrückten, mich um Begnadigung anzuflehen, hatte ich mich an den Kriegsminister gewendet, und auch der Präfect, den ich in die Sache gezogen, hatte sich mit seinem Minister in Verbindung gesetzt.

„Es half nichts, die Familie Rivarola war sehr übel angeschrieben, sie war notorisch dem Kaiser feindlich gesinnt, sie hatte offenkundige Relationen mit den

Legitimisten aller Länder. Ein Rivarola, Ascanio hieß er, ein älterer Bruder des Verurtheilten, war eben abwesend; man hatte ihn stark in Verdacht, gemeinen Spionendienst bei den Oesterreichern zu verrichten.

„Nun rückten die Verwandten auf mich los: Brüder, Schwestern, Vettern, Muhmen. Ich legte mir gleichsam eine Buße für das ungerechte Regime auf, indem ich Alle anzuhören bereit war. Konnte ich ihnen nicht helfen, so sollten sie wenigstens den Trost genießen, Alles versucht zu haben. Meine Antwort blieb freilich immer dieselbe. Ich konnte die mir Unbekannten nicht des Vertrauens würdigen, daß ich mich selbst schon in ihrer Sache und zwar ganz vergebens bei höheren Stellen bemüht hatte; ich mußte mich einfach und trocken auf das Kriegsgesetz berufen.

„Ach, Herr Münsterlein, wer nicht in Corsica war, der ahnt nicht die Süßigkeit und die Gewalt, welche Menschen in das Gefühl der Blutsverwandtschaft zu legen wissen. Ein Bruder ist heiliger als ein Geliebter; um das Wohl eines Angehörigen zu fördern oder um seinen Tod zu rächen, verliert in Corsica das Verbrechen seinen Namen. Auf mich mußte diese Wahrnehmung besonders wirken, denn ich habe von Natur aus ein starkes Verwandtschaftsgefühl. Meine Mutter ist mir noch heute, da ich nicht anders mehr bei ihr sein kann als auf ihrem Grabe, das theuerste Gut meines Lebens."

Er hielt einige Augenblicke bewegt inne, bevor er fortfuhr:

„Ich hörte die Schmerzensausbrüche, Klagen und Bitten der Verwandten Orlanduccio's mit Theilnahme und Geduld an. Freilich wurde mein Mitleid einigermaßen gedämpft durch das Declamatorische und Theatralische dieser Gefühlsäußerungen. Obgleich ich an der Wahrheit derselben nicht zweifeln konnte, weil das wilde und exagerirte Pathos zur Natur dieser Nation gehört, machte es mir doch den Eindruck wie das melodramatische Agiren schlechter Schauspieler in den Pariser Volkstheatern. Eltern hatte der Verurtheilte nicht mehr, aber seine Schwester Licora, eine verheirathete Armissoglio, ein Weib, das schon erwachsene Kinder hatte, war die echte corsische Schwester. Sie wälzte sich vor mir auf dem Boden, sie schrie vor meinem Angesicht um Hülfe, als wäre ich selbst der Henker und zückte schon das Beil nach dem Opfer. Ihr Flehen wimmerte, und wenn es an meiner gezwungenen Unerbittlichkeit sich erschöpft hatte, dann goß sie erschreckende Flüche und wahrhaft erfinderische Rachedrohungen über mich aus. Ich ließ sie gewähren, bis sie todtmüde war, aber ich sagte mir, daß es nun der Buße, die ich mir auferlegt, genug sei, und daß ich keinen dieser Menschen mehr vorlassen wolle.

„Da bekam ich einen Brief. Er war im besten Französisch abgefaßt und trug die Unterschrift Enrica, wie sich aus dem Inhalt ergab, die Tochter des wilden Weibes, das mich Tags früher überfallen hatte. Der Brief war sehr einfach. Er bat mich, nur mit der Schreiberin eine Ausnahme zu machen, nachdem ich bereits Befehl gegeben, Niemand von dieser Verwandt-

schaft mehr vorzulassen. In den simplen Worten lag etwas Gewinnendes, ich möchte sagen Civilisirtes, das mich in diesem rauhen Lande anheimelte, wie nach langer Entbehrung der Klang einer geliebten Sprache. Ich gewährte Enrica den Eintritt.

„Sie überraschte mich sogleich, nicht durch ihre hoheitsvolle und doch anmuthige Erscheinung, obgleich ich mich nicht erinnere, jemals sonst ein so vollendet schönes jungfräuliches Weib gesehen zu haben; sie überraschte mich einfach dadurch, daß sie — Platz nahm. So weit war ich mit keinem ihrer Verwandten gekommen, die gleich mit einem Orkan der Reden und Bewegungen vor mir stehen blieben und nicht mehr wichen. Ich sah, daß ich keine Scene zu erwarten hatte, sondern eine Conversation, und das war mir angenehm.

„In der That, Enrica gab sich bald als ein gebildetes Wesen zu erkennen, das einige Jahre in Paris gelebt hatte und mit den Formen der feinen Gesellschaft bekannt war. Ich erfuhr, daß sie in Paris die Gastfreundschaft einer Rivarola genossen hatte, einer Tante, der Frau jenes Askanio Rivarola, der, ein älterer Bruder des Verurtheilten, wie ich Ihnen sagte, eben abwesend war. Das Ehepaar scheint nicht den gleichen Geschmack gehabt zu haben; er, ein Vollblut-Corse, den Sitten und Begriffen der Gesellschaft fast unzugänglich, sie, eine Genuesin, ganz glücklich, daß er ihr gestattete, ferne von ihm, von der wilden Insel, au

dem Parquet der legitimistischen Salons in Paris sich zu bewegen.

„Sollten Sie glauben, daß alle diese Dinge früher zwischen Enrica und mir zur Sprache kamen als die ernste Sache, die sie eigentlich hergeführt hatte? Der für mich schon selten gewordene Anblick einer solchen Dame stimmte eben zur Causerie, und sie war willig, darauf einzugehen. Als sie endlich an das Hauptgeschäft ging und ihre Bitte vorbrachte, geschah es mit einer rührenden Simplicität, deren eigentliche Beredtsamkeit in ihren wunderbaren und jetzt thränenfeuchten Augen lag.

„Ich ertappte mich dabei auf einer Empfindung, die fast Eifersucht war. Ob Orlanducci ihr Bräutigam, ihr Geliebter sei, fragte ich sie. Sie verneinte sanft mit dem Hinweis auf seine Jugend, auf ihre Abwesenheit von der Insel, die ihr nicht Gelegenheit gegeben, ihnen kennen zu lernen, und endlich mit Hervorhebung des Umstandes, daß sie lieber unvermählt sterben als mit einem Manne, der bloß die Erziehung hätte, die man in diesem Lande erhält, leben wollte.

„Ich trug nun keine Scheu, ihr meine Ohnmacht einzugestehen, ihr zu sagen, wozu ich mich ihren Verwandten gegenüber niemals herabgelassen hätte, daß ich selbst die Execution ungerecht fände, daß sie ein schamloser Racheact der Regierung gegen eine ihr notorisch feindselige Familie sei. Ich zeigte Enrica die telegraphische Correspondenz, die in der Sache gewechselt worden, ich gab ihr die Beweise meiner vergeblichen

Bemühungen, den Jungen zu retten, und sagte ihr, sie dürfe mich nicht verlassen, ohne mir das Zugeständniß gemacht zu haben, daß das, was unaufhaltsam geschehen müsse, nicht mein Wille, nicht meine Schuld, nicht meine That sei.

„Sie sah es ein, sie verglich mich mit dem großen corsischen Helden des vorigen Jahrhunderts Pascal Paoli, der in ähnlichem Falle ebenso gehandelt, und ließ jetzt erst ihren Thränen freien Lauf über das Unabwendbare. Indem ich sie zu trösten suchte, sie nach ihrer Familie, nach ihren Beschäftigungen fragte, brachte ich sie dahin, unwillkürlich, fast unbewußt, ein Bild ihrer Lebenslage zu entrollen.

„In Corsica, Herr Münsterlein, bekommt man wie von Verwandtenliebe, so auch von stolzer Armuth erst den rechten Begriff. Dort existirt eine alte Redensart: der unerschrockene Corse zittere vor etwas, was sonst keinem Menschen in der Welt Furcht einflöße — vor dem Regen, denn dieser verderbe ihm seinen einzigen Rock.

„Geist, Erziehung, Lebensgewohnheiten dieses Weibes paßten offenbar nicht mehr zu diesem Eiland und nicht zu der Armuth im Schoß dieser Familie. Ich war bewegt bei dem Gedanken, daß die schöne Jungfrau hier einsam verblühen und verkümmern müsse, und fragte sie, ob ich nicht im Stande wäre, ihr sonst einen Wunsch zu erfüllen, eine Freude zu bereiten. Sie trocknete hierauf ihre Thränen, sie bezwang ihr Schluchzen, um mir mit ungebrochener Stimme, die

gar lieblich klang, sagen zu können, daß sie in der That noch eine Bitte hätte. Mit feierlichem Ernst, als ob ihr Wohl von der Erfüllung abhinge, bat sie mich — daß ich selbst mich hüten möge. Die Verwandten würden mich, nachdem das Schreckliche geschehen, auf Schritt und Tritt mit ihren Dolchen umlauern.

„Man hätte auf dem Promenaden-Platz in Bastia schon manchen Banditen hingerichtet, aber selbst seine Verwandten wären durch die Vollstreckung des Gesetzes nicht zur Rache gestimmt worden, weil sie die Gerechtigkeit empfanden. Diesmal aber werde man die Tücher in das Blut nicht eines Gerichteten, sondern eines Gemordeten tauchen und die Vendetta wach rufen in Jedem, der von diesem Blute Tropfen in seinen Adern hat. Ich möge mich hüten.

„Ich war gerührt von ihrer Sorgfalt. Ich sagte ihr, daß ich nichts fürchte, auch daß ich hoffen dürfe, vielleicht schon am nächsten Tage auf den Kriegsschauplatz abzugehen. Und ob ich nichts für sie thun könne, fragte ich sie wieder, so ungern sah ich sie scheiden, so erwünscht wäre es mir gewesen, durch einen Dienst, durch eine Verpflichtung, durch ein Versprechen, kurz, durch irgend etwas ferner mit ihr verknüpft zu bleiben.

„‚Ich habe nur noch Eins auf dem Herzen,‘ sagte sie, ‚geloben Sie mir, keinen meiner Verwandten mehr zu tödten, auch wenn er die Hand gegen Sie erhöbe, ihn nicht zu verfolgen, nicht anzuklagen, höchstens Nothwehr zu gebrauchen; geloben Sie mir, daß durch

Ihre Schuld, durch Ihre That Keiner mehr sterbe, der meines Blutes ist.'

„Ich gelobte es ihr und mit mehr Feierlichkeit der Rede, als sonst in meiner Art liegt.

„Sie ging.

„Ich sah sie nicht mehr wieder.

„Der Krieg brachte mir Beförderung, aber meine Mutter starb, und ich verließ nach geschlossenem Frieden den Dienst. Mich verließ aber nicht die Erinnerung an das Erlebniß in Corsica, so wenig, daß neben den Schmerzen über meinen persönlichen Verlust die Erbitterung gegen das herrschende Regiment mein mächtigster Beweggrund war, nach Villafranca den Degen des Kaisers niederzulegen.

„Die Einsamkeit, der ich mich fortan hingab, hat meine Erinnerung an Enrica genährt, gestärkt, in frischen Farben erhalten. Dieselbe Einsamkeit aber hat mich auch gelehrt, Beziehungen, welche sonst von den Menschen nicht mehr geschätzt werden, Beziehungen auf verschollene Tage, auf eine schon in Gräbern liegende Vergangenheit, auf vergessene Lebenswendungen meiner Angehörigen hoch zu halten. Ich bin darin fast ein Corse. Das Ergebniß meiner Forschungen nach rückwärts ist, daß ich Sie, Herr Münsterlein, den letzten Sprößling eines Mannes, der einst meinen Eltern wohl gethan hat, in meine Freundschaft, ja in meine Verwandtschaft aufnehmen möchte. Und mich dünkt, ich darf mich ohne Rückhalt dem Vertrauen hingeben, das einer solchen Aufnahme vorhergehen muß und ohne

welches ich Ihnen die Geständnisse nicht machen könnte, die mir noch auf dem Herzen liegen."

Prosper war ergriffen von diesen Worten, aber seine Rede war kurz. Er betheuerte nur, daß er das gleiche Vertrauen hege, daß er Kopf und Herz dem Colonel zur Verfügung stelle und daß er unfähig sei, ein ihm anvertrautes Interesse zu verrathen.

Ein Schütteln der Hände — und ein unverbrüchlicher Bund war zwischen zwei Männern geschlossen.

Der Colonel nahm seine Mittheilungen wieder auf:

„Ich bin über vierzig Jahre alt geworden und und kann nicht sagen, daß ich in meinem Leben eine andere Leidenschaft gekannt hätte als den militärischen Ehrgeiz meiner Jugend, der nun gesättigt und erloschen ist, und die Liebe zu meinen Angehörigen, die mir der Tod sämmtlich genommen hat. Vereinsamt und dem Alter nahe, gebe ich zuweilen der Sehnsucht Gehör, neue Bande zu knüpfen, mich wieder mit Menschen zu umgeben, die ich lieben könnte. Ich denke an Enrica.

„Dennoch," fuhr er nach einer Pause fort, „so schön dieses Weib ist, so lebhaft die Erinnerung an so viel Reiz der Seele und des Leibes meine Tage begleitet — ich liebe nicht. Meine Scheu ist so groß, Unruhe und Leidenschaften in mein still abgeschlossenes Dasein dringen zu lassen, daß ich die Sehnsucht nach familienhaftem Anschluß unterdrückt hätte, quälte es mich nicht wie ein ewig nagender Vorwurf, für jene arme Familie in Corsica ein entsetzliches Schicksal ge-

wesen zu sein, ohne ihr die Entschädigung zu bieten, die doch so nahe liegt.

„Ich habe seitdem erfahren, daß der Marquis von Armissoglio, der Vater Enrica's, gestorben ist. Die Dürftigkeit des Hauses ist dadurch nur um so größer geworden und um so peinlicher die Anstrengung, den nöthigen Scheinglanz aufrecht zu erhalten. Ich möchte Enrica, die entschlossen ist, sich durch keine Heirath mit einem Manne ihres Eilands aus ihrer armseligen Lage zu reißen, meine Hand bieten, jene ihrer Angehörigen, die sie selbst dazu ausersieht, in mein Haus ziehen und den übrigen, die in der Heimath bleiben, dort eine leidliche Existenz bereiten.

„Nichts würde die Ausführung dieses Planes unmöglicher machen, als wenn ich selbst wieder auf der Insel erschiene. Daß ich jeden Augenblick einem rächenden Dolchstoß ausgesetzt wäre, bringe ich dabei gar nicht in Anschlag. Allein im Angesicht ihrer Verwandten würde sich Enrica, obgleich sie weiß, daß die Erschießung Orlanduccio's nicht *meine* That ist, nimmermehr mit mir verloben.

„Ich denke daher, einen Mann meines Vertrauens, der dort völlig unbekannt ist, nach Bastia zu senden. Er nähert sich wie zufällig Enrica, weiht sie allmählig in meine Absichten ein, überwindet etwaige Bedenken und bestimmt sie, mit ihrer Mutter das Land für immer zu verlassen. Der Beweggrund wird dort geheim gehalten und wird erst nach erreichtem Zweck bekannt, nachdem Enrica hier in Lothringen mein Weib

geworden ist. Das ist die Mission, die ich Ihnen zugedacht habe, Prosper; wollen Sie dies für mich thun, für einen Mann, der sich wie ein Freund, der sich wie ein Vater zu Ihnen hingezogen fühlt?"

Prosper Münsterlein umarmte den Colonel.

„Nichts soll mir mehr Freude in meinem Leben bereiten," rief er, „als wenn es mir gelingt, gleichsam der Postbote Ihres Glückes zu sein, Ihnen Donna Enrica ins Haus zu bringen. Und ich hoffe, nicht allzu ungeschickt zu Werke zu gehen. Ich reise mit Ihrer Erlaubniß augenblicklich. Aber —"

Der junge Mann hielt plötzlich wie erschreckt inne, von einem Gedanken betroffen, der sich in diesem Augenblicke wie ein Verhängniß zwischen ihn und sein Vorhaben legte. Hatte er nicht erst einen Zweikampf zu bestehen? Mußte er jetzt nicht vor Allem, was er bisher mit Selbstbeherrschung vermieden hatte, seine Begegnung mit Ascanio Rivarola dem Colonel mittheilen, damit dieser als der eigentlich von der Vendetta Bedrohte auf seiner Hut sei?

„Was haben Sie?" fragte Charles Forrain.

Prosper ging, ohne zu antworten, lebhaft bewegt auf und nieder.

Schon bevor er den neuen Freund gesehen, hatte der Gedanke, ihn vor dem wilden Gegner zu schützen, indem er diesen selbst im Duell unschädlich machte, das Herz des jungen Mannes freudig gehoben. Darum hatte er auch bisher der Versuchung widerstanden, wenn der Colonel in seiner Erzählung von Rivarola sprach,

die Begegnung mitzutheilen. Wie mußte ihm erst jetzt nach schnell gewonnener Zuneigung daran gelegen sein, Rivarola zu tödten, bevor noch dessen Anwesenheit in Lothringen dem Colonel bekannt wurde?

Wie aber, wenn Prosper in diesem Zweikampf fiele? Dann hatte Charles Forrain ihn umsonst kommen lassen und sein Vertrauen auf ihn gesetzt. Oder wenn Rivarola sich nicht zum Duell stellte und Prosper abreiste? Dann war der Colonel schutzlos der Rache eines Bösewichts, vielleicht eines Meuchelmörders überantwortet.

In Folge all dieser Erwägungen entschloß sich endlich Prosper, dem Colonel die Begegnung mit Rivarola mitzutheilen, den Conflict jedoch, zu dem es mit ihm gekommen war, das Bevorstehen eines Zweikampfes streng zu verschweigen, weil er voraussetzen mußte, Charles werde sonst das blutige Rencontre sogleich auf seine eigene Person abzulenken suchen.

„Ich wollte Sie anfangs von der Anwesenheit dieses Mannes nicht unterrichten, um Ihre Gedanken nicht unnöthig zu belästigen. Der Corse kommt mir wie ein Bramarbas vor, wie ein Polterer, der nicht ernsthaft zu fürchten ist. Nun aber, da ich reise und nicht in Ihrer Nähe wachen kann, finde ich es doch für gut, Sie für alle Fälle aufmerksam zu machen."

„Hm," sagte Charles, „die Sache wäre gefährlich, wenn wir in Corsica wären. Sie ist auch hier nicht ganz harmlos, und zwar aus zwei Gründen: zuerst weil ich diesen Rivarola nicht von Angesicht kenne, so-

dann weil ich Enrica das peinliche Versprechen gab, keinen ihrer Verwandten zu tödten. Allein wir leben hier mitten in der Civilisation. Die Gesetze des Landes sind mir genügender Schutz; die Gesetze der Ehre werden auf diesem Boden auch dem Manne aus Corsica zum Bewußtsein kommen, der doch immerhin ein Edelmann ist. So kann es sogar geschehen, daß ich mich gütlich mit ihm verständige."

Prosper theilte nicht diese Zuversicht, er hoffte, die Nacht, die er im Hotel zubringen wollte, wie er es dort angekündigt hatte, werde noch eine Entscheidung bringen.

„Ich erinnere mich," sagte er, „daß ich noch ein Geschäft in Metz abzuthun habe, das mit meinem kaufmännischen Beruf in Verbindung steht. Ich reise morgen über Paris nach Marseille, wo ich mich nach Ajaccio einschiffe. Der Pariser Zug geht Mittag. Ich kann daher morgen mit dem Frühesten noch hier sein, um Instructionen von Ihnen einzuholen."

Als Prosper am nächsten Morgen nach dem Marderhof zurückkehrte, fand er den Colonel in Gesellschaft eines alten Mannes. Charles hatte Monsieur Fagott schriftlich bewogen, sich einzufinden, um sein Pathenkind kennen zu lernen. Vorstellung und Begrüßung fanden statt, und dem alten Manne hüpfte das Herz wieder in jugendlicher Laune, als er erfuhr, daß man sein Angedenken in der Familie Münsterlein stets sorgsam gepflegt hatte. Gewiß wäre es jetzt zu einer Reihe von Scherzen gekommen, wenn nicht plötzlich

dem Colonel Prosper's bleiches und erregtes Aussehen aufgefallen wäre.

Charles dachte sogleich an Rivarola und fragte, ob ihm der junge Mann wieder begegnete.

Prosper erwiderte:

„Sie haben mir gestern erklärt, wie ein Vater für mich zu fühlen, und Sie sind vertraut mit der deutschen Dichtung. Gestatten Sie mir darum, daß ich Ihnen die Antwort mit Uhland's Worten gebe:

‚Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Dieweil ihr eben schliefet.'"

Prosper hatte eine Wunde, die er zu verbergen suchte.

VI.

Bastia mit dem schönen Hafen wäre eine herrliche Stadt, wenn man nur nicht in ihr leben müßte, um sie zu sehen, wenn man sie fortwährend nur wie ein Vogel zu umschweben brauchte.

Dies war der Gedanke Prosper's, als er die Promenade der Stadt verließ, wo sich des Abends die ganze schöne Welt versammelte, und seiner Locanda entgegenschritt, die ihn mit einem Lager erwartete, das nicht nach seinem Behagen, und mit einer Abendmahlzeit, die nicht nach seinem Geschmacke war. Am Eingang zur Locanda erwartete ihn ein bereits in dieser Stadt erworbener Bekannter, der einzige Mann, durch den er hoffen konnte, der Marquise von Armissoglio in die Nähe zu kommen. Denn Charles Forrain hatte sich wohl hüten müssen, seinem jungen Abgesandten Empfehlungen an edle Familien der Stadt mitzugeben. Es wäre sogleich ruchbar geworden, von wem die Em-

pfehlungen ausgingen, und dies hätte dem Fremden das Haus der Marquise unerbittlich verschlossen. Prosper hatte darum vertraute Beziehungen mit einem Beamten der Präfectur angeknüpft, der überall Zutritt hatte und kein Corse, sondern ein Franzose war.

Dieser gefällige Mann hatte für Prosper als für einen preußischen Offizier alle erdenklichen Zuvorkommenheiten. Er mußte glauben, was er nur in lächelnden Andeutungen äußerte, daß Prosper bei seinem Verlangen, der Marquise vorgestellt zu werden, von einem lebhaften Interesse für die schöne Tochter geleitet sei, die er irgendwo erblickt haben mochte. Prosper, der in Wahrheit Enrica noch nicht gesehen hatte, bestätigte doch gern durch Lächeln und halbe Worte die Voraussetzung des Beamten.

Die Marquise war in dieser Zeit keineswegs gestimmt, Gastfreundschaft zu üben oder auch nur einem Fremden die pompöse Armseligkeit ihres Hauses vor Augen zu stellen. Sie allein war die Vertraute ihres Bruders Ascanio Rivarola, sie allein in den finstern Plan eingeweiht, der seine erst nach jahrelangem Zusammenscharren der Mittel ermöglichte Reise veranlaßt hatte. Noch war sie ohne Nachrichten von ihm mit Ausnahme einer aus Cöln am Rhein von ihm, abgesandten Zeile, die sein und seines Begleiters Wohlsein meldete. Die Marquise war in unruhiger und selbst angstvoller Stimmung, zu welcher der ihr auferlegte Zwang des Schweigens noch beitrug.

Dies erklärte ihre Abneigung gegen jede Art ge-

selligen Verkehrs. Als der französische Beamte sie bat, einen Deutschen bei ihr einführen zu dürfen, blieb sie ihm die Antwort schuldig, indem sie nur befremdet den Namen der Nationalität öfter vor sich hinmurmelte. Die Marquise Licora von Armissoglio hatte niemals etwas davon erfahren, daß die Geographie eine Wissenschaft sei, von der man auch im täglichen Leben Gebrauch machen könnte. Sie fragte deshalb ihre Tochter. In dem genauen Bescheid, den diese gab, lag nichts, was die ungesellige Stimmung der Marquise hätte verändern können. Als aber die Nachricht aus Cöln wieder einmal zu Sprache kam und Enrica dabei die Aeußerung that, Cöln liege in Deutschland, da ließ die Marquise den Beamten rufen. Sie sagte ihm Folgendes:

„Deutschland ist ein großes Land, welches neben Bergen und Feldern auch eine Stadt besitzt. Diese Stadt heißt Cöln. Wenn Ihr Fremder ein ordentlicher Mensch ist, so wird er wohl auch die Stadt seines Landes kennen."

Als sie nun gar erfuhr, daß Prosper in Cöln selbst geboren, war ihre Begierde groß, ihn kennen zu lernen. Er sollte ihr die Stadt beschreiben, in der ihr Bruder zuletzt geweilt hatte.

Diese angenehme Nachricht empfing Prosper am Eingang in die Locanda, und schon am nächsten Tage wurde er den Damen vorgestellt. Prosper war von Natur aus geneigt, Erscheinungen, die mächtig auf ihn wirken konnten, lieber humoristisch als ideal aufzufassen,

und hatte den seinen Landsleuten eigenthümlichen Trieb, gerade dem Schönsten gegenüber sich gern skeptisch zu verhalten. Darum gewannen ihm auch die Herrlichkeiten der vom Mittelländischen Meere umspülten Insel nur halbironische Zugeständnisse ab. Dennoch war er vom ersten Anblick Enrica's im Innersten überrascht und fast überwältigt; er mußte sich sagen, daß, wie sehr auch Colonel Forrain den Reiz dieser jungfräulichen Erscheinung schon gepriesen hatte, die Zeit, die seit seinem Aufenthalt in Bastia verstrichen war, die Schönheit dieses Weibes nothwendig erst gereift und vollendet haben mußte.

Die Frauen empfingen ihn mit jener Neugier, die sich unter gesteigerten Formen der Freundlichkeit und des Entgegenkommens zu verbergen sucht. Prosper, dem durch seine französische Mutter ihr Idiom so gegeläufig geworden war, wie seine Landessprache, bemerkte bald, daß die Marquise Licora des Französischen nicht völlig mächtig war, zuweilen nicht ganz oder gar nicht verstand, was man ihr in dieser Sprache sagte. Da sie trotzdem, um ihre Blöße zu verdecken, die Unterhaltung nicht anders geführt wissen wollte als französisch, so konnte Prosper zu seiner großen Freude mit Enrica auch in Gegenwart ihrer Mutter vom Colonel sprechen, indem er nur die Vorsicht gebrauchte, seinen Namen nicht zu nennen, seine Persönlichkeit bloß durch Umschreibungen anzudeuten.

Er fand gleich bei seinem ersten Besuch, daß das schöne Mädchen dem Manne, der in einer schmerzlichen

Situation grausam hatte sein müssen, ein treues, ein freundschaftliches Andenken bewahrte. Mit dieser Wahrnehmung war für das erste Mal genug erreicht, um daß Prosper seine Aufmerksamkeit der Mutter zuwenden und sich dadurch eine geneigte Aufnahme für seine rasch nach einander folgenden Besuche sichern konnte.

Die Marquise Licora war aber auch in ihrer Art eine anziehende und als genaue Repräsentantin des corsischen Weibes selbst pittoreske Erscheinung. Spuren großer Schönheit waren aus ihrem Antlitz nicht verwischt, und wenn das Feuer ihrer Geberden und Bewegungen wild und ungelenk erschien, weil einigermaßen in Widerspruch mit ihren Jahren — man brauchte nur den wohllautenden Klang ihrer Stimme zu vernehmen und den Glanz ihrer Augen zu betrachten, um Alles bei ihr in Einklang zu finden und einen Eindruck zu empfangen, der zwar nichts Trauliches oder Gemüthliches hatte, aber ein lebhaftes Interresse rege erhielt.

Prosper fand im Laufe seiner Zusammenkünfte eine eigenthümliche Befriedigung daran, einen Sturm von Empfindungen, von hingebender Sehnsucht, der in ihm erwacht war und dessen er sich nicht erwehren konnte, an die Marquise zu verschwenden, freilich in den discreten Formen freundschaftlicher Geselligkeit. Sie schätzte ihn dafür hoch, sie betrachtete ihn zuweilen mit den Augen wie einen ihrer Söhne oder Brüder, und Enrica war tief erfreut, die sonst nur den düstersten

Vorstellungen hingegebene Mutter jetzt manchmal lächeln zu sehen und scherzen zu hören.

Prosper aber ließ sein Ziel nicht einen Augenblick außer Acht. Schon war es ihm gelungen, ihr insgeheim ein offenes Bekenntniß über seine Mission abzulegen, ihr die Motive und Absichten des Colonels aus einander zu setzen. Sie hatte ihm darauf erwidert:

„Meine Verwandten, selbst meine Mutter, würden die Hölle gegen mich loslassen, wenn ich die Zustimmung zu solchem Vorhaben ausspräche. Allein dies sollte mich wenig kümmern, wenn ich den Colonel liebte. Ich habe von Anfang an eingesehen, daß er nicht anders handeln konnte, als er es that, und habe ihm von jeher eine Schuld verziehen, die er nicht begangen hat. Der Verwandtenhaß also sollte mich wenig kümmern, der Colonel ist ein edler Mann, gewiß; ich ehre ihn, ich bewahre ihm eine gute Erinnerung, aber ich will meinem traurigen Dasein, das außer dem Aufenthalt in Paris nur Schmerzen kennen lernte, nicht das noch traurigere Ende einer Heirath ohne Zweck und ohne Liebe geben, einer Heirath, die meiner Familie unsägliche Qualen und mir keine Freude bereitete.“

„Das wissen Sie noch nicht, Mademoiselle, Sie werden Charles Forrain lieben lernen.“

„Glauben Sie dies, Monsieur Prospèr?“

Sie richtete einen eigenthümlichen, lauernden Blick auf ihn, dann fügte sie mit gesenkten Augen hinzu:

„Ich glaube es nicht mehr.“

Prosper sprach an diesem Tage nicht mehr davon. Er ging und suchte die schönen, einsamen Wege auf, die dort am Meeresufer hinführen. Er sprach mit sich selbst, er war in erbitterter Stimmung. Manchmal schlug er sich mit der geballten Faust vor die Stirn.

„Je größer das Verbrechen wäre," sagte er sich, „ein so heiliges Vertrauen zu verrathen, um so sicherer muß sie sein Weib werden. Und sollte ich sie deshalb bedrohen, mit Angst und Entsetzen erfüllen müssen — ich werde Mittel finden, sie zu zwingen."

Es schien in den folgenden Tagen nicht, daß Enrica die geeignete Persönlichkeit sei, sich einem Zwang zu unterwerfen. Ihr Widerspruch wurde um so heftiger, je mehr sie erkannte, wie viel Ernst und Eifer Prosper in die Werbung für den Entfernten legte. Wenn sie die Gluth seiner Augen, die Blässe seiner Wangen nicht anders deuten konnte, denn als die Folge seines heißen Bestrebens, ihre Zustimmung zu den Absichten Forrain's zu gewinnen, dann nahm ihre Weigerung den Ausdruck der Empörung an.

Mitten in diese schmerzvollen und hoffnungslosen Unterredungen trat ein Ereigniß.

Prosper hatte das Haus der Marquise eben verlassen, die Sonne war fast untergegangen, als man einen schwarzgesiegelten Brief brachte. Schon beim Anblick des Siegels zitterte Licora, ihre Hände vermochten das Schreiben kaum zu halten, und als sie das Blatt gelesen, sank sie ohnmächtig zusammen.

Das Blatt meldete ihr den Tod des Ascanio

Rivarola, und das Wunderbarste dabei war, daß derjenige, der ihr die Botschaft meldete, selbst derjenige war, den sie betraf. Rivarola schrieb nämlich:

„Ich habe Ambrosio den Auftrag gegeben, im Falle meines Todes diese Zeilen, die ich selbst siegeln werde, auf die Post zu legen. Wenn Du daher diesen Brief erhältst, so weißt Du, daß ich unter der Hand des Mörders Charles Forrain gefallen bin, daß dieser Dämon unseres Hauses einen zweiten Deiner Brüder zum Opfer verlangt hat. War Enrica bisher entartet genug, seine Vertheidigung zu führen — jetzt wird auch sie in ihren Gebeten die heilige Jungfrau anrufen, daß einem Anderen aus unserem Blute das Unternehmen besser gelinge. Meine Seele wird nicht früher Ruhe haben, als bis mein Grab an daß seine stößt."

Die rasenden Schmerzensausbrüche Licora's gingen am nächsten Tage in Zorn gegen Enrica über, welche die Anklagen gegen den Feind des Hauses niemals gerechtfertigt hatte finden wollen. Sie theilte jetzt mit ihrer Mutter wie die Trauer um den Verlorenen so auch die Erbitterung gegen den Thäter.

„Schlage mich, Mutter," sagte sie, „ich verdiene es. O, er ist ein schändlicher Verräther. In meine Hand hat er feierlich gelobt, bei seiner Ehre und dem Heile seiner Seele, gegen keinen meiner Verwandten mehr sein Schwert zu zucken, auch wenn ein solcher seine Hand gegen ihn erhöbe. Er hat gelogen, und wäre er zur Stelle, ich selbst stieße ihn nieder."

„Ja, wäre er zur Stelle," schrie Licora, „aber er

ist fern, fern, und wir sind Weiber, hülflos und ohnmächtig."

Plötzlich kam ein Gedanke über Enrica und ergriff sie so lebhaft, daß sie den Arm ihrer Mutter faßte, als ob sie dieselbe auf eine sichtbar gewordene Erscheinung aufmerksam machen wollte.

„Forrain ist erreichbar," rief sie, „die Wege ihm ganz in die Nähe zu kommen, sind für uns geebnet, wir brauchen sie nur zu beschreiten."

Und sie berichtete der staunenden Marquise, daß Forrain um sie werbe und daß Prosper sein Abgesandter sei, der sie bestimmen wollte, das Jawort auszusprechen.

„Du und ich, wir sollen für immer von der Heimath scheiden, wir sollen unter Prosper's Schutz nach Lothringen kommen. Dort wartet in Forrain's eigener Hauscapelle der Priester, um mich zu seinem Weibe zu machen. Ich habe bis zu diesem Augenblick Nein gesagt, ich will jetzt Ja sagen."

Ihre Mutter sah sie verwundert, zweifelnd, fragend an.

„Begreifst du nicht?" sagte Enrica, „die Braut, die in seine Kammer tritt wird der Rächer sein, der ihn niederstreckt."

Eine heftige Bewegung durchzuckte nach diesen Worten die Marquise und Freude beinahe leuchtete in ihren bisher schmerzverzerrten Zügen.

„Du wolltest das?" rief sie „Du wolltest das wirklich, Enrica? Solches ist schon vorgekommen, und ich habe ein Mittel."

Und leicht und hastig setzte sie der Tochter auseinander, wie es anzufangen sei, um bei der ersten Begegnung, in der sie mit dem Gehaßten allein, ihm die tödtliche Wunde beizubringen, daß es den Anschein haben würde, er hätte sich zufällig eine nicht mehr zu heilende Verletzung beigebracht.

„Wer sollte auch Verdacht gegen Dich hegen? die corsische Vendetta ist dort gewiß nicht bekannt, und wäre es, Du hättest ihm ja eben die Hand vor dem Altare gereicht!"

„Und wenn man mich verdächtigte und richtete und tödtete — was weiter? Mir ist das Leben verbittert, und wer weiß, ob ich das Werk unternähme, wenn dem nicht so wäre."

„Dir ist das Leben verbittert?" rief die Marquise; „ich wußte nicht, daß Du Deinen Oheim Ascanio so sehr liebtest."

Enrica antwortete hierauf nicht.

Die halbe Nacht verbrachten die Frauen mit der Erwägung ihres Vorhabens und mit der Feststellung der Mittel und Wege. Als Prosper am Tage erschien, sagte ihm Enrica in Gegenwart der Marquise:

„Meine Mutter weiß Alles. Sie findet die Partie vortheilhaft, die man mir anbietet, und ich erlaube Ihnen, im Namen des Colonels Charles Forrain für ihn um meine Hand anzuhalten. Bevor dies jedoch geschieht, möchte ich erst noch bei ihm angefragt wissen, ob kein neuerer Umstand eingetreten, der ihn geneigt machte, von seiner Absicht zurückzutreten."

„Ich bin in ununterbrochener Correspondenz mit

dem Colonel, Mademoiselle, und weiß, daß wie seine Gefühle auch seine Entschlüsse unwandelbar sind. Indessen kann Ihrem Wunsch durch das Kabel augenblicklich Folge geleistet werden."

Prosper, der bei jener Ansprache Enrica's bleich geworden und fast in sich zusammengesunken war, hatte sich rasch und stolz aufgerichtet und sogar ein triumphirendes Lächeln gezeigt. Er entfernte sich festen Schrittes, um den Telegraphen in Anspruch zu nehmen.

Die Antwort lautete, wie zu erwarten war, und in wenigen Tagen waren die Damen reisefertig, theils weil sie nur über wenige Besitzthümer zu verfügen hatten, theils weil sie insgeheim der Ueberzeugung waren, nach vollbrachtem Werk in ihre Heimath zurückzukehren.

Prosper schiffte sich mit den beiden Frauen nach Marseille ein, und ohne Aufenthalt langten sie von dort in Paris an. Die Reise war still und traurig. Licora in ihrem nationalen Fanatismus der Racheluft, erwartete die Befriedigung derselben mit einer Genugthuung, die sich nur in düsterm Schweigen und in Blicken des Hasses und der Verachtung gegen alle Welt kund gab. Enrica, die ihr Leben jetzt als abgeschlossen betrachtete, war von Grauen vor der beabsichtigten That bis in das Innerste ihres Herzens erfüllt. Dennoch blieb sie sanft und ruhig; ein unausgesprochener Schmerz, der größte, den sie jemals erfahren, labte sich an der Vorstellung, daß sie sich einem Zweck opferte und dann nicht mehr sein werde. Prosper war kalt und gemessen und schien stets auf der Hut zu sein gleich

einem Wächter, der jede Bewegung, jeden Blick eines Gefangenen zu beobachten hat. Dieser Gefangene war er selbst; während er sich im Stillen herzzerreißende Vorwürfe über seine Gefühle machte, die ihm wie ein verbrecherischer, wenn auch in Schweigen begrabener Verrath an dem theuren Manne vorkamen, dem er sich verpflichtet hatte, wachte er sorgsam darüber, daß nichts von seinen Stimmungen zum Vorschein kommen könne. So gönnte er sich auch keine Frage nach den Motiven, welche Enrica's Entschluß, sich dem Colonel zu vermählen, so plötzlich und im Widerspruch mit ihrem früheren Verhalten herbeigeführt hatten. Und wäre sie in Versuchung gerathen, ihm freiwillig darüber Aufschluß zu geben — seine Miene der Strenge und Unnahbarkeit, eine Folge der Haltung, die er gegen sich selbst beobachtete, hätte es niemals zu einem Worte des Vertrauens kommen lassen.

Kurze Zeit, bevor man in Paris anlangte, lief der Train mit so rasender Schnelligkeit, daß die Mitreisenden im größten Schrecken von einem bevorstehenden Unglück sprachen. Die Marquise machte Miene, zu ihrer Rettung aus dem Fenster zu springen. Enrica sagte gelassen:

„Wenn man nichts weiter zu verlieren hat als das Leben — am Leben selbst verliert man nichts.“

„Sie sind sehr glücklich, mein Fräulein,“ erwiderte Prosper, „über das Leben verfügen zu können. Ich bin an drei Schwestern geschmiedet, die sich auf dieser Galeerenbank wohl befinden.“

VII.

In Paris ersuchte Enrica ihren jungen Reisemarschall, dem Colonel Charles Forrain brieflich anzuzeigen, daß sie unmittelbar nach ihrer Ankunft in Metz die Ceremonie der Trauung vorgenommen wissen wolle, um nicht Tage lang mit ihrer Mutter in der fremden Stadt dem belästigenden Getriebe eines geselligen Verkehrs ausgesetzt zu sein, weil dann zahlreiche Verwandte und Freunde des Bräutigams sie ohne Zweifel umgeben würden.

Bei dem Rang und der Beliebtheit des Colonels unter seinen Landsleuten war die Gesellschaft in der That zahlreich genug, welche, nachdem Charles seiner Braut einige Stationen entgegengefahren war, die Ankunft der Verlobten auf dem Bahnhof in Metz erwartete.

In einer langen Reihe von Wagen begab man sich nach der Magistratur, wo die Civiltrauung dem Gesetze gemäß stattzufinden hatte, während die kirchliche

Ceremonie unmittelbar darauf im Marderhof in der Capelle des Besitzers folgen sollte.

Fagott hatte die Ehre gleichsam als erster Beistand in demselben Wagen mit der Marquise und ihrer Tochter zu fahren, während gleich im nächsten Wagen der Colonel in Gesellschaft Prosper's folgte. Dieser hatte bald die Unmöglichkeit eingesehen, sich ohne Aufsehen und ohne abenteuerliche Erklärungen der Zeugenschaft zu entziehen.

Während dieser Fahrt äußerte der Colonel seinem Begleiter unsägliche Verwunderung über das Wesen Enrica's. Die Blässe ihres Gesichts, die Ermüdung ihrer Züge konnten durch die Anstrengungen der Reise erklärt werden, allein, obgleich durch Prosper's Briefe in das lange Widerstreben des schönen Mädchens genau eingeweiht, entsprachen doch die Kälte und schweigsame Gemessenheit Enrica's weder dem Eindruck, den der Colonel in Bastia von ihr empfangen, noch dem Entschluß, den sie endlich dennoch gefaßt hatte.

„Ich fürchte einen tollen Jugendstreich begangen zu haben," sagte Charles, „aber jetzt ist es zu spät, um davon zu sprechen, und alle Consequenzen müssen getragen werden."

Die Gesellschaft drängte nach dem für diese Gelegenheit besonders festlich geschmückten Saal des Maires und füllte den Raum vollständig aus. Man schloß die Thür.

Prosper, welcher dem Colonel zur Seite hätte bleiben sollen, ertrug die Qualen seiner Aufgabe nicht

länger. Er hatte erfüllt, was von ihm verlangt worden, er hatte Enrica beredet, dem Manne anzugehören, der sie zum Weibe begehrt, er hatte sie selbst in die Arme Charles' geführt — jetzt, welches Befremden auch immer darüber entstehen mochte, jetzt konnte er sich nicht länger die Brust zerfleischen lassen und dazu lächeln und schweigen. Er trat nicht mit ein in den Saal, wo man sein Lebensglück auf den Block legte, er blieb hinter der geschlossenen Thür stehen, beide Hände vor das Gesicht geschlagen.

Plötzlich warf er sich an der Schwelle nieder, das Antlitz zur Erde gedrückt. Er hatte noch sein Bewußtsein behalten, aber er hatte jede Besinnung verloren. „Mögen sie über mich hinschreiten," schrie es in ihm, „und mich mit ihren Füßen zertreten. Ich will mich nicht mehr erheben, meinem Schicksal nicht mehr in das Angesicht sehen."

Durch die geschlossene Thür drangen zu ihm die monotonen Laute amtlicher Beredtsamkeit.

Sie wurden durch einen gellenden Schrei unterbrochen, den offenbar die Marquise ausstieß. Eine Bewegung entstand, ein Tumult, der sich für einen Augenblick beschwichtigte, als die sonore Stimme Enrica's den Lärm übertönte.

Prosper stieß die Thüre auf und trat ein.

Die anwesende Gesellschaft hatte sich in zwei Gruppen getheilt. Von der einen Seite umgab man die ohnmächtig auf dem Boden liegende Licora und sah den Hülfeleistungen zu, welche die Nächststehenden an ihr versuchten. In der andern Ecke des Saales,

die eine Nische bildete, starrte man neugierig und betroffen auf eine unverständliche Scene. Enrica lag zu den Füßen des Colonels Charles Forrain, der sie vergebens vom Boden zu erheben suchte, und sprach zu ihm mit heftigen Geberden. Thränen strömten über ihre Wangen, und ihre abwechselnd in zwei Sprachen vorgebrachten Worte hatten für die Lauschenden keinen ordentlichen Sinn.

Zur Erklärung dieses Auftrittes ist es nothwendig, auf den Moment zurückzugehen, in welchem Prosper vor seiner Abreise nach Corsica in der Redeweise Klein-Roland's bei Uhland angezeigt hatte, daß er Ascanio Rivarola erschlagen.

Prosper war am Abend früher, wie es versprochen hatte, unmittelbar nach dem ersten Besuch auf dem Marderhof wieder nach Metz gekommen mit der Zuversicht, im Hotel Nachrichten von Rivarola zu finden, und mit der Hoffnung, diesen blutigen Gegner seines neuen Freundes durch einen Zweikampf unschädlich zu machen.

Im Hotel erwartete ihn ein Brief des Corsen. Dieser erklärte, daß es ihm in der fremden Stadt nicht möglich gewesen, Secundanten ausfindig zu machen und die übrigen förmlichen Veranstaltungen zu einem Duell zu treffen. Dennoch wolle er nicht noch eine zweite Nacht den ihm angethanen Schimpf auf sich sitzen lassen, ohne die Satisfaction mindestens vorbereitet zu haben. Je weniger Leute aber ins Vertrauen gezogen würden, um so besser sei es für beide

Theile. Prosper möge sich sogleich nach seiner Wiederkehr in das ihm mit Namen bezeichnete Stadtviertel begeben, wo Rivarola Wohnung genommen. Dort werde er an einer bestimmten Straßenecke einen Mann finden, den er trotz der Dunkelheit erkennen werde. Ihm solle er in die Wohnung Rivarola's folgen, wo man in den friedlichen Formen, wie es zwischen Gentlemen der Brauch sei, auch wenn sie einen Kampf auf Leben und Tod verabreden, alle Stipulationen zu einem amerikanischen Duell feststellen wolle.

Prosper war mit diesem Plan nicht einverstanden. Das Raffinement menschlicher Entartung, das dieser amerikanischen Erfindung zu Grunde liegt, widerte ihn schon an und für sich an. Dazu kam, daß in solchem Falle der Termin der Ausführung auf spätere Zeit verlegt wird, was zur Folge gehabt hätte, daß Charles Forrain nach der Abreise Prosper's schutzlos zurückgeblieben wäre, den Angriffen seines heimtückischen Gegners noch weiter ausgesetzt.

Prosper steckte Waffen zu sich. Er war des festen Entschlusses, den Zweikampf noch in dieser Nacht in einigermaßen annehmbaren und anständigen Formen zu erzwingen. „Die Bestie träumt von nichts als Blut,“ sagte er sich, „und es ist ein wohlthätiges Werk, sie aus der Welt zu schaffen.“

Er begab sich in das bezeichnete Stadtviertel. Da er einsah, daß es für ihn in seiner Lage als ein Fremder und unmittelbar vor einer Reise nur vortheilhaft wäre, im Falle eines glücklichen Ausgangs nicht

rasch ausgeforscht werden zu können, so nahm er weder Wagen noch Führer, sondern versuchte es, durch vorsichtiges Fragen und eigenes Orientiren in die bezeichnete Gegend zu gelangen.

Sie hätte für ein verhängnißvolles Abenteuer nicht besser gewählt sein können. Wahrscheinlich war sie das Gaunerviertel der Stadt und belebte sich erst in den späteren Nachtstunden. Jetzt war es hier einsam und todtenstill, und die spärliche Beleuchtung vermochte nichts gegen die am Firmament herrschende Finsterniß auszurichten. Wenn Schritte eines einzelnen Passanten vernehmbar wurden, dann gaben sie in der allgemeinen Geräuschlosigkeit fast einen Widerhall. Prosper hörte solche Schritte und blieb stehen. Dann machte er seine eigenen möglichst unhörbar und setzte sich nach der Richtung der fremden Schritte in Bewegung. Sie schienen die eines Auf- und Niedergehenden zu sein. Wahrscheinlich harrte der von Rivarola angekündigte Mann an der Straßenecke, die Prosper ohne diesen Umstand auch nicht zu finden vermocht hätte.

Jetzt kam er dem Manne in die Nähe, und Prosper's scharfes, militärisch geübtes Auge erkannte an den Umrissen der Gestalt Rivarola selbst. Der Harrende gewahrte den Kommenden und sprang auf ihn zu. Auch diese Art der Bewegung sicherte die Identität des Corsen. Von irgendwo her, vielleicht aus einer Seitenstraße, fiel ein Lichtstrahl, der nichts be-

leuchtete, aber auf einer kurzen nackten Stahlklinge ein Blitzen verursachte.

Ist es so gemeint? dachte Prosper und zog den Dolch, den er, abgesehen von den Waffen, die er eben zu sich gesteckt hatte, auf der Reise immer bei sich trug. Der heimtückische Ueberfall versetzte Prosper in den rasendsten Zorn, und den Gegner mit einem Griff an die Gurgel empfangend, worauf er einen Stich erhielt, den er aber im Paroxismus der Wuth gar nicht empfand, stieß er mit aller Gewalt sein Eisen dem Gegner ins Herz, so fest und sicher daß dieser ohne einen Laut todt niedersank.

Prosper ließ ihn ruhig liegen und ging seiner Wege.

Dennoch versetzt eine solche That, welcher Gerechtigkeit man sich dabei auch bewußt sei, in nicht geringe Aufregung. Prosper irrte die ganze Nacht umher, seiner kleinen Wunde weiter nicht achtend, als daß er sie nothdürftig verband. Am Morgen nahm er von dem Dorfe aus, wohin er gerathen war, ein Pferd nach dem Marderhof.

Kaum hatte der Colonel die Verse Uhland's vernommen, so zwang er schon Prosper, mit ihm nach Metz zu fahren, um den Behörden von dem Geschehenen Anzeige zu machen.

Prosper deponirte, daß er, ein Fremder, die Stadt neugierig in allen Winkeln durchforschend, des Nachts an jener Straßenecke, von einem Strolch überfallen und angegriffen, bedroht, verwundet, den Mann

erdolcht habe. Aus Rücksicht auf den Colonel, um diesem die Freiheit zu lassen, von seinen Verhältnissen zu offenbaren, was ihm gut dünkte, wollte Prosper vorläufig nichts Anderes aussagen.

Man führte ihn und den Colonel, der ihm nicht von der Seite wich, nach der öffentlichen Todtenkammer, wo die Leiche des Erdolchten, als eines Unbekannten, ausgesetzt worden war.

Hier zeigte sich nun, daß Prosper nicht Ascanio Rivarola, sondern seinem Diener Ambrosio den Dolch so sicher treffend ins Herz gestoßen hatte.

Rivarola selbst schien sich unsichtbar gemacht zu haben.

Die Wunde Prosper's und die gerichtliche Untersuchung verzögerten seine Abreise. Auch wollte er nicht scheiden, ohne früher Rivarola aufgefunden und zur Verantwortung gezogen zu haben. Charles sagte jedoch dem jungen Manne:

„Ueberlassen Sie den Menschen fortan mir. Mit einer Creatur, die ihre Ehre durch Attentate wiederherzustellen sucht, schlägt man sich nicht. Ich habe den Corsen jetzt in meiner Gewalt und werde ihn unschädlich zu machen wissen.“

Charles Forrain, der in Metz sehr viel galt, unterstützte die Behörde in der Auffindung Rivarola's und bewirkte zugleich, daß Prosper, sobald seine kleine Wunde geheilt war, die Reise antreten konnte.

Daß der Corse die Stadt nicht verlassen hatte, war sicher; er lauerte auf eine Gelegenheit, seinen

Racheplan gegen den Colonel auszuführen. Diesem aber gelang es eines Tages, die Spelunke zu betreten, in die sich sein Gegner unter falschem Namen zurückgezogen hatte.

„Hier bin ich, der Colonel Charles Forrain. Was weiter? Haben Sie Lust, sogleich zuzustoßen? Mein Wissen von Ihrem Vorhaben dürfte dem Unternehmen wenig günstig sein. Wie ich, weiß auch die Behörde, was Sie im Sinne haben. Sie weiß aber noch nicht, daß Sie der Mann sind, Meuchelmörder zu dingen, wie es in Ihrem Lande Brauch und Sitte ist, wie man es aber in diesem Theile Frankreichs nicht zu den erlaubten Gesellschaftsspielen zählt. Ich rathe Ihnen, mich nicht zu zwingen, der Behörde die Beweise zu liefern, was ich bisher zu Ihrem Heile unterlassen habe.“

Charles zog bei diesen Worten den Brief hervor, durch welchen Rivarola den jungen Deutschen des Nachts nach dem verödeten Stadtviertel gelockt hatte. Der Corse schien von alldem sehr zerknirscht zu sein; wirkliche Angst vor den Proceduren in diesem ihm so fremden Lande erfüllte ihn. Diese Stimmung benutzte der Colonel, um seine Handlungsweise gegen Orlanduccio zu erklären und das Thörichte des Hasses und der Rachepläne aus einander zu setzen. Zur Verstärkung seiner Argumente berief sich der Colonel auf die Billigung, die er bei Enrica gefunden hatte, und trug selbst kein Bedenken, seine Werbung um das Mädchen mitzutheilen, seine Absicht, die Familie, der

er aus Berufspflicht ein Unglück hatte bereiten müssen, jetzt, da er ein freier Mann geworden, wie seine eigene zu betrachten.

Ascanio Rivarola war mit den milden, versöhnlichen Gesinnungen Enrica's gegen den Colonel vertraut genug, um zu glauben, daß sie seine Werbung annehmen werde. Das sicherste Mittel, dies zu verhindern, schien es ihm, wenn er den Gegner einer neuen Blutthat gegen die Familie beschuldigte, und deshalb sandte er seiner Schwester den Brief mit der Nachricht, die ihn als das zweite Opfer Forrain's bezeichnete.

Von diesem Augenblick an trat er aus seiner Verborgenheit hervor und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Er wurde gezwungen, in der Stadt zu bleiben, so lange seines Dieners Ambrosio Tod nicht genügend aufgeklärt war, fühlte sich aber sicher, weil Forrain das Document verborgen hielt, das ihn angeklagt hätte, das Schreiben an Prosper. Unglaublich aber erschien es dem Corsen, als er erfuhr, daß Enrica und zwar mit Beistimmung ihrer Mutter auf dem Wege nach Lothringen war zu dem Zwecke, sich mit Charles Forrain zu vermählen. Er beschloß, im geeigneten Augenblicke vor den Frauen wie ein Gespenst aufzutauchen und Schrecken und Ueberraschung zu benutzen, um die Heirath noch im letzten Moment zu verhindern.

Auf diese Weise wurde die Civiltrauung unter-

brochen, bevor noch die entscheidende Formalität vollzogen war.

Als die abergläubige Licora sich von ihrem Entsetzen erholt und sich von der wirklichen Existenz ihres Bruders überzeugt hatte, trat sie mit ihm in einen Winkel des Saales, um ihm die Motive zu erklären, die er allerdings gebilligt hätte. Jetzt war es zu spät, an die Ausführung zu denken, denn mittlerweile hatte Enrica zu den Füßen des Colonels offene Geständnisse abgelegt.

Charles Forrain sah den Lebensplan vernichtet, den er an seine erste Begegnung mit Enrica geknüpft hatte. Dennoch konnte er ihr nicht in dem Grade zürnen wie einem Weibe, das niemals in anderen als durchaus civilisirten Verhältnissen gelebt hatte. Ehe sie einige Tage später mit Mutter und Oheim in ihr Vaterland zurückkehrte, hatte er eine stundenlange Unterredung mit ihr. Sie legte ihm ihre Seele offen dar. Die Folge war, daß Charles seinen jungen Freund Prosper bat, noch einige Zeit auf dem Marderhof zu verweilen.

Wie konnte es anders sein, als daß auch die Seele dieses jungen Mannes sich dem gütigen Freunde endlich ganz erschloß? Charles umarmte den noch immer mit düsterer Anklage gegen sich selbst wüthenden Prosper und sagte:

„Ich habe meinen Gedanken an Enrica als Thorheit erkannt, aber ich liebe das Mädchen wie eine Tochter, ich liebe Sie, Prosper, wie einen Sohn;

warum sollte ich meine Kinder nicht um mich haben können, daß sie den Marderhof beleben und mich vor einem vereinsamten Alter schützen?"

„Weil ich ein Deutscher bin und Lothringen in Frankreich liegt!" erwiderte der tief ergriffene Prosper.

Aber es kam der Tag — und Prosper lebte vereint mit Enrica und, als der künftige reiche Erbe des Marderhofes, in Deutschland: in Lothringen.

Jakob und Rahel.

I.

Man kann an der alten Galerie in Dresden nicht vorübergehen, ohne mit Wehmuth einen Verlust zu beklagen, den es schwer ist, deutlich zu machen. An dem Gebäude selbst wird nichts zerstört, von den Schätzen, die es umschloß, geht keiner verloren. Allein ein eigenthümliches Leben ist dennoch aus diesen Hallen und Sälen für immer entwichen. Zwar wird es niemals an staunenden Besuchern fehlen, was auch immer bestimmt werde, an der Stelle der weggeschafften Kunstwerke Beschauer anzulocken. Hochgezogene Augenbrauen und verwunderte Mienen sind der Mehrzahl geläufig, auch weniger idealen Hervorbringungen gegenüber. Stilles, träumerisches Sinnen jedoch auf schönen Mädchengesichtern; die stolze, arbeitsame Hoffnung der Copirenden, es den Meistern gleich zu thun; das heimliche Finden und Begegnen einzelner Paare, wobei das Bild,

unter welchem das Stelldichein stattfand, zuweilen besonders bezeichnend war für den Charakter des Verhältnisses oder der betreffenden Personen; — das war ein eigenthümliches Leben, welches aus diesen Sälen für immer gewichen ist.

Jedes Streben auf Erden kann der erste Act einer Tragödie sein. Wer da immer auf irgend einem Gebiete menschlicher Anstrengungen nach einem Siege ringt, der muß sich auch auf die Möglichkeit eines schmerzlichen Unterganges gefaßt machen. Aber verfehltes Streben, verlorene Lebensmühe läßt sich nirgends so bitter empfinden, als auf dem Gebiete der Kunst. Ueberall sonst ist das Mitleid im Stande und bereit, auszugleichen oder zu lindern; überall sonst trifft die Schuld des Mißlingens das Schicksal mindestens eben so sehr, als den fleißig Strebenden. Nur wer sein Leben der Kunst gewidmet hat ohne Resultat, ohne ein Kunstwerk geschaffen zu haben, der steigt klanglos, weil ohne Bedauern, oder doch nur unter den Klängen berechtigten Hohngelächters zum Orkus. Der Kunstberuf wird nicht vom Schicksal aufgezwungen, ihn bestimmt die freie Wahl, und wer ohne begründetes Recht gewählt hat, der büßt nur die eigene Vermessenheit. Die Unermüdlichkeit seines Fleißes, die entsagende Hingebung an sein Schaffen wird ihm dabei nicht zu Gute gerechnet. Den Kronprätendenten, der seine Ansprüche nicht durch die Geburt zu begründen vermag, trifft der Fluch der Lächerlichkeit, wie eifrig er auch immer strebe; so verschließt sich selbst das mitleidigste Herz Jenem, der ohne den

unzweifelhaften Anspruch des angebornen Talentes nach jenem Glanz einer unsichtbaren Krone ringt, welchen man Ruhm nennt. Das Unglück ist aber nur um so größer, wenn die Klage darüber stumm hinabgewürgt werden muß, weil sie nichts als den Hohn erwecken würde.

Die Säle der alten Galerie haben zu solchen Betrachtungen oft genug Veranlassung gegeben, man brauchte nur die bewundernden Blicke genugsam zu beherrschen, um sie von den Werken der alten Meister auf die der jungen Schüler fallen zu lassen. Bald schwebend auf hohem Gerüste, wie über allen Mühen der Erde, bald in sich zusammengekauert sitzend, wie ein weltvergessener Priester Bramah's, arbeiteten hier die Copirenden, höchstens verstohlen seitwärts blickend, wenn das Rauschen der Catalogblätter ihnen einen Beschauer ankündigte. Sollte seine ganze Bewunderung ausschließlich dem Original gelten?

Unter diesen arbeitsamen Nachbildnern gab es der Frauen mehr, als man bei der geringen Anzahl bekannt gewordener Malerinnen in Deutschland vermuthen sollte. Die Gedanken an verfehlten Lebensberuf wurden Einem hier schon durch das Geschlecht des Strebenden aufgenöthigt, bevor man noch die Arbeit geprüft hatte und selbst wenn sie sich dann als eine vielversprechende darstellte. Es mögen zehn Jahre sein, daß ein junges Mädchen in solcher Beschäftigung zu allen Tagesstunden eines langen Sommers vor dem Bilde von Giorgioni „Jakob und Rahel" saß. Was den Fleiß und die Liebe des Mädchens gerade auf dieses Bild gelenkt haben

mochte, wäre schwer zu errathen gewesen. Giorgioni, oder wie er eigentlich hieß, Giorgio Barbarelli di Castel Franco, ein Zeitgenosse und Mitstrebender Titian's, hielt in seinen Bildern die Pracht und Genußsucht venetianischen Lebens fest, als es in seiner historischen Blüthe stand. Die überraffinirte Herrlichkeit des äußern Daseins erzeugt aber immer die Sehnsucht nach idyllischen Naturzuständen. Giorgioni malte den verfeinerten Venetianern eine Dorfgeschichte. Julius Rosen hat das Bild in seinen Erklärungen bedeutungsvoller Meisterwerke der Dresdener Galerie beschrieben.

Ein junger Hirt begegnet seiner Geliebten bei der Tränke mit dem werbenden Liebeskusse in einem Thale, dessen Ansicht von Bergen umschlossen ist. Es ist belebt von Schaf- und Rinderheerden, die durch einander weiden. Rechts zieht sich aus dem Thale ein Weg zur Dorfkirche hinter Lindenbäumen empor. Die Liebenden sind sich begegnet, Hände und Lippen haben sich zu zärtlichem Drucke vereinigt. Sein Haupt ist dabei empfindungsvoll seitwärts hinübergebeugt, so daß ihr Gesicht sich im Profil daran drängt. Beide sind sonntäglich angethan, in der Tracht der damaligen Friauler. Während er bei der Begegnung den Hut vom Kopf genommen, welchen die Linke noch wie zum Gruß zurückschwenkt, hat sie Bündel und Stab von sich geworfen. Er hat an der Seite Hirtenflöten und ein Messer am Gürtel und ist ein schmucker, rüstiger Bursche, welcher sein Flöten- und Liebesspiel mit Messer zu vertheidigen das Herz hat. Neben ihm steht sein treuer Hund. Wie er

zum Kusse, so sind die Heerden zur Tränke geeilt. Auf der Seite des Mädchens schüttet ein alter Hirt das Wasser in den Trog, weiter vorn sitzt ein zweiter, welcher den Stein vom Brunnen gewälzt hat und auf die Glücklichvereinten blickt. Ist er eifersüchtig? Schwermüthig gewiß! — Rechts in der Mitte der Heerde duelliren sich zwei eifersüchtige Widder.

Man sieht, daß die Vorliebe der jungen Malerin eben für dieses Bild nicht durch die Anziehungskraft biblischer Vorstellungen geweckt wurde, welche sich trotz der Bezeichnung „Jakob und Rahel" mit der Landschaft ebenso wenig als mit der Dorfkirche und der Sonntagstracht der Friauler vertragen würden. Auch der Reiz sonniger Ländlichkeit, den das Gemälde athmet, war hier nicht bestimmend gewesen; was den Künstler vor einem Bilde bis zur thätigen Begeisterung des Nachschaffens bringt, ist bei weitem nicht dasselbe, was den Beschauer daran fesselt. Allein Malvina, die junge Künstlerin, war nicht einmal aus rein künstlerischen Intentionen an ihr Werk gegangen. Es leiteten sie im Gegentheil die höchst materiellen Zwecke des Verkaufs, dessen Möglichkeit sich gerade für eine Copie dieses Bildes zu ergeben schien. Malvina wußte, daß ein in Dresden ansässiger Engländer eine ihm gelungen erscheinende Copie auf der Stelle um jeden Preis kaufen würde.

Malvina war die einzige Tochter einer Wittwe, mit der sie einer jener zwischen anständiger Repräsentation und beschränkter Dürftigkeit getheilten Existenzen führte, wie solche vielleicht nur in Dresden zu beobachten

sind. Eine kleine Rente der Mutter wurde mit peinlichster Genauigkeit verwaltet, um den allerdings oft empfindlichen Mangel nicht nach Außen sichtbar werden zu lassen. Sie genügte zu einer kleinen Parterrewohnung mit gemietheten Möbeln und einem Gärtchen hinter dem Hause, wo man freilich nur in dem Falle Schatten fand, wenn die Wolken selbst sich als Zeltdach vor die Sonne breiteten. Sie genügte ferner, einige kleine gesellige Beziehungen aufrecht zu erhalten, durch welche den Frauen Kunst und Literatur der Zeit gesprächsweise vermittelt wurden. Dazu gehörte denn auch, daß sich zwei-, dreimal im Jahre ein enger Cirkel zum Thee einfand, welchen ein Fischgericht und ein ungewöhnlicher Kuchen als nicht zu erwarten gewesene Ueberraschung begleiteten. Alle übrigen Vergnügungen concentrirten sich in Spaziergängen nach dem „Großen Garten", zuweilen mit Einschluß der dort stattfindenden Concerte, niemals aber mit Einschluß des Theaters. Tharandt und die sächsische Schweiz waren Flitterwochen-Erinnerungen der Mutter und Kindheits-Erinnerungen der Tochter.

Die Haus- und Wirthschaftsgeschäfte wurden ausschließlich von der Mutter besorgt mit Hilfe einer nur für einzelne Tagesstunden gedungenen Magd. Malvina aber nahm nichts zur Hand als Pinsel und Palette. Ihre Kunst war ein Erbtheil besserer Zeiten, sie rang nun mit ernstestem Eifer auf Grundlage des gediegenen Unterrichts, den sie damals empfangen hatte, sich ohne fernere Anleitung zur Meisterschaft auszubilden. Nicht daß sie mit egoistischer Gleichgiltigkeit die nächsten und

schwereren Mühen auf die Schultern der Mutter gelegt hätte, um ungestört in einer idealen Welt zu leben. Sie hatte vielmehr nur das praktische Ziel dabei im Auge, durch einen großen pecuniären Erfolg in ihrer Kunst die lastenden Sorgen für immer zu bannen.

Sie hatte über Emancipation der Frauen, eine Frage, die eben damals oft und lebhaft verhandelt wurde, Vieles gehört, gelesen, bedacht. Von den Verirrungen, zu welcher die Stellung thätsächlich emancipirter Frauen führte, hatte sie sich mit Entrüstung und Schmerz abgewendet, aber als den sittlichen Kern der Frage die Ueberzeugung in sich aufgenommen, daß auch das Weib zu einer Thätigkeit herangebildet werden müsse, die es ihm ermögliche, seine Existenz selbstständig zu erhalten, ohne Rücksicht auf das allgemeine Versorgungsinstitut, als welches die Ehe bisher vom weiblichen Geschlecht angesehen werden mußte. Wie dadurch Ehen leichter geschlossen werden können, sagte sie oft, weil die Erwerbsfähigkeit des Weibes die Frage der Mitgift nicht mehr in den Vordergrund drängt, ja selbst schon die beste Aussteuer ist, so wird auch die materielle Unabhängigkeit des Weibes ihrer übrigen Abhängigkeit vom Manne das Gepräge einer durchaus freiwilligen und dadurch edleren und sittlicheren geben. Nur jene Fesseln, die rein das Gemüth, ohne Rücksicht auf eine äußere Nothwendigkeit wählt, sind keine drückenden und keine entehrenden.

Wenn es nun auch nicht ausschließlich Liebe zur Kunst war, was sie unablässig an der Staffelei festhielt, so bekam der materielle Beweggrund doch durch die

Idee für das Allgemeine, die sie damit verknüpfte, eine erhebende Durchgeistigung. Sie fühlte sich nicht blos berechtigt, sondern auch verpflichtet, ihre Ueberzeugung zuerst an sich selbst thatsächlich zu bewähren. Zwar wußte sie, daß man ihr, wenn sie nach solchen Grundsätzen wäre erzogen worden, eine andere Fertigkeit beigebracht hätte, als eben eine künstlerische, die rein um ihrer Selbstwillen und ohne utilitarische Hauptabsicht geübt werden soll, allein, nun war es zu spät, um andere Mittel zur Erreichung ihrer bürgerlichen Selbstständigkeit in Bewegung zu setzen, als die Geschicklichkeit, die sie erlernt hatte, und das Talent, das sie von Natur aus zu besitzen glaubte. Nur ging sie deshalb um so strenger auf ihr Ziel los und versagte sich den kleinen Triumph der Eitelkeit, sich der Gesellschaft als Künstlerin darzustellen und vorzugsweise als solche behandelt werden zu wollen. Dazu schien sie sich nicht mehr berechtigt, seit sie andere als reine Kunstzwecke mit ihrem Streben verband.

Eine Gelegenheit zeigte sich endlich, zu erproben, ob sie das Ziel der Emancipation, in dem Sinne, welchen sie dem Worte gab, auf künstlerischem Wege erreichen werde. Jener Engländer, der ihre Studien geprüft hatte, erachtete sie für befähigt, ihm von seinem Lieblingsbild eine Copie anzufertigen, mit der er den Gartensaal seiner Villa schmücken wollte. Ohne ihr eine direkte Bestellung zukommen zu lassen, war er doch ganz geschäftsmäßig zu Werke gegangen. Er hatte erklärt, daß er nur das Vorzüglichste berücksichtigen werde und daß sich

die Künstlerin darauf gefaßt machen müsse, die Arbeit von ihm zurückgewiesen zu sehen, wenn sie nicht seinen vollsten Beifall hätte.

Die schönen Sommertage verflossen für Malvina in der scheinbaren Eintönigkeit eines langen und gleichmäßigen Arbeitens. All' ihr Sinnen und Trachten war bei dem Bilde und sie entbehrte nicht einmal, was sie sich im Drange, das Unternommene sobald als möglich zu vollenden, versagen mußte, den Genuß an der freien Natur und den für den Künstler so lockenden, träumerischen Müßiggang.

Der Eifer ihres Schaffens, der anfangs nur einen äußern Grund hatte, wurde ihr nach und nach von der Liebe zum Kunstwerk selbst eingegeben. Von den Gestalten desselben war es die Jakob's, des jungen Hirten, die ihr immer mehr in das Gemüth drang, gleich dem Abbild eines ihr persönlich werthgewordenen Freundes. Wie es ihr überraschend leicht gelang mit der sinnlichen Aehnlichkeit, auch den charakteristischen Ausdruck seiner Züge vollständig zu treffen, überkam sie die Vorstellung, als hätte sie die Züge längst in ihrer Erinnerung, in ihrer Phantasie mit herumgetragen und sie müßte sie nun unwillkürlich und, ohne dabei dem Urbild zu folgen, in dieser Art wiedergeben. Es bedurfte geraumer Zeit, ehe sie sich klar wurde, daß die anscheinende Erinnerung viel eher eine Gegenwart genannt werden konnte.

Es bedarf eines ziemlichen Grades von Selbstbeherrschung, um in einem öffentlichen Saal, statt in der bequemen Einsamkeit des Ateliers eine künstlerische

Arbeit auszuführen. Alle Welt hat das Recht, sich zum Zeugen eines Schaffens aufzuwerfen, das zunächst Stille und Sammlung bedingt. Fremde Besucher kommen und gehen. Bemerkungen werden unwillkürlich laut und ebenso unwillkürlich vernommen; wenn nicht geradezu eine Störung eintritt, so reicht doch oft ein geringfügiger Umstand hin, über die Seele des Künstlers eine lähmende Befangenheit zu breiten.

Malvina hatte sich durch den ganzen Ernst ihres Zweckes gegen die Möglichkeit verwahrt, von dergleichen schädlichen Einwirkungen beherrscht zu werden. Sie warf keinen Blick auf die ungebetenen Zuschauer, die ohnehin schon durch den immerwährenden Wechsel ihrer Erscheinungen die Aufmerksamkeit nicht lange festgehalten hätten.

Nur eine einzige Gestalt blieb seit Wochen consequent in der Nähe ihrer Staffelei. Es war ein Mann in mittleren Jahren, der durchaus nichts Jünglingshaftes mehr hatte. Er wäre leicht störend geworden, da sein tägliches Kommen, sein stundenlanges Bleiben der jungen Künstlerin noch einen andern Gedanken als den an ihr Werk aufdrängen mußte, wenn sich nicht allmälig seine Anwesenheit wie ein Schutz gegen minder discretes Nahetreten angelassen hätte. Dadurch wurde ihr seine Anwesenheit, die sie anfangs beirrt hatte, später eine willkommene und zuletzt hätte nur mehr seine Abwesenheit sie beirren können. Und während sie ihn gar nicht wahrzunehmen schien, kein Wort an ihn richtete und keines von ihm vernahm, war

er ihr doch gewohnt, war er ihr nothwendig geworden, wie ein Material ihrer Arbeit.

So geschah es denn endlich, daß sie eine Deutung fand für die wunderbare Leichtigkeit, mit der sie die Physiognomie Jacob's auf ihrem Bilde gleichsam aus ihrem Innern producirte und als ob sie dabei nicht der Composition des alten Meisters unterworfen gewesen wäre. Es waltete nämlich eine seltene Identität zwischen der gemalten Gestalt des Hirten und der lebendigen des Mannes, der in ihrer Nähe stand. Es war dies keine Aehnlichkeit, die sich jedem auf den ersten Blick darstellt, keine Aehnlichkeit der Haltung, der Züge, der körperlichen Physiognomie. Aber für das tiefer blickende Auge begegneten sich in beiden Köpfen derselbe Ausdruck, derselbe Charakter. Hier wie dort bestach eine ländliche Rüstigkeit, der bei aller gutmüthigen Hingebung doch auch Muth und Kampflust zuzutrauen blieb; hier wie dort war die Gestalt umschimmert von jugendlicher Schwärmerei, von herzgewinnender Lebens- und Liebeslust, nur daß dieser Ausdruck des Leidenschaftlichen auf dem Bilde durch die Befriedigung eines glücklichen Momentes, bei der lebendigen Gestalt aber durch das reifere Alter gedämpft zu sein schien.

Wie aber kam es, daß Malvina diese Identität so spät erst entdeckte, daß sie so lange nur aus einer nebelhaften Erinnerung, aus der verborgensten Tiefe ihres Gemüthes zu schöpfen geglaubt, während sie im Grunde nur ein Aeußeres, ein Gegenwärtiges, den

fremden Mann neben ihr abmalte? Oder war Beides dasselbe und war die Erscheinung dieses fremden Mannes so rasch und ihr selbst unbewußt in die verborgenste Tiefe ihres Gemüthes gedrungen? Hatte sie die Vorliebe für die Gestalt des jungen Hirten unwillkürlich auf die ähnliche des Lebendigen übertragen oder war gar umgekehrt eine räthselhafte Sympathie für diesen die Ursache, daß sie so leicht und so gerne an dem Bilde malte?

Sie konnte sich dies nicht deutlich machen, indem sie aber darüber nachzusinnen nicht müde wurde, begleitete eine angenehme Beschäftigung ihre Gedanken, ihr künstlerisches Thun, und die Arbeitsstunden wurden ihr immer mehr zu Fest- und Freudenstunden. Dies schien ihr auf das Gelingen des Werkes nicht ohne Einfluß zu bleiben, und als endlich der Tag der Vollendung kam — ein Moment, dessen Wonne und Weh kennen zu lernen, nur dem Künstlerleben aufbehalten ist — da glaubte sie dem Fremden im Stillen für den Muth Dank sagen zu müssen, womit sie der Entscheidung über den Werth ihres Werkes entgegensah. Am folgenden Tage sollte der Engländer in der Galerie erscheinen und durch seinen Ausspruch ein Schicksal für Malvina werden.

II.

Es war an dem Tage, welcher dem der Entscheidung vorherging. Malvina stand vor der Staffelei in jenem zwischen Glück und Beklommenheit getheilten Gefühl, wie es den Künstler im Augenblicke des Vollendens ergreift. In dieser Stimmung erschien es ihr nicht auffallend, sondern eher natürlich, von dem Manne plötzlich angesprochen zu werden, der bisher ein schweigsamer Zeuge ihrer Emsigkeit geblieben war. Nachdem er rasch an ihre Seite getreten war, sagte er, die Blicke zugleich mit ihr auf das Bild heftend: „Mich dünkt, dies ist nun eine vollendete Arbeit."

„Eine fertig gewordene zum Mindesten," erwiderte Malvina und hob den Blick zu ihm empor, in seinen Mienen nach dem ersten Urtheil zu forschen, welches ihr Werk hervorrufen sollte. Er aber betrachtete nicht mehr das Gemälde, sondern zeigte, in die Augen Malvina's blickend, einen Freudenglanz, der in den seinen aufstieg.

„So werden Sie denn die Sommertage nicht mehr

hier versitzen, mein Fräulein," rief er, „Sie werden mit dem schönen Sonnenlicht nicht mehr blos zu Gunsten Ihres Bildes wirthschaften, während Sie selbst nichts davon genießen. Wie freue ich mich, daß Sie sich die Freiheit, ja das Leben selbst wieder gönnen dürfen, nach so langem Fleiß, nach so trauriger Arbeitsamkeit."

Malvina legte schweigend ihre Geräthschaften zusammen und ohne dem Fremden ferner einen Blick zu schenken, machte sie sich fertig, den Saal zu verlassen. Seine Aeußerung war ihr unangenehm in das Gemüth gedrungen. Sie nahm es nicht als ein Zeichen persönlicher Theilnahme auf, daß seine unverkennbare Freude nicht dem Kunstwerk, sondern ihrer eigenen Befreiung galt; sie hielt es vielmehr für eine zweifache Barbarei, daß er, so lange Augenzeuge ihres innigen Strebens, kein Wort der Anerkennung für das Erreichte hatte, dafür aber die harte Nothwendigkeit um der äußern Existenz Willen an den Arbeitspflug geschmiedet zu sein, ihr in diesem gewissermaßen feierlichen Moment in Erinnerung brachte. Daß er von dieser Nothwendigkeit nicht unterrichet sein konnte, daran wollte sie nicht denken, wo sie den Groll verletzter Eitelkeit hinter einem minder ungerechtfertigten Motiv zu verschleiern bemüht sein mußte.

Er schien diesen ungünstigen Eindruck keineswegs zu übersehen, ohne daß er sich herbeigelassen hätte, ihn durch die Concession eines lobenden Wortes für das Bild zu mildern. Indessen mochte ihm Malvina's kaltes und stummes Scheiden doch zu denken gegeben

haben und als sie auf die Straße gelangt war, befand er sich an ihrer Seite. Es war zum ersten Male, daß er ihr seine Begleitung aufdrängte.

„Entschuldigen Sie meine Kühnheit," sagte er, „mit der Befürchtung, daß ich verliere, wenn ich nicht wage. An Ihrem Bild bleibt nichts mehr zu thun, Sie werden sich nun Ruhe gönnen, Sie werden vielleicht lange nicht mehr in die Galerie zurückkehren und mir droht dadurch eine zu lieber Gewohnheit gewordene Erscheinung verloren zu gehen, wenn ich mir nicht das Wiedersehen sichere."

„Ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, mein Herr!" entgegnete sie, stehen bleibend, fühlte aber, daß diese banale Antwort, sonst für ähnliche Fälle passend, hier nicht ganz zur Situation stimmen wollte. Hatte sich doch durch das tägliche Zusammentreffen während längerer Zeit, sowie durch die Beziehungen, die sie selbst zwischen ihm und ihrem Schaffen knüpfte, eine stillschweigende Verbindung zwischen ihnen gebildet. Sie kam sich selbst unpoetisch vor, daß sie ein so zartes, noch namenloses Band durch jene hergebrachte Antwort schroff zu zerreißen schien.

„Ich habe freilich kein Recht," versetzte er, „Ihnen näher zu treten, keines, das auf der gewöhnlichen geselligen Sitte beruhte. Ich bin Ihnen ein Fremder, aber eine verwandte Beschäftigung hebt über solche Formen hinweg. Auch mein Beruf, wenn er auch nicht eigentlich ein Kunstberuf zu nennen ist, erheischt, daß ich mich mit Bildern abgebe. Ich bin Curiositäten=

sammler, Verkäufer von Schmucksachen antiker oder sonst seltener Art, auch Kunsthändler.

Für Malvina hatte dieser Umstand das Anziehende, daß sie nicht mehr aus stolzer Bescheidenheit eine Frage zu unterdrücken brauchte, die ihr zunächst wichtig war.

„Wenn Sie Bilder verstehen, mein Herr," sagte sie, „so werden Sie mir gestatten, Sie um Ihr Urtheil über den Werth meiner Copie zu bitten. Als Kenner sind Sie competent, als Fremder haben Sie keine Ursache, nicht aufrichtig zu sein."

Er schwieg eine kleine Weile, während sie ihren Weg fortsetzten, dann erwiderte er: „Sie wissen nun, mein Fräulein, daß Sie die Frage nach dem Werthe des Bildes an einen Kunsthändler richten. Wollen Sie von diesem die Antwort, so bin ich bereit, ungefähr den Geldwerth des Bildes zu bestimmen, nach den augenblicklichen Fluktuationen des Handels, nach dem herrschenden Geschmack, nach dem Grad der Vorliebe für italienische Meister überhaupt. Der Kunstwerth käme vorerst gar nicht in Betracht."

Er sprach dies im natürlichsten Tone, nicht die leiseste Mahnung an Ironie mischte sich bei und dennoch war es Malvina, als ob sein warmes Auge vorwurfsvoll auf ihr ruhte. Hatte sie nach den Intentionen, die sie bei ihrem künstlerischen Walten leiteten, das Recht eine andere Werthbestimmung als eine rein praktische, materielle herauszufordern? Durfte ihr Werk auf eine höhere Geltung Anspruch machen? Kaum, daß

sie den Muth fand, nach dem Kunstwerth zu fragen, mit der Bemerkung, daß von diesem in ihrem Falle auch der pecuniäre abhängig wäre, da ein Liebhaber für ein Werk dieser Art, wenn es nur an sich ein Vorzügliches, sich gefunden hätte.

„Wie denken Sie denn selbst von Ihrem Werk?“ entgegnete der Andere, „nicht wahr, es steht Ihnen noch zu nahe, es ist Ihnen noch zu sehr gefärbt von Ihrem inneren Wollen und Streben, noch zu sehr umschattet von der technischen Mühe, als daß Sie es schon in dem reinen, von Ihnen unabhängigen Licht erblicken könnten, in welchem ein richtiges Urtheil allein möglich wird. Nun, mein Fräulein, mir geht es nicht viel anders, auch mir steht das Bild noch zu nahe, auch mit meinem invidueллen Sein und Wollen ist es noch zu eng verknüpft. Ich sah es werden, ich habe es mit Gedanken, Wünschen, Träumen umsponnen; die breiten sich nun wie ein dichter Schleier darüber, so daß ich nicht mehr erkennen kann, was ich gesehen habe.“

„Das Bild hat Ihre Gedanken, Ihre Träume erregt,“ sagte sie, „und doch wissen Sie nicht, wie es beschaffen ist? Ich begreife das, es war das Original und nicht meine armselige Copie, das Sie gefesselt hielt.“

„Kein Original, keine Copie, kein Bild überhaupt hat diese Wirkung auf mich,“ rief er mit Eifer; „Theilnahme, Bedauern, Schmerz und innige Hin-

gebung — sind das die Empfindungen, die Giorgioni's „Jakob und Rahel" erwecken kann?"

„Jakob ist eine herrliche Gestalt," versetzte Malvina, die nicht wußte, warum sie sich von dieser Wendung, die das Gespräch genommen hatte, mit fortreißen ließ: „ich habe Jakob beinahe geliebt, vielleicht aus Selbstgefühl, weil er mir am Besten gelingen wollte."

„Mein Name ist Jakob," sagte der Fremde langsam und mit eigenthümlich befriedigtem Tone; „die Rahel aber, die ich suchte, die ich fand, die es war und wieder nicht war, die ich meine Rahel nennen möchte, war nicht die auf dem Bilde."

Wenn Malvina nach diesen Worten vielleicht einen Versuch gemacht hätte, sich von dem fremden Manne zu trennen, so wurde ihr ein auffallendes Benehmen dabei durch die Begegnung mit ihrer Mutter erspart, die an diesem Tage, der die Arbeit vieler Monate vollendet sehen sollte, ihr Kind selbst von der Galerie abholen wollte. Malvina flog ihr entgegen und die fast enthusiastische Umarmung ihres Kindes sagte der alten Frau, daß das lang und bang ersehnte Ziel endlich erreicht war, so weit es in den Kräften der jungen Künstlerin lag.

Jakob aber ließ sich durch diese Begegnung nicht aus dem Felde schlagen. Er stellte sich der Mutter vor und entwand ihr die Scheu, die sie empfunden hätte, in dieser Art eine neue Bekanntschaft anzuknüpfen, indem er seine geschäftliche Bedeutung als Kunsthändler in den Vordergrund kehrte und den

Nutzen errathen ließ, der für die fleißige Malerin erfolgen könnte, obgleich er dieser Andeutung die Form gab, als ob es ihm nur um seinen eigenen geschäftlichen Vortheil dabei zu thun wäre. Seit Malvina offen von einem Verkauf ihres Bildes gesprochen hatte, bezweifelte er nicht mehr die eigentlichen Beweggründe, die sie zu einer ihrer lebenslustigen Jugend widersprechenden Arbeitsamkeit antrieben.

Ein schöner Abend, obwohl er schon die Ankündigung des nahen Herbstes empfinden ließ, veranlaßte die Damen zu ihrem gewöhnlichen Spaziergang nach dem „Großen Garten," Jakob blieb an ihrer Seite und es war nicht das berechnete Befolgen der alten Regel, daß die Gunst der Mutter, der Weg zur Tochter wäre — vorausgesetzt, daß man die Gunst der Letzteren schon besäße — was ihn bewog, seine Reden jetzt hauptsächlich an die ältere Dame zu richten. Er fürchtete, dem jungen Mädchen gegenüber zu leidenschaftlich sich verhalten zu haben und mußte ihr daher Zeit gönnen, das Angeregte in ihr verklingen zu lassen, damit sie erst Vertrauen gewinne, ihn wieder anzuhören.

Die Redeschleußen der Mutter wurden ohne Mühe von ihm geöffnet und bald durchschaute er die nichts weniger als lachenden Verhältnisse der beiden Frauen und konnte ahnen, welche dringenden Wünsche sich von dem Ausspruch des kunstliebenden Engländers abhängig machten. Er bestritt aber trotzdem die Grundsätze, nach welchen Malvina ihren Beruf und den Gedanken der

Emancipation des Weibes auffaßte. Sie hatte sich in das Gespräch gemischt, als sie an einem nur ihr verständlichen Zeichen wahrgenommen, daß der Eindruck des neuen Freundes auf die Mutter kein unvortheilhafter war.

Noch lange war die Erörterung hierüber nicht geschlossen, als die beiden Frauen wieder an der Schwelle ihres Hauses standen. Jakob empfing die Erlaubniß, sie zu besuchen und bat, schon am folgenden Tage davon Gebrauch machen zu dürfen, um das Ergebniß des langen Bestrebens, das Urtheil des Engländers zu erfahren.

Mannigfach waren die Empfindungen, welche Malvina zur Ruhe begleiteten und ihr dieselbe noch eine Weile vorenthielten. Jakob war durch ihre halben Worte nicht zu bewegen gewesen, einen Richterspruch über ihr Bild abzugeben, obgleich er sonst auf die leisesten Andeutungen in ihrem Gespräche mit dem bereitwilligsten Verständniß eingegangen war. Ihr bangte jetzt mehr als jemals vor dem bevorstehenden Augenblicke der Entscheidung und seltsamerweise war es gerade die Gestalt des jungen Hirten Jakob, die ihr bisher das vollste Vertrauen des Gelingens eingeflößt, was sie nun mit einem Male nicht mehr an dem Bilde befriedigen wollte. Schon schlaftrunken malte sie sich die Züge aus, die er eigentlich tragen müßte und fragte sich, ob es nicht diese wären, die Giorgioni's Bild zeigte? Der Traum antwortete verneinend, indem er sie als die Züge einer anderen Gestalt erblicken ließ.

III.

An dem verhängnißvollen Tage vermied es Jakob die Galerie zu besuchen. Er wollte einen etwa ungünstigen Erfolg durch seine Gegenwart nicht zu einer vielleicht empfindlicheren Beschämung steigern; einen günstigen aber in der Traulichkeit häuslicher Umgebung von den Lippen Malvina's selbst erfahren. Wie sehnte er sich überhaupt, die holde Erscheinung in dem ihr nach seinem Sinne am meisten entsprechenden Rahmen zu erblicken, im stillen Raum des Hauses! Er hatte sie bisher gleichsam in die Oeffentlichkeit hinausgestellt gesehen, er empfand dies als einen Mangel, als einen Schatten von Unweiblichkeit, der ihm ihr Wesen ganz unpassend zu verdüstern schien. Nun sollte dieser Mangel gehoben sein und wie reizend mußte auf dieser Stirne die Siegesfeier des Gelingens, wie schön in diesem Auge der Glanz berechtigter Freude schimmern! War es auch nicht solcher Triumph, nicht solches

Glück, wovon er ein Weib beseelt sehen mochte, weil nicht ein Empfinden blos dabei zu Grunde lag, so konnte hier doch das nach seiner Meinung Anfröstelnde und Fremdartige daran durch die Heimlichkeit der vier Wände, durch den Liebesstolz der Mutter und endlich auch durch sein eignes Gemüth wieder mit dem Empfinden vermittelt werden.

Er traf die Mutter im Wohnzimmer. Sie wollte ihm nicht ganz so unbefangen vorkommen, wie am Abend früher, obgleich sie freundlich und gesprächig war. Nach der Sitte älterer Frauen forschte sie nach seinen Verwandten, seiner Heimat, seinen familienhaften Beziehungen. Ihm war es aber, als wollte sie ihm nicht Zeit lassen, den Gegenstand zu berühren, der ihn innerlich zunächst beschäftigte. Dabei lag ein nicht näher zu bezeichnender Hauch von Wehmuth, von Betrübniß fast über Allem, was er vor sich sah und schien ihm in der Atmosphäre der Stube sogar zu walten. Das nahm ihm vollends den Muth zu einer Frage.

Durch eine Seitenthür und ohne Hut, so daß sie wohl errathen ließ, daß sie auch bisher zu Hause gewesen, trat plötzlich Malvina ein. In ihrem Aussehen sammelten sich die einzelnen Anzeichen mangelnder Heiterkeit zu einem bestimmten Ausdruck. Man merkte ihr weder Thränen noch Trauer ab und nur das von der Sympathie geschärfte Auge Jakob's entdeckte die Veränderung ihrer gewohnten Erscheinung. Was sich ihm zeigte, war weniger Schmerz als Verdruß. Ihre

Mundwinkel waren nicht schlaff hinabgezogen, wie bei passivem Leid, sondern auf ihrer aufgeworfenen Lippe bebte etwas wie Zorn.

„Wir haben von alten Zeiten gesprochen, von früheren Verhältnissen," sagte die Mutter zu Malvina, wie um ihr die Unterhaltung zugänglich zu machen, im Grunde aber um ihr anzudeuten, daß von dem eigentlichen Interesse des Tages bisher keine Erwähnung geschehen war.

Auf Malvina wirkte dies nicht beschwichtigend und als ob sie vielmehr dadurch erst zu einer Vertheidigung gereizt würde, sagte sie zu Jakob gewendet: „Warum sollten wir Ihnen verbergen, was durchaus keine Demüthigung für mich ist, auch wenn Sie sich durch Ihren freundlichen Antheil nicht ohnehin das Recht erworben hätten, den Ausgang zu erfahren. Das Bild ist von dem englischen Mäcen zurückgewiesen worden, ich mag nun sehen, was ich damit beginne. Ich würde mich zufrieden geben, wenn es ein gerechter Tadel wäre, was hier entschied. Weiß ich doch selbst, wie viel mir noch zur Meisterschaft fehlt, und bei der Absicht, für Geld zu malen, mag die Muse noch scheuer als sonst von mir gewichen sein. Aber wenn Alles an der Arbeit mißlungen wäre, Zeichnung, Colorit und Treue der Auffassung, die Gestalt Jakob's — das fühle ich, das darf ich mit dem Selbstgefühl des Künstlers bekennen — ist in allen diesen Beziehungen tadellos. Ich habe heute unbefangen geprüft und möchte von keinem noch so großen Meister etwas

daran geändert wissen. Und sollten Sie es für möglich halten, mein Herr! Gerade an dieser Gestalt scheiterte das Wohlgefallen meines englischen Gönners. Er würde sich mit allen übrigen Theilen des Gemäldes zufrieden geben, nur in Jakob's Züge findet er ein fremdes Element eingemischt, sie wären und wären wieder nicht das Richtige, es fehle etwas daran oder es wäre etwas zu viel und das ließe sich jetzt nicht mehr ändern."

Malvina schwieg mit einem Lächeln der Geringschätzung für ein so verblendetes Urtheil. Jakob gab nicht zu erkennen, was er dachte, doch hatte es auch ihm schon, ganz abgesehen von seiner sonstigen Meinung hinsichtlich des Werkes, vorkommen wollen, als ob gerade in dem Punkt, in welchem die Malerin so sicher zu sein glaubte, eine Verschiedenheit vom Original sich ergeben hätte, ohne daß er Genaues darüber zu sagen wußte, ohne daß er erklären konnte, worin sie bestand. Malvina fuhr fort: „Der Engländer war fast beleidigt, als ich ihm vorschlug, einen Professor der Akademie entscheiden zu lassen. Er duldet keinen Zweifel an seiner eigenen Competenz. Ich glaube, er hat mit dem Zirkel gemessen und die Figur um einen halben Zoll länger oder kürzer gefunden als das Original. Er ist ein pedantischer Sonderling. Ich weiß nun kaum, ob mir nach einem solchen Beweis von Beschränktheit seine übrige Befriedigung mit dem Werke noch ein ermunternder Trost sein darf. Jedenfalls bin ich nicht entmuthigt, treu bei meinem Beruf auszuharren."

Malvina lenkte nun mit Absicht das Gespräch auf andere Gegenstände und verrieth dabei eine Kraft, Unangenehmes zu bewältigen, welche dem aufmerksam beobachtenden Jakob eine erfreuliche Probe ihres Charakters gab. Ihm schien es nun eben so sehr eine Pflicht als eine Genugthuung seines Herzens zu sein, wenn er so viel Erheiterndes in das stille Leben der beiden Frauen brachte, als er ohne Verletzung des Zartgefühls thun konnte. Unendlich sinnreich ging er zu Werke, um ihnen den Genuß am Theater, an entfernten Naturschönheiten und anderen bisher versagten Freuden und Erholungen zugänglich zu machen, ohne daß sie sich dabei auch nur im Geringsten als von ihm Beschenkte hätten betrachten können. Er und Malvine jedoch fanden ihre Befriedigung schon im stillen Beisammensein, auch wenn es von außen keinen besonders anregenden Inhalt empfing. Die immer früher anbrechenden Abende erlaubten diese Befriedigung zu vielen Stunden auszudehnen, Stunden bewegten Gespräches, von welchem der wachsamen Mutter kein Wort entging, nur daß die Gute nicht ahnen konnte, wie auch die scheinbar harmlosesten Gegenstände gebildeten Seelen einen Punkt bieten, indem sie sich freudig erstaunt erkennen, berühren, umschlingen. Und auch das gegenseitige Eingestehen eines solchen Ereignisses bedarf des dürren Wortes und der vernehmlichen Rede nicht.

Wer weiß, wie lange dieser stille Verkehr gedauert hätte, ohne von einem der betreffenden Theile durch einen Wunsch nach größerem Glück unterbrochen zu

werden, wenn nicht die Welt, und namentlich die Welt einer kleinen Stadt, der Todfeind so anspruchslosen Genusses wäre, den sie auszuforschen weiß, wie sehr er sich vor ihr verberge, dem sie es nicht verzeiht, daß er nichts von ihr verlangt, weder Theilnahme noch eine bürgerliche Form, das er nichts weiter sein will, als der unschuldige Verkehr zweier Menschen. Eine kleine Stadt aber ist Dresden, unbeschadet seines Ranges als Hauptstadt. Das öffentliche Leben ist ein so stilles, es bietet der Unterhaltungssucht so geringe Ausbeute, daß die im Winter unsäglich verödeten Straßen ein treuer Spiegel davon sind. Da gewährt denn des Nachbars Haus noch am meisten einen Gegenstand von Interesse, da kann man fremde Geschicke beobachten und ohne eigenen Schaden selbst Schicksal spielen; man vertreibt sich die Zeit damit, als Freund zu erscheinen und in Ermanglung eines andern Amusements Rathschläge, Warnungen und sonstige Weisheit dieser Art zu produciren, unbekümmert ob man nicht dadurch das Zarteste und Beglückendste plump und unwiederbringlich zerreiße.

Freunde solchen Kalibers hatten denn bald auch die Besuche Jacob's entdeckt und wußten der Mutter von ihm, den sie persönlich nie gesprochen hatten, genauere Auskunft zu geben, als die Frau in wochenlangem Umgang mit ihm erhalten hatte. Sein Vermögen wäre ein sehr bescheidenes, das sich durch Tausch und Verkauf von Schmuck- und Kunstsachen nicht sehr beträchtlich vermehre; seine Verwandten, die nach Amerika ausgewandert, wären sämmtlich arm. Gegen seinen

Charakter ließe sich bisher nichts Thatsächlicheres einwenden, aber man könne sich auch nicht versichert halten, daß er ernstliche Absichten hege und ob es nicht Zeit wäre, ihm die Thüre zu verschließen oder mindestens eine bestimmte Erklärung zu fordern u. s. w.

Der Wiederhall solcher Störungen und Einflüsterungen machte sich nun bald in der zwar nicht minder herzlichen, aber etwas verlegenen Aufnahme geltend, die Jakob von Seite der Mutter fand. Eine offene und ehrliche Natur drang er auf Erklärung und erhielt mit einigen Umschreibungen den Aufschluß, daß man seine täglichen Besuche, seine immerwährende Begleitung bei Ausgängen, so viel Vergnügen, ja wahre Herzensfreude damit verbunden wäre, vor der Welt nicht mehr verantworten könne, es entstünde ein Gerede daraus, welches das einzige Besitzthum des kleinen Hauses zu rauben drohe, den Frieden eines geachteten Lebenswandels.

Jakob hegte ein Gefühl unauflöslicher Vereinigung mit dem Mädchen, obgleich dieser verschwiegene Bund noch keinen äußern Ausdruck, nicht einmal ein Wort darüber zwischen den Betreffenden, gefunden hatte. Es wäre ihm wie ein Attentat gegen den Gang der Naturgesetze erschienen, wenn er sich ernstlich hätte zurückziehen sollen. Aus diesem Gefühl entsprang die Naivetät, mit der er bemerkte, daß, wenn sein tägliches Kommen Anstoß errege, dies ja ganz einfach dadurch vermieden werden könne, daß er nicht mehr komme, sondern —

immer bleibe, immer bei Malvina bleibe oder vielmehr sie bei ihm.

Das Mädchen war bei dieser Unterredung nicht anwesend, sie hatte sich eine Dachkammer, die das gehörige Licht empfing, zum Atelier eingerichtet und betrieb wieder fleißig ihre künstlerischen Studien. Die Mutter sah nachdenklich vor sich hin, es war ihr abzumerken, daß sie nicht klar darüber war, ob sie Beistimmung oder Ablehnung bezeugen solle. Jakob setzte ihr seine Verhältnisse auseinander, in ziemlichem Gleichlaut mit dem, was ihr Andere davon gesagt hatten. Sie waren freilich nicht glänzend, aber welche Ansprüche hatte ihre arme Tochter an das Leben zu stellen und war es nicht schon ein Glück, wenn sich ein wackerer Mann für sie fand, der sie jedenfalls zu ernähren vermochte? Und dennoch wagte sie es nicht, dem Werber eine Hoffnung zu geben, sie kannte Malvina zu gut, um nicht einen Widerstand zu besorgen, der von dieser selbst ausgehen konnte.

„Sprechen Sie mit meiner Tochter," sagte sie endlich und verließ das Zimmer, Jakob in einem Zwiespalt der Empfindung zurücklassend. Er war zum Theil froh, die bestimmte Erklärung über die Lippen gebracht zu haben, andererseits machte ihn der Gedanke beklommen, daß er ja erst mit Malvina darüber hätte in's Reine kommen müssen. War sein Bewußtsein, seine selige Zuversicht, daß sie ihn liebte, eine genügende Berechtigung, ihre Einwilligung stillschweigend vorauszusetzen? Gleichviel! Es hatte sich so gefügt, man war

ihm mit der Drohung gekommen, seinen täglichen, seinen ungestörten Verkehr mit ihr zu unterbrechen und so hatte ihm seine Leidenschaftlichkeit geholfen, ihn rascher als die Besonnenheit zum erwünschten Punkt der Entscheidung zu bringen. Er hatte dies kaum bedacht, als Malvina in das Zimmer trat.

Die Unbefangenheit ihres Benehmens zeigte, daß die Mutter ihr den Inhalt der vorhergegangenen Unterredung nicht mitgetheilt haben konnte. Um so schwerer wurde es Jakob im ersten Moment, in diese heitere Ruhe mit dem Geständniß seines ernsten Zweckes einzubrechen. Alles aber, was ihm an ihr gefiel, trat eben heute mit noch bestechenderem Glanz vor sein Auge. Der Reiz ihrer fast männlich kräftigen und doch schwunghaften Gestalt, das wechselnde Leben des Gedankens in ihrem schönen Auge, selbst der Ausdruck, den sich ihre Unabhängigkeit, eine gewisse charaktervolle Selbstständigkeit in Mienen sowohl als Reden zu jeder Zeit gewann — das Alles nahm ihn heute mit besonderem Zauber gefangen. So war es denn nicht mehr ein vorbereitetes und darum gelähmtes Wort, sondern ein von der Begeisterung des Augenblicks beflügeltes Geständniß, als er ihr endlich sagte, wie sehr er sie liebte, wie seine ganze Seele nach ihr verlangte, und daß nicht mehr von ihr getrennt zu werden, sie ein Eigenthum, eine Vervollständigung seines Lebens zu wissen, Alles wäre, was er an irdischem Glück wünschte und hoffte. Er ergriff ihre Hand, er drückte zum ersten Male einen Kuß darauf, und es bezeugte die

Reinheit und Tiefe seines Gefühles, daß er, sonst nicht weich, bis zu Thränen bewegt war, die er mühsam zurückpreßte.

Malvina war in sich zusammengesunken, wie ohnmächtig und jeder Erwiderung beraubt. Das starke, nicht leicht zu beugende Geschöpf fühlte sich jetzt überwältigt von der ersten lebendigen Wirklichkeit, welche ihre stille Beziehung zu diesem Manne, bisher nur im Gemüth eingehegt, durch seine offene Erklärung plötzlich gewann. Er liebte sie! Das war bis zu diesem Augenblick nur Traum und Schatten gewesen und wurde nun leibhaftig, wurde ein Schicksal durch das ausgesprochene Wort. Sie zeigte nicht die herkömmliche Verlegenheit, nicht das Beben und Erröthen wie „Töchter gebildeter Stände“ sonst bei solcher Veranlassung gleichsam als eine Pflicht der Tradition darstellen. Stark und entschieden in ihrem Wesen war auch ihr Gefühl für Jakob bis in die Wurzeln ihres Seins gedrungen. Gewiß aber ist es am ergreifendsten, die Schwäche und die Hingebung der Liebe, das allgemeine Loos des Weibes, sich dort erfüllen zu sehen, wo es erst stolze Sinnesart und fast männliche Festigkeit zu schmelzen hat.

Darum klang es auch unendlich rührend, als sie auf Jakob's sehnsüchtig wiederholte Frage, ob sie ihn liebe, im kindlichsten Tone und mit den einfachsten Worten erwiderte: „Mehr denn Alles auf der Welt!“

Hand in Hand verweilten sie lange in jener stummen Eintracht, in welcher das bloße Gefühl die seligsten Entzückungen im Voraus erlebt.

„Du bist mein,“ sagte er endlich, „meine Braut, mein geliebtes Weib.“

„Dein,“ rief sie und löste sich sanft aus seiner Umschlingung; „Dein mit ganzer Seele, aber noch lange nicht Dein Weib — vielleicht in Jahren, vielleicht niemals.“

Er sah sie so betroffen an, daß sie das zuletzt Gesprochene wiederholen mußte. Und da er sie noch immer nicht zu verstehen schien, sagte sie: „Höre mich an, Jakob, und glaube nicht, daß ich Dich weniger liebte, weil ich stark genug bin, meinem Glück zu widerstehen, wenn es nicht voll und ganz auch das Deine wäre. Ich bin gänzlich ohne Vermögen, ich bin ärmer als eine Bettlerin, die doch mindestens zu betteln versteht. Wohl weiß ich, daß ein Mann wie Du das nicht in Betracht zieht, und von jedem Mädchen in meiner Lage würde die Welt sagen, daß es sein Glück macht, wenn ihm ein wackerer Mann, der es ernähren kann, die Hand reicht, ohne nach Geld und Gut zu fragen. Ich will nicht ein solches Glück durch Dich machen, mein Geliebter! Ich will nicht durch Dich versorgt werden; ich will die Wonne meines Herzens nicht zur Hälfte in die Befriedigung meines Hungers verwandeln. Frei will ich Dir angehören, ohne daß die niedere Nöthigung, der elende Bedarf der Existenz seinen Antheil verlange an solchem Glück. Die Freude, Dein zu sein, soll nie in einem schwachen Moment die Form des Behagens annehmen an meinem schützenden Kleid und an meinem wohnlichen Haus. Für mein leibliches

Fortkommen muß ich durch eigene Kraft sorgen können, obgleich nur ein Weib; das war der leitende Gedanke meines Lebens. Dann erst darf ich mit der reinsten und freiesten Hingebung mein Herz walten lassen; dann erst bin ich würdig, Dich zu besitzen, weil mir nichts mehr dadurch geschenkt wird, als Du und nur Du allein."

Ein Schleier tiefer Betrübniß umzog Jakob's eben erst so glückstrahlende Züge. Er fühlte sich nicht im Stande, in diesem Augenblick, wo nichts in ihm lebte, als sein Herz mit Waffen des Verstandes zu bekämpfen, was er oft in ruhigen Momenten widerlegt zu haben glaubte, ohne Ahnung, daß es sich einst ungeschwächt gegen seine eigenen Wünsche kehren könnte. Beinahe stammelnd sagte er: „Gibt es noch Anderes, was ich von Dir verlange, als Dich und nur Dich allein?"

„Und soll mir als Weib nicht das gleiche Recht werden?" erwiderte sie; „wie beglückt es Dich, daß sich kein irdischer Vortheil mit dem Ziel Deiner Gedanken verknüpft! Ich weiß, daß, wenn Du arm wärst wie ich, Du Dich zu stolz fühltest, Deine Hand einer Frau zu bieten, deren Reichthum Dich über alle Sorgen hinwegheben könnte. Soll dies für den Mann allein demüthigend sein?"

„Malvina!" rief er, „ich habe nie an Deine Verhältnisse gedacht, ich wußte nicht, daß der Klang des Geldes jemals Stimme bekommen dürfte in der Harmonie unserer Seelen. Aber, wenn ich dem Augenblicke, wo Du Dich mein nanntest, entdeckt hätte, daß Du die

Tochter eines Millionärs bist, ich würde Dir und mir eine Schmach anzuthun geglaubt haben, wenn ich aus diesem Grunde zurückgetreten wäre."

„Weil Du ein Mann bist", entgegnete sie, „weil Du Dich selbst zu erhalten vermagst und voraussetzen könntest, ich müßte wissen, daß Du meiner Millionen nicht bedarfst, um Deine materielle Existenz zu fristen. Theurer geliebter Mann! Laß uns ruhig warten. Ich strebe, ich arbeite. Nicht immer werden meine gerechtesten Hoffnungen fehlschlagen. Es werden, es müssen sich Käufer für meine Bilder finden; von Neuem sind mir Aussichten dazu eröffnet. Schon haben verschiedene Kunstvereine Werke von mir ausgestellt. Ich geize nicht nach dem Ruhm. Nicht der Ruhm gebührt dem Weibe, aber wohl die rein menschliche Freiheit, die der Mann im vollsten Maße genießt, auch außer der Ehe und jedenfalls nicht durch die Ehe eine gesicherte Stellung einzunehmen. Laß uns warten, mich hält die Hoffnung am Leben, einst mit Dir zu leben. Und wenn die Zeit gekommen sein wird, wo für mein materielles Leben gesorgt sein wird auch ohne Dich, dann will ich Dir angehören, weil ich moralisch nicht ohne Dich zu leben vermöchte."

Vergebens setzte er die Kraft seiner Argumente und die Beredsamkeit seiner Liebe diesem Entschluß entgegen. Sie betheuerte, nicht davon ablassen zu können. „Könntest Du mich noch achten," sagte sie, „wenn ich beim ersten verführerischen Ruf des Glückes zum Apostaten an meiner festesten Ueberzeugung würde!?" Trübe Stunden folgten dieser letzten, die eine so vielver-

sprechende gewesen war. Wo es sich beim Streit verschiedener Lebensanschauungen nicht mehr blos um die bessere Erkenntniß, sondern um einen persönlichen Zweck handelt, da schleicht sich leicht Erbitterung und Verkennung selbst in die liebendsten Gemüther. Werden edle Menschen eine so trübselige Wirkung gewahr, dann unterdrücken sie den Streit, aber es bleibt eine unlösbare Verstimmung zurück. Eine solche lastete bald unerträglich auf der Seele des jungen Mannes. Ihm war, als ob ein gespenstisches Phantom zwischen ihm und der Erfüllung seiner brennendsten Wünsche stünde, ein Phantom, das um so schrecklicher erschien, als es durch einen Hauch, durch ein einziges Wort zu beseitigen gewesen wäre und nun doch fest und mächtig genug war, so viel Glück zu hindern. Je mehr die Aussichten Malvina's, zu einem Erwerb durch ihre Kunst zu gelangen, sich wieder als trügerische erwiesen, um so mehr glaubte sie es ihrer Ehre schuldig zu sein, vom Unglück eben so wenig als vom Glück in ihrer Ueberzeugung wankend gemacht zu werden.

Jakob aber, dem dadurch täglich schmerzlichere Wunden geschlagen wurden und der bemerkte, daß er nahe daran war, sich davon zum Groll und zu unedlem Spott und Hohn hinreißen zu lassen, wollte lieber durch tausende von Meilen als durch eine allmälige Entfremdung der Gemüther vom Gegenstand seiner Liebe getrennt werden. Er benützte die Conjunkturen seines Geschäftes, um sich eine längere Reise zu ermöglichen.

Malvina erschrack im Innersten, als er eines Abends sein nahes Scheiden ankündigte. Aeußerlich aber zeigte sie nur ein kaltes Zürnen. Sie hatte ihn längst beschuldigt, daß er für ihren Entschluß, den sie mit so viel Leid und Opfern aufrecht erhielt, nicht das richtige Verständniß habe und nicht die gebührende Achtung davor hege. Die Anzeige seiner Entfernung nahm sie wie eine Treulosigkeit auf.

Der Abschied war zum Verzweifeln traurig. Es fehlte ihm, was selbst den größten Schmerz noch zum Theil erquicklich macht: die Aufrichtigkeit, wenn er sich ganz enthüllen kann, und die Thränen. Wohl weinten sie Beide heiß und bitter, aber so weit war es gekommen, daß sie erst weinten, nachdem sie sich thränenlos die Hand gereicht hatten, Jeder in der Einsamkeit der schlaflosen Nacht.

IV.

Es kam die Stunde, die ihn immer gebracht hatte und die ihn nicht mehr brachte. Es kam der Morgen, der wie trüb auch die Wintersonne schien, stets rosig durchleuchtet gewesen von der Gewißheit, ihn zu sehen, und der Morgen hatte diesen Rosenschimmer nicht mehr. Scheinbar im alten Geleise setzte sich das Leben der beiden Frauen fort. Aber es war nicht mehr das alte, nicht nur blos ein armes Leben, über dessen Mangel halb Bewußtlosigkeit, halb Gewohnheit hinweg geholfen hatten, sondern ein verarmtes Leben, welches eine kurze Zeit von einer ungewohnten Freude bewegt gewesen, um nach dem Verlust derselben inne zu werden, was ihm an heiteren Anregungen fehlte.

Gelassen setzte die Mutter ihre häuslichen Geschäfte fort und dachte mit keinem einzigen Wort des Abwesenden. Oft hätte der Blick, der auf ihrer Tochter ruhte, dieser für einen stillen Vorwurf gelten mögen.

Malvina aber empfand sich nur um so mehr im Rechte, wenn ihr jener stumme Blick zu sagen schien, daß sie die Gelegenheit einer praktischen Versorgung vielleicht unwiederbringlich verscherzt hätte. Sie sprach nicht von Jakob, nichts in ihrem äußern Thun hatte eine unmittelbare Beziehung zu ihm, aber daß der Eifer, mit dem sie jetzt malte, ein glühender, ein fieberhafter wurde, bezeugte, wie sie noch am Jüngsterlebten haftete; denn es konnte allein der Grund sein, der ihr diese gewaltsame Anstrengung zur endlichen Erreichung ihres Zieles auferlegte. Wer nicht eben glücklich ist, der liebt es, sich an kleinen Hoffnungen zu erfrischen, deren Erfüllung nicht allzu unwahrscheinlich ist. Zwei solcher Möglichkeiten gaben Malvina's eintönigem Leben ein Interesse nach außen. Ein Brief von Jakob konnte eintreffen — ein erfolgreicher Besuch in ihrem Atelier erscheinen. Wie hatte die Sehnsucht jede Spur jener Bitterkeit hinweggeschmolzen, die ihr Verkehr mit Jakob in den letzten Tagen nicht ganz hatte verläugnen können! Sie würde einen Brief von ihm mit allem Ausdruck der Liebe, wenn auch nicht zu seinen Gunsten beantwortet haben.

Der Brief erschien nicht, aber in der anderen Beziehung war sie glücklicher. Eines Tages wurde sie in ihrer Arbeit durch jenen Engländer unterbrochen, der ihr großes Bild „Jakob und Rahel" zurückgewiesen hatte. Er besah ihre neuen Leistungen und äußerte, daß er im Wunsche sie für eine Täuschung zu entschädigen, die er ihr früher, wenn auch ohne seine

Schuld, bereitet, sich es hatte angelegen sein lassen, andere Kunstliebhaber auf ihr Atelier aufmerksam zu machen.

In der That kam er des andern Tages in Begleitung eines Landsmannes wieder. Das war ganz der traditionelle Engländer, wie er in Komödien und Satyren typisch geworden ist, der Engländer mit hohen Vatermördern, kalt, steif, förmlich und wortkarg. Er beschaute die Bilder mit unerschütterlicher Ruhe und Langsamkeit und schien nach einem Maßstab zu prüfen, der für jeden Anderen unberechenbar war. Dabei zog er geheimnißvolle Bücher und Kataloge zu Rathe und machte mit der Bleifeder Notizen in sein Taschenbuch von eben so räthselhaftem Inhalt. Als er sich endlich empfahl, hätte weder Malvina noch der andere Engländer den Eindruck anzugeben vermocht, den die Bilder auf ihn hervorgebracht hatten.

Mehrere Tage verstrichen, in welchen die kleine Episode gänzlich ohne Nachwirkung blieb. Da empfing Malvina einen Brief, der auf den ersten Blick das Ansehen einer Handwerkerrechnung hatte; denn er enthielt fast nur Rubriken mit Ziffern und Additionssummen. Bei näherer Betrachtung erst erkannte Malvina, daß darunter die Abschätzung ihrer sämmtlichen Bilder bis zu Studienköpfen, ja bis zu bloßen Farbenskizzen herab begriffen war. Der Geldwerth ihrer sämmtlichen Leistungen stellte sich nach dieser Berechnung auf 1500 Livres Sterling, wovon die Hälfte ausschließlich dem Gemälde „Jakob und Rahel“ zugesprochen wurde,

als dem einzigen Bilde größern Umfangs und zahlreich an Figuren, das sie vollendet hatte.

Unter diesem Rechnungsblatt befand sich eine Zuschrift an die Künstlerin, mit der Bemerkung beginnend, daß die Preise allerdings zu nieder gegriffen wären, allein der Abschätzer hätte dieselben nicht nach dem Kunstwerth der Bilder, sondern nach den Mitteln veranschlagt, die er auf die Aneignung zu verwenden im Stande wäre. Er werde aber nichts unversucht lassen, um die Künstlerin zu bewegen, ihm ihre sämmtlichen Werke für die berechnete Summe abzulassen und sollte er Intriguen anzetteln müssen, um andere Käufer ferne zu halten. Er bitte sie daher, sich schon jetzt zu dem angebotenen Betrag zu verstehen, vielleicht, daß die Zukunft unter einer glücklicheren Wendung der Umstände eine Nachbezahlung ermöglichen werde. Malvina möge die Entscheidung hierüber nicht lange verzögern, der Handel könne sogleich geschlossen und ihr die Summe noch an demselben Tage überantwortet werden.

Malvina sank das Blatt aus der Hand und mit zitternden Knieen ließ sie sich auf ihren Sitz gleiten. War das ein Scherz, den man sich mit ihr erlaubte — war es ein Traum, der sie gefangen hielt? Fünfzehnhundert Pfund — zehntausend Thaler? ein Kapital, ein Vermögen, eine Anweisung auf alles Glück der Erde — von ihr selbst erworben! Der Sieg ihrer Ueberzeugung, die Lösung des freiwilligen Bannes, der sie von Jakob trennte, in ihren Händen!

Sie las das Blatt noch einmal — und nun erst

machte sich das von der Größe seiner Freude fast erdrückte Herz in einem wirbelnden Jubelschrei Luft. Den Brief an die Brust pressend, riß sie die Thüre auf, flog die Treppen aus ihrer Dachkammer hinab und lag in den Armen ihrer Mutter. „O, ich bin zu glücklich,“ stammelte sie, „Mutter, Mutter, ich werde das Weib Jakob's sein!“

Sich wie ein Kind zu den Füßen der alten Frau kauernd, weinte sie ihre Freudenthränen auf die treue Hand, die lange Jahre rastlos, klaglos für sie gesorgt und an ihrer Stelle sich gemüht hatte. Sie konnte nicht sprechen, sie reichte der Mutter stumm den Brief und erst als diese, der englischen Sprache nicht mächtig, noch immer verwundert auf ihr Kind niedersah, erzählte Malvina in abgebrochenen Sätzen ihr Glück.

Und es war kein Scherz und es war kein Traum. Der Engländer, der das Anerbieten gestellt, erschien am folgenden Tage, noch bevor Malvina ihre Antwort geschrieben hatte. Der lederne Gleichmuth seiner Physiognomie stimmte sich fast zu der Miene des Supplikanten, als er seine schriftliche Bitte nun in wenigen Worten wiederholte. Malvina scheute sich beinahe, ihr Glück zu zeigen, als wäre es davon abhängig, daß sie zu gewähren statt zu empfangen scheine. Mit möglichster Ruhe gab sie ihre Erklärung ab, mit dem Preise einverstanden zu sein und sie durfte diese stolze Ruhe um so mehr behaupten, als sie ihre Leistungen mit der bezeichneten Summe keineswegs für überschätzt hielt, vielleicht sogar unter minder drängenden Umständen

eine höhere angesetzt hätte. Daß durch eine Combination der Umstände mit diesem Kauf nicht blos ihr materielles, auch ihr moralisches Glück begründet wurde, das war eine zufällige Wendung, für welche sie der Vorsehung, aber nicht dem Käufer zu danken hatte. Ihr innerer Jubel galt dem Besitz des Geliebten, nicht dem Besitz des Geldes.

Der kunstliebende Engländer ließ schon eine Stunde später die Bilder abholen, indem er sich zu der Bemerkung herbeiließ, daß dieselben noch heute verpackt und nach seiner Heimat gesendet werden sollten. Während die Träger eben die letzte Leinwand sorgfältig aus ihrem provisorischen Rahmen lösten und in die geräumige Kiste legten, zog der Käufer sein Portefeuille und legte fünfzehn Hundertpfundnoten der englischen Bank auf den Tisch. Gleich darauf empfahl er sich sammt den Trägern mit einer Eile, als hätte er einen Raub in Sicherheit zu bringen oder als wäre ihm das Erworbene noch streitig zu machen gewesen. Die Quittung, welche Malvina unterschrieben und die er mitgenommen hatte, war ihr schon fertig formulirt von ihm vorgelegt worden.

Im ausgeräumten Atelier, vor der leeren Staffelei saß die junge Künstlerin noch lange in stillem Sinnen. Es überkam sie jene Wehmuth, welche wie eine Mahnung, daß der Mensch im Glücke nicht eigentlich die ihm zukommende Sphäre hat, zuweilen die Erfüllung eines lang und schmerzlich gehegten Wunsches begleitet. Der Abschied von ihren Werken, namentlich von dem

geliebtesten derselben, von „Jakob und Rahel", mochte bei dieser Empfindung mit einwirken. Aber sie hatte sich ja nicht rein um des Kunstwerkes willen gemüht und so drängte sich in ihren Gedanken bald wieder das unmittelbare Leben in den Vordergrund.

Sie schichtete die Banknoten zusammen, sie dachte, wie das leichte Gewicht derselben doch so schwer in die Schale des Lebensglückes fällt, und fröhlich trällernd trat sie in das Zimmer ihrer Mutter. Die gute Frau schien in einem traumhaften Wonnegefühl zu schweben, sie untersuchte neugierig den papiernen Schatz und hätte ihn gerne nur mit Handschuhen berührt; sie ließ sich die darauf gedruckten englischen Wörter übersetzen und lachte selbst wie ein Kind, als Malvina in kindischem Uebermuth ihr vorschlug, diese Uebersetzung fünfzehnmal an jeder einzelnen Note von Neuem herzusagen.

„Ist das nicht ein Roman?" sagte die Mutter, die noch immer die Wirklichkeit des Ereignisses nicht zu fassen vermochte.

„Romanhaft ist nichts daran," erwiderte Malvina, „als daß sich in dieser schlimmen Zeit des Materialismus noch ein Käufer gefunden hat für gute Bilder. Freilich mußte er erst aus England kommen und ein närrischer Kautz sein." Sie lachte, als sie an seine Manieren dachte und fuhr dann fort: „Ein Roman aber soll es werden! Jetzt bin ich frei, hinausgerückt über alle Sorge und Noth des Lebens; jetzt zwingt

mich nichts mehr, mich mit Jakob zu verbinden als mein Herz — aber mein ganzes volles Herz zwingt mich dazu. O Mutter, wie bin ich glücklich!"

Während nun an diesem Tage die Mutter lange Berathschlagungen mit einem befreundeten Banquier pflog, wie das Geld in landesübliche Papiere umzusetzen und am vortheilhaftesten anzulegen wäre, eilte Malvina mit einer leidenschaftlichen Hast, die ihr sonst niemals eigen gewesen, den Chef einer der ersten Kunsthandlungen Dresdens aufzusuchen, von welchem sie wußte, daß er mit Jakob in geschäftlicher Verbindung stand. Hatte sie bisher in stolzer Resignation sich bezwungen, nicht nach seinem Aufenthalt zu forschen, so schien ihr jetzt kein Augenblick zu verlieren, um ihm von ihrem Glücke Meldung zu thun. War doch jetzt durch eine Thatsache der Widerstreit ihrer Meinungen ausgeglichen oder konnte wenigstens auf sich beruhen und brauchte nicht mehr in ihre thatsächliche Vereinigung trennend und zerstörend einzugreifen.

Sie erhielt die Auskunft, daß Jakob zuletzt in Bremen gewesen, wie man vermuthet hätte, auf dem Sprung sich nach Amerika einzuschiffen, doch habe man jetzt Nachricht, daß ein geschäftliches Unternehmen ihn noch einmal nach Dresden zurückbringen werde und zwar schon im Verlauf weniger Tage.

Zwiefach erschütternd wirkte dieser Bericht auf Malvina. So wäre er im Stande gewesen, dachte sie, das Meer zwischen uns zu breiten, auszuwandern

ohne mich noch einmal gesehen zu haben? Aber ein geschäftliches Unternehmen bringt ihn wieder; nicht sein Herz, nur sein praktischer Nutzen. Und mich schilt er, daß ich mein Herz nicht allein wollte walten lassen! Aber gleichviel! er kömmt! er kömmt!

V.

Die tröstliche Gewißheit seines Kommens vermochte jedoch nicht, sie von einer gewissen Unruhe zu befreien. Wird er sich gänzlich für überwunden geben, nachdem gleichsam das Schicksal selbst für ihre Ansichten Partei genommen? Wird ihr langer unbeugsamer Widerstand gegen seine Wünsche nicht zuletzt seine Liebe für sie verringert haben? Das waren die Fragen, die sie sich unablässig stellte, bis an einem Frühlingsabend, als sie eben im Begriffe war mit ihrer Mutter ins Freie zu gehen, Jakob unvermuthet im Rahmen der Thüre stand. Sie sahen sich, sie sanken einander an das Herz, sprachlos, glücklich ohne jeden Gedanken, als daß, wie sie sich jetzt umfangen hielten, ihr innerstes Leben befriedigt und ausgefüllt war. In dieser Umarmung schien Alles, was sie entzweit hatte, ausgeglichen, was sie gelitten hatten, vernichtet zu werden.

Und dennoch, als der erste Freudenrausch vorüber

war, warum zögerte sie, ihm die neue Wendung der Dinge anzukündigen? Es geschah aus jener Demuth der Liebe, welche sich eines jeden noch so ungesuchten Triumphes über die Meinungen und den Willen des Geliebten beinahe schämt; es geschah wohl auch in einer geheimen Angst, von Seite Jakob's nicht all des Glückes sicher zu sein, das sie sich vom Erwerb des Geldes hatte versprechen dürfen. Denn warum kam nicht er zuerst auf seine früheren Absichten zurück? Erst die Ungeduld der Mutter, den Sieg zu proklamiren, den das Talent ihres Kindes gefeiert, löste das Schweigen darüber.

Malvina verzieh es ihm vollkommen, daß er nun ihren glänzenden Erfolg nur mit halber Freude begrüßte, daß seine Glückwünsche nicht aus vollem Herzen zu kommen schienen. War es doch nicht der Ruhm, der eigentlich künstlerische Succeß, was sie mit ihrer Arbeit angestrebt hatte. Allein die immer mehr zunehmende Düsterkeit seiner Miene konnte nicht blos der Befürchtung entspringen, Malvina durch ihren Glücksfall in einer Richtung weiblicher Thätigkeit, die er nicht billigte, bestärkt zu sehen. Vor allem hätte ja die Freude vorherrschen müssen, daß jetzt das Hinderniß ihrer Vereinigung gehoben war.

„Was kränkt Dich, mein theurer Freund," sagte sie, „willst Du mir es nicht vergeben, daß ich auf Grund meiner Ueberzeugung glücklich werden kann?"

„Im Gegentheil, Malvina, entgegnete er; ich will Deine Ueberzeugung nun auch zu der meinen machen.

Ja, Du magst Recht behalten. Die Liebe darf nur das himmlische Glück feststellen, das in ihr liegt, nicht auch das irdische, das außer ihr liegt. Und weil dies nun auch mein Glaube ist, so stehen wir auf demselben Punkte wie früher und unser Bund ist von Neuem unmöglich geworden."

Sie sah ihn so verwundert an, wie er sie selbst betrachtet hatte, als sie einst sein glühendes Werben mit einer Weigerung zu erwidern begonnen. Er zog aber statt jeder Erklärung sein Portefeuille, und sie mußte, ihre Ungeduld bezwingend, Briefe und Berechnungen durchsehen, aus welchen unzweifelhaft hervorging, daß er das kleine Vermögen, in dessen Besitz er noch gewesen, als er das erste Mal um sie warb, wenn nicht verloren, doch einer sehr gewagten Speculation preisgegeben hatte. Mehr aber noch als von diesem Unglück wurde Malvina von den Consequenzen erschreckt, die Jakob daraus ziehen zu wollen schien.

„Ich bin nun gerade so arm," sagte er, „als Du es vor wenigen Monaten warst, und mit Deinen Worten kann ich behaupten, ärmer als ein Bettler, der doch mindestens zu betteln versteht. Somit bleibt mir nach unserer gemeinsamen Ueberzeugung nichts übrig, als zu verzichten. Je gewisser es ist, daß das Capital, welches Du Dir seitdem erworben hast, den Schlag, der mich traf vollkommen parallisiren würde, wenn ich mir es durch eine Heirat aneignete, je gewisser es zur Gründung unserer Subsistenz hinreichen würde, — um so weniger soll es die Liebe sein, die

mir Brod gibt. Ist die Ehe ein Versorgungshaus für einen im Lebenskampf invalid Gewordenen? Soll ich mich so tief demüthigen vor dem Wesen, das ich mehr denn Alles liebe, um ihm noch ein anderes Glück als das reinste, als das meines Herzens, zu verdanken?"

Malvina, die während dieser Rede bleich geworden war, als sähe sie den Todesengel über ihrem Haupte schweben, stürzte jetzt von Angst und Schmerz überwältigt zu den Füßen des Geliebten. Mit Bitten, Schmeichelworten, Thränen beschwor sie ihn über alle Rücksichten und Bedenken hinaus das Glück zu fassen, das ihnen so nahe stand, ihr nicht ein kaltes Argument des Verstandes wie ein Messer in das Herz zu stoßen.

„Wir lieben uns," rief sie, „wir können die Glücklichsten auf Erden sein; ist das der Augenblick zu rechnen und zu philosophiren? Kann zwischen Dir und mir noch von Geben und Nehmen die Rede sein? Wir besitzen Eines die Liebe des Andern, dürfen wir diese Liebe so tief entwürdigen, noch etwas Anderes in der Welt einen Besitz zu nennen? Jakob, laß kein Gespenst trennend zwischen uns stehen, ich liebe Dich, Du liebst mich — was braucht es mehr?"

„War dies Alles nicht auch der Fall," sagte er ruhig, „an dem Tag, da ich Dich zum Weibe verlangte? Und dennoch warst Du so stark, so muthig unser Glück einem Princip zu opfern, Du wußtest, daß ich leide, Du littest doppelt dadurch und dennoch wanktest Du nicht! Ein solches Handeln ist sonst nur Aufgabe des Mannes, während das Weib dem Gefühle folgt; dieser

Opfermuth war Deine Emanzipation. Aber nachdem Du Dich dem Manne gleichgestellt hast, kannst Du fordern, daß ich, der Mann, unter Dir stehe? Ich will so groß sein als Du."

Sie sah zu ihm auf mit der Miene und der Geberde eines bittenden Kindes. „Sei schwächer als ich," sagte sie, „denke nicht, handle nicht, liebe nur, und sei folgsam Deiner Liebe. O, wenn Du mich recht im Herzen hegst, dann mußt Du empfinden, daß es kein höheres Gesetz gibt, als was eine wahre Liebe will und heischt."

„So muß das Weib denken," entgegnete er, „nicht der Mann. Für das Weib gibt es kein höheres Gesetz als den Willen des Geliebten; er kann nichts Unedles wollen, wenn er von einem edlen Herzen geliebt wird. Der Mann aber ist berufen auch das kostbarste Gut seines Gemüthes nöthigenfalls auf den Altar seiner Erkenntniß zu legen; er lebt für die Erkenntniß, sie nur für die Empfindung. Doch Du willst diesen Unterschied nicht anerkennen, so sei mindestens consequent. Gleichstellung von Mann und Weib! Nun denn, was für Dich eine unerschütterliche Pflicht gewesen, das wird es zum wenigsten in eben so hohem Grade auch für mich sein."

Bei diesem Wort spielte ein Lächeln um seine Lippen, das sie elektrisch durchzuckte. Sie erhob sich, sie schien jetzt Alles zu verstehen, was er gesagt. Prüfend, lauernd, hoffend endlich ruhten ihre warmen Blicke auf seinem Antlitz, als wäre es die Quelle der

richtigen Deutung. Jetzt lächelte auch sie; als dürfte sie aber noch nicht ganz trauen, schwieg sie noch immer. Und da sie zuletzt nicht mehr zweifeln konnte, erhob sich ein kleiner Kampf in ihrem Innern. Er dauerte aber nur so lange, bis Jakob, der bemerkte, was in ihr vorging, ihr die Hand reichte. „Nun denn, stolzer Mann," sagte sie, „nimm das Geständniß, um das es Dir zu thun ist und gewähre mir die Verzeihung, um die ich Dich bitten muß. Ich habe mich geirrt. Ich habe gefrevelt an Dir, daß ich Deinem Willen widerstand, der doch der Wille meines Herzens war. Und während ich den irdischen Besitz zu verachten schien, indem ich ihm keinen Antheil an meinem Glück geben wollte, habe ich ihn vielmehr sündhaft überschätzt; denn ich habe ihm die Macht eingeräumt, uns zu trennen.

„Nein Jakob, nicht schwächer sei als ich, wie ich in meiner Verblendung sagte, edler, größer sei, indem Du dem ganzen Plunder irdischen Besitzthums nicht das Gewicht eines Atoms zuschreibst in der Wagschale unserer Liebe und unserer Entschließungen.

„Nicht wahr, so denkst Du, wie es auch mein Gedanke ist? Und so halten sich unsere Geister eng umschlossen wie unsere Herzen." „Und unsere Arme!" rief Jakob, indem er sie umschlang und den ersten heiß- und langersehnten Augenblick einer Vereinigung feierte, aus welcher für alle Zeiten gebannt schien, was sie so lange verhindert hatte.

Und es wurde in der That, als die Heirat einige

Monate später geschlossen war, jenes Zwiespaltes der Ansichten nicht mehr gedacht. Allein aus dem sorgfältigen Schweigen darüber hätte am ehesten entnommen werden können, daß er ein noch nicht völlig überwundener war. Die Irrung, welche Malvina eingestanden hatte, bezog sich auch wirklich nur auf die allzu große Bedeutung, welche sie ihrer Armuth beigelegt hatte, keineswegs aber auf die Pflicht, welche nach ihrer Meinung wäre, ihren Lebensunterhalt selbstständig gewinnen zu können.

Hatte es doch ihre Ausdauer im Arbeiten allein möglich gemacht, einen Hausstand zu gründen, nachdem Jakob als Verarmter zurückgekehrt war.

Er hatte sie nicht getäuscht, als er ihr die Beweise vorgelegt, daß sein ursprüngliches Vermögen in dem Augenblicke, da er sie nach langer Trennung wieder gesehen, nicht mehr in seinem Besitz gewesen.

Für jetzt genügten die Zinsen von Malvina's erworbenem Vermögen, mit dem Ertrag seiner eigenen Geschäftsthätigkeit verbunden, zu einer bescheidenen Existenz.

Die junge Frau aber fühlte sich erst vollkommen glücklich, als sie bemerkte, daß ihr Gatte der Wiederaufnahme ihrer künstlerischen Beschäftigung kein Hinderniß entgegensetzte und nicht widersprach, selbst als sie die Absicht eingestanden, die materielle Grundlage der kleinen Wirthschaft dadurch festigen zu wollen.

Sie arbeitete um so fleißiger an ihren neuen Entwürfen, je dankbarer sie den Erfolg ihrer früheren

Bilder als die Basis ihres gegenwärtigen Glückes anerkennen mußte. Eine Atmosphäre innern und äußern Friedens schien die beiden Glücklichen zu umgeben. Sie fanden bei allem Fleiße, bei aller Sorgsamkeit für das Nächste und Nothwendigste doch immer Zeit, auch das Schöne in Natur- und Menschenleben aufzusuchen. Die langen Sommertage hatten jedoch immerhin ihren Antheil daran, wenn es an Zeit nicht mangelte. Als die karge Sonne des Winter zu herrschen begann, erlitt die bisherige Eintracht eine kleine Störung.

VI.

Mein Haus ist nicht nur mein Schloß, hatte Jakob oft gesagt, es ist meine feste Insel im stürmischen Weltmeer. Was in der Welt mit unangenehmem Tosen hin und her treibt, darf hier nicht landen. Es war sein Grundsatz, nicht einmal die Verstimmungen, welche ihm der Verkehr mit der Welt gab, in sein häusliches Leben zu übertragen, das eigentliche Glück, das seines Gemüthes, nicht abhängig zu machen von Einflüssen, die nichts damit zu thun hatten.

Malvina sollte die treue Verwalterin dieses häuslichen Friedens sein, die Pförtnerin der festen Burg, in der seinem Gemüth am wohlsten war, sie sollte von der Schwelle scheuchen, was sich nur immer nicht heimisch dazu verhielt, was als fremd und störend von der Außenwelt eindringen wollte.

Im Winter aber, der das Beisammensein der jungen Eheleute fast ausschließlich auf das Haus be=

schränkte, zeigte sich erst, daß Malvina's Seelenleben ein getheiltes war, zur Hälfte ihren Arbeiten galt.

Die Sorge für das Gelingen ihrer Bilder und im Allgemeinen eine Thätigkeit, die nicht zum Hause gehörte, zog ihre Gedanken, ihre Wünsche weit über die Schranken desselben hinaus. Er empfand dies und verbarg nicht, daß er es empfand, ohne daß er unmittelbar eine Lehre oder gar ein Verbot daran geknüpft hätte.

Malvina aber gerieth dadurch in ein verdrießliches Schwanken; sie wollte ihrem über Alles geliebten Manne völlig Genüge thun und hielt es doch andererseits für Pflicht, das Capital, in dessen Besitz sie mit ihrer Kunst zu sein glaubte zum Besten des materiellen Wohles Beider flüssig zu machen.

Ehe sich aus dieser Lage noch ein ernster Conflict hatte ergeben können, war Jakob aus Geschäftsrücksichten genöthigt worden, für vierzehn Tage zu verreisen. Während seiner Abwesenheit traf eine umfangreiche Kiste aus Amerika ein, wo sich die Geschwister Jakob's angesiedelt hatten. Malvina schrieb ihrem Mann, was damit zu geschehen hätte. Er antwortete, daß der Inhalt wahrscheinlich aus Geschenken zur nahen Weihnachtszeit bestehen werde. Malvina möge die Kiste eröffnen und, was etwa an Briefen beiliegen sollte, zur Kenntniß nehmen.

Mein Mann ist kein Blaubart, dachte Malvina, die in der That neugierig geworden war.

Sie löste den Deckel von der Kiste ab und nach-

dem sie noch viele Emballagen von Leinwand und Papier beseitigt hatte, war das Erste, was ihr entgegenschimmerte, ihr großes Gemälde: „Jakob und Rahel."

Ein gewaltiger Schreck zitterte in allen Gliedern der jungen Frau. So unerklärlich ihr dieses Wiedersehen war, erregte es doch unbestimmte Ahnungen, daß nichts Erfreuliches die Ursache davon sein konnte. Sie überwand bald ihre Zaghaftigkeit und forschte weiter. In der Kiste befanden sich Stück für Stück die sämmtlichen von ihr verkauften Skizzen und Bilder. Nun zögerte sie nicht, einen beigeschlossenen Brief zu lesen, der über diese sonderbare Sendung Aufschluß geben mußte.

Der Brief war, wie sie aus der Unterschrift ersah, von der Hand ihres Schwagers, Jakob's Bruder, der sich längst in einer der größeren Städte der Vereinigten Staaten als Kunsthändler etablirt hatte. Was aus dem Schreiben unzweifelhaft hervorging, waren die folgenden Umstände:

Jakob hatte sich in Bremen aufgehalten, wie es ihr auch zur Zeit ihrer ersten Trennung von ihm gesagt worden war, aber nicht, wie es hieß, um nach Amerika auszuwandern, sondern um seinen von dort ankommenden Bruder wiederzusehn, der zum Zwecke einer Verheiratung mit einer Deutschen sich nach Europa begeben hatte. Jakob faßte nun den Gedanken, die Bilder Malvina's, für die sich durchaus kein anderer Käufer gefunden, selbst anzukaufen, und zwar für eine Summe, welche dem Mädchen hinreichend scheinen mochte, um ihren

langgenährten Traum von Selbstständigkeit dadurch verwirklicht zu sehen. Er führte diesen Plan mit Hilfe seines Bruders aus, welcher der englischen Sprache und der englischen Manieren genugsam mächtig war, um in der Maske, in welcher er sich Malvina zeigte, auftreten zu können. Zum Ueberfluß ließ er sich noch, um jeder Entdeckung des wahren Sachverhaltes vorzubeugen, unter fremdem Namen jenem Engländer empfehlen, mit welchem Malvina bereits in Verbindung gestanden, und sich von diesem bei ihr einführen. Es war in der That Jakob's ganzes Vermögen gewesen, das er in die Hände der jungen Künstlerin gelegt hatte.

Die Bilder nahm er nach Amerika mit in der Absicht, wenn auch nicht in der Hoffnung, sie dort zu verwerthen. Er hatte rasch erkannt, das sie bei manchen Vorzügen doch nicht den Stempel der ächten Künstlerschaft trugen, höchstens den eines mehr als gewöhnlichen Dilettantismus. Trotzdem wollte er Jakob's willen einen Versuch damit machen, in einem Land, wo es für Kunstwerke eher Liebhaber als Kenner gibt. Allein die Ersteren hatten sich selbst in Amerika nicht für diese Bilder finden lassen, und so sandte er sie denn mit dem Bemerken zurück, wie sich sein erstes Urtheil darüber nur zu sehr bestätigt hätte, er wolle hoffen, daß die Gemälde, wenn sie nicht eine Zierde des Kunstsaales seien, doch immerhin eine Zierde des Hauses bleiben werden, in welchem die Malerin walte.

Nicht leicht zu überwinden war der Schlag, welchen dieser Brief dem Selbstgefühle Malvina's ver-

setzte. Jeder Traum von einer anderen Bedeutung als einer rein weiblichen, war damit in ihr vernichtet worden. Nicht mehr ihre Kunst konnte sie als die Basis ihres gegenwärtigen Glückes ansehen, sondern einen frommen Betrug Jakob's, der sich dadurch dem biblischen an Schlauheit gleichstellte. Und eben so wenig konnte sie hoffen, daß es ihr ferneres künstlerisches Schaffen sein werde, was dem materiellen Gedeihen ihres Hauses Vorschub zu leisten vermöchte. Lange blieb sie wie gelähmt, nachdem sie die Kiste mit einem Gefühle wieder geschlossen hatte, als ob es ihr unmöglich wäre, den Inhalt derselben jemals wieder zu erblicken. Aber nachdem die erste niederdrückende Wirkung vorüber war, erhoben sich nach und nach neue Keime des Trostes und der Freude in ihrem Innern, wie neue Pflanzenkeime sich nach dem Gewitter regen. Viel süßer war es ihr jetzt zu denken, daß ausschließlich Jakob ihr Glück gegründet hatte, als ihr jemals die Empfindung gewesen war, es ihrem eigenen Verdienste zu verdanken.

Und zuletzt war mit dem Entschlusse, den Pinsel für immer aus der Hand zu legen, der drückende Wahn einer Pflicht von ihr genommen, sie durfte nun ganz und ungetheilt dem Leben des Hauses angehören.

Es war ein schöner Zufall, es war, als ob die Natur selbst ihr das Lohnende ihrer neuen Vorsätze hätte zeigen wollen, daß sie eben in der Stunde, da sie sich bis zu solchen Vorsätzen gebracht hatte, zum ersten Male des Mutterglückes inne wurde.

Mit dieser Nachricht empfing sie den heimkehrenden Gatten, instinktmäßig fühlend, daß nichts versöhnender die alten Irrthümer könnte vergessen lassen. Dann erst übergab sie ihm das Schreiben seines Bruders. Er legte es stillschweigend hin, nachdem er es gelesen hatte; er berührte den Gegenstand überhaupt mit keinem Worte mehr.

Eine ungeheuchelte Freude aber äußerte er, sich im Besitz von Malvina's Bildern zu sehen. Sie waren ihm als Werke ihrer Hand kostbarer denn Kunstwerke. Er wußte zuletzt sogar Malvina mit denselben zu versöhnen, und namentlich gewann sie „Jakob und Rahel" wieder lieb, nachdem sie entdeckt hatte, was sie damals unter einem halb unbewußten Eindrucke malend, übersehen, daß der junge Hirt auf dem Bilde weniger die Züge des Originals, als die ihres Gatten trug.

Als Jakob zum ersten Male einen Sohn auf den Knieen wiegte, nannte er Malvina seine Rahel. Es verfloß geraume Zeit, ehe er einmal wie zufällig, und als ob keine Beziehung auf Vergangenes damit verbunden wäre, die Bemerkung hinwarf, daß Frauen nicht durch weise Lehren, nicht durch noch so eindringliche Argumente erzogen werden können, sondern nur durch das Leben und Erleben, weil ihr einziger Leitstern die Empfindung wäre, nichts aber so unmittelbar auf das Empfinden wirkte, als das Erleben.

Ein Achtundvierziger.

I.

Ich saß an meinem Schreibtische und dachte an nichts Arges — wenn es nicht zu unbescheiden ist, meine Beschäftigung mit literarischen Arbeiten als nichts Arges zu bezeichnen — da erhielt ich von der Post unter Kreuzband eine Todesanzeige, in welcher „die trauernden Hinterbliebenen Nachricht gaben von dem sie tief betrübenden Hinscheiden ihres innigst geliebten Vaters, respective Schwieger- und Großvaters Thomas Ledermann, auf seinem Gute Jaroschnigg im 78. Lebensjahre sanft und selig entschlafen."

Gar viele Menschen haben kein anderes Mittel mehr, sich unserem Gedächtnisse zu erneuern, als ihren Tod. So lange sie leben, ist Alles, was sie thun und denken, sprechen und treiben, so grenzenlos nichtig, flach und leer, daß wir selbst die verlorenste Secunde unseres Daseins noch für zu werth erachten, um sie mit der Erinnerung an Menschen auszufüllen, welche

absolut nur zu dem Zwecke vorhanden waren, um Beiträge zu den Nullen zu liefern, die es der geographischen Statistik ermöglichen, eine Millionenzahl von Einwohnern auf das Papier zu zeichnen.

So urtheilt freilich nur, wer nach dem Nutzen, nach den bleibenden Resultaten fragt, von obscuren Menschenleben der Welt zurückgelassen. Man meint eben, der Allgemeinheit zu dienen, wäre die Aufgabe jedes existirenden Geschöpfes, und ihr wäre durch die Fortpflanzung der Gattung allein nicht schon genugsam gedient. Die Allgemeinheit ist jedoch ein bloßer Begriff und nichts ist grausamer und egoistischer als der scheinbar jedem Eigennutze entsagende, scheinbar jeder Selbstsucht enthobene Begriff und zumal der des Allgemeinen. Wer sich zum Anhänger und Sclaven desselben macht, der opfert fühllos tausend und aber tausend Einzelne zum Vortheile seines Begriffes, zu Gunsten einer fictiven Gesammtheit, auf die er allein alle Liebe und Humanität überträgt, deren sein Gemüth fähig ist. Für den vorgeschützten Zweck der Gesammtheit soll jeder Einzelne leben, obgleich er ihr — als Beweis des Imaginären jenes Zweckes — gar nicht fehlt, wenn er stirbt, was derselbe fanatische Begriffsanbeter, der die Forderung stellt, durch den Gemeinplatz ausdrückt: Niemand ist unersetzlich!

Ja wohl! Zu allem, was für diese Welt gethan werden kann, finden sich immer wieder geeignete Kräfte, weil eben aus der Absicht und der Macht des Einzelnen heraus nicht viel für sie gethan werden kann. Wo

nicht seine eigene Natur, sein eigenes Schicksal den Einzelnen zu einer bestimmten Thätigkeit drängen, da bleibt jene angeblich sittliche Forderung für ein Ganzes zu wirken, dessen Zweck und Sinn doch kein Mensch zu definiren vermag, völlig machtlos. Niemand ist unersetzlich, bedeutet wohl, daß ein Gesammtzweck nicht viel auf sich haben kann, wenn um Keinen, der dafür gearbeitet hat, ewig schade ist. Dennoch verfällt Derjenige der Verachtung, dem man auf seinem Grabe eine solche Arbeit nicht nachsagen kann, dessen Leben, insoweit die Allgemeinheit davon hätte Nutzen ziehen sollen, ganz leer und inhaltslos erscheint. Die übliche gute Nachrede der pflichtschuldigen Nekrologe hilft sich dann mit sehr unmotivirten Phrasen von dem Werthe des Verstorbenen für seine näheren Freunde.

Es bedürfte jedoch einer viel tieferen Beobachtung, als in einer solchen Phrase Raum hat, um zu ermessen, welche Bedeutung einem Leben, von dem sich keine Thaten für das Allgemeine berichten lassen, bloß dadurch innewohnte, daß es existirte.

Jeder vergängliche Mensch bewirkt Unvergängliches. Er bewirkt es sogar, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, blos indem er seine innerste Eigenthümlichkeit auf irgend eine Weise, durch Handlungen oder Worte, durch geistige Thätigkeit oder in den Formen eines sich nicht weiter aussprechenden Gemüthslebens zur Erscheinung bringt. Dadurch ist der Welt etwas gegeben, was noch nicht da war und nie wieder vorhanden sein wird, so daß man, um jene der All-

gemeinheit dienende Phrase richtig zu stellen, sie eigentlich umkehren und sagen müßte: Jedermann ist unersetzlich!

Das Unvergängliche der Fortwirkung einer Persönlichkeit aber versteht sich von selbst, weil eben Alles in der Welt ewige Wirkungen hat. Ein Mensch von entschiedenem Charakter prägt sich dem Gedächtnisse seiner Umgebung ein, wird eine Richtschnur für ihre Handlungen, oder eine Erheiterung, die sie gerne wieder Anderen mittheilt, so daß sich der durch die bestimmte Persönlichkeit gegebene Anstoß in unendlichen Formen unendlich fortsetzt.

Wie ich mir bei der Nachricht vom Tode des simplen, harmlosen, für die Allgemeinheit unfruchtbar gebliebenen Thomas Ledermann seine Persönlichkeit zurückrief, stand auch eine von den Formen fertig in meinem Geiste, in denen sich sein Dasein fortsetzt. Seine Nachkommen, seine Erben, Kinder und Enkel, werden diese Fortsetzung in anderen Formen finden, in dem Hause, das er ihnen zurückließ, in manchen Freuden, die er ihnen vielleicht bereitete und die sie sich immer wieder vergegenwärtigen. Für mich ist die Form seines Weiterlebens die Erinnerung an eine Geschichte, deren Zeuge ich war, als sie sich in Wahrheit begab. Ich muß jedoch, um mich bei der Wiedergabe jener Erinnerung nicht zu sehr in eigene Erlebnisse zu verlieren, um nicht zu subjectiv zu werden, meine Person ganz aus dem Spiele lassen und die Geschichte erzählen, als ob sie eine erfundene

Novelle wäre; der Leser mag dann selbst entscheiden, ob dergleichen erfunden werden konnte, ob es nicht erlebt werden mußte.

Hinsichtlich meiner Wenigkeit will ich nur zwei Bemerkungen machen, zunächst, daß ich die politischen Frühlingsstürme des Jahres 1848 mit Enthusiasmus begrüßt und nach Kräften mitten in ihnen gewirkt hatte, sodann aber, daß ich schon wenige Monate nach dem März die Einsamkeit einer Provinzstadt aufgesucht hatte, angeeckelt von den wahnsinnigen Bewegungen sämmtlicher Parteien, jedoch ohne, wie es schon damals üblich war und bis heute verblieben ist, Verurtheilungen und Verwünschungen der so sinnlos sich Geberdenden in meine Zurückgezogenheit mitzubringen. Denn man darf nicht verkennen, daß die verdammenden Aussprüche von Solchen ausgingen, denen die ästhetische Ruhe, das schönselige Behagen des eigenen Daseins weit mehr am Herzen lag als die gesunde Erneuerung des Volkslebens. Dieses mußte zunächst die Schlacken auswerfen, deren Vorhandensein nicht von ihm selbst, sondern von seinen Lenkern seit Jahrhunderten verschuldet wurde. Viele aber waren in den Irrthum verfallen, den Sturm selbst für die Ursache all' der Abscheulichkeiten zu halten, die er hinwegzufegen bestimmt war.

II.

Da gab es eine kleine Provinzialhauptstadt in Oesterreich, sehr wohlhabend und sehr friedlich, mitten in überaus fruchtbaren Gehegen liegend und gewohnt, die Moden, die in der Welt herrschend geworden, erst ein halbes Jahr, nachdem sie sich wieder verlieren sollten, zu tragen und in nicht viel kürzerer Zeit erst die Ereignisse zu erfahren, welche die Welt bewegt hatten. Darum war es dort im Spätsommer 1848 noch verhältnißmäßig still; wenigstens war nichts von den altherkömmlichen Einrichtungen und Verhältnissen umgestoßen worden, wenn auch der Sturm der Zeit schon wegen der Wahlen zu den verschiedenen Parlamenten die Idee der Freiheit und Gleichberechtigung der Menschen der kleinen Stadt zugeweht hatte.

Sie besaß neben anderen vortrefflichen Lehrinstituten eine bewährte, in bestem Rufe stehende landwirthschaftliche Schule mit eigenen Feldern und Wäldern, Weiden

und Heiden, die den praktischen Versuchen der Zöglinge unter Anleitung ihrer Professoren dienstbar gemacht wurden. Die Zöglinge waren zum großen Theile schon Männer zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre und hatten früher Universitäten oder technische Hochschulen besucht. Zwei dieser jungen Männer, Ralph Bodenwerth und Fritz Schönholz, beide stets heiterer Laune und blühend in Gesundheit und Lebenslust, hatten innige Freundschaft miteinander geschlossen und bewohnten, auch durch gleiche Armuth verbunden, gemeinschaftlich zwei Dachkammern in einem der wenigen himmelhohen Häuser, welche die sonst aus viel bescheideneren Bauten bestehende kleine Stadt aufzuweisen hatte.

Der Eigenthümer war ein reicher Gewürzkrämer und die jungen Leute, die ihm mit der größten Pünktlichkeit am ersten jeden Monats die Miethe schuldig blieben, machten sich aus diesem Umstande um so weniger ein Gewissen, als sie überzeugt waren, daß sich ihnen zuletzt doch die nöthigen Hilfsquellen erschließen werden. Deichselmaier, der Eigenthümer des Hauses, theilte nicht diese Ueberzeugung, und nachdem er auf seine Versuche und Mahnungen verschiedene Possen zur Antwort erhalten hatte, deren Humor er nicht einsah, sann er auf ernstliche Maßregeln, um der paar Gulden habhaft zu werden, die ihn mitten unter seinen Reichthümern nicht schlafen ließen.

Eines Abends fanden die jungen Leute auf ihrem Tische ein großes Schreiben, dessen Schrift sie sogleich

beim ersten Aufflammen des Zündhölzchens als die ihres gestrengen Haustyrannen erkannten.

„Welche Charakterlosigkeit!“ äußerte Ralph, „diese Sparsamkeit, die sich nur das schlechteste Papier gönnt, dabei solche Verschwendung an Siegellack!“

Fritz Schönholz wendete den Brief nach allen Seiten und roch daran.

„Nicht neben dem Häringsfasse geschrieben!“ sagte er, „das ist ein böses Zeichen. Denn im Laden ist Anselmus Deichselmaier ein Hofmann süß wie ein Syrup, in der Schreibstube aber ist er grimmig. Viel Siegellack bedeutet, daß er uns selbst gerne verbrennen möchte und den Ton des Schreibens kündigt er durch sein grobes Papier an. Ich bin dafür, daß wir ihm den Brief durch den Laufburschen, der's für zwei Cigarren thut, heimlich wieder auf den Schreibtisch legen lassen. Er glaubt dann steif und fest, daß er den Brief zu schicken vergessen hat.“

„Nützt nicht für lange, Fritz,“ erwiderte Ralph Bodenwerth; „er erkennt's gleich für einen Witz und es kömmt dann ärger nach, auch muß ich gestehen, daß ich unsere Situation philosophisch auffasse, ich will mir nichts von dem entgehen lassen, was drum und dran hängt und bin neugierig auf die schriftlichen Grobheiten Deichselmaier's.“

Demnach wurde der Brief gelesen. Er enthielt weder Beschimpfungen, noch Drohungen, auch von der ausstehenden Bezahlung war nicht die Rede. Es wurde nur verlangt, daß die Herren am nächsten Tage

zu einem Gespräche mit dem Briefsteller um 7 Uhr Morgens zu Hause anzutreffen seien. Die Thüre solle offen sein, damit er nicht wieder eine Stunde zu klingeln habe und ihm endlich das Skelet des Herrn Schönholz, den weißen Cylinder in der Hand und künstlich in Bewegung gesetzt, die Thür öffne, was doch jeden rechtschaffenen Christenmenschen in die Flucht jagen müsse. Kurz, er würde sich nur bei bösen Streichen genöthigt sehen, öffentlichen Scandal zu machen und pfänden zu lassen, hingegen werde er sich, wenn man ernsthaft seine Vorschläge anhöre, gefügig zeigen.

Noch war es nicht sieben Uhr Morgens, als die beiden jungen Leute schon des unerwünschten Besuches harrten. Sie hatten dazu ihre besten Gesellschaftskleider und lichte Handschuhe angezogen; sie wollten durch außerordentliche diplomatische Höflichkeit Herrn Deichselmaier beweisen, wie ernsthaft ihnen zu Muthe sei.

Als sie die Außenthür des schmalen Corridors sich öffnen hörten, setzte sich Jeder an ein Tischchen, den Rücken zur Thüre gewendet und schien regungslos in ein dickes Buch vertieft zu sein.

Man war eingetreten, aber seltsam! nicht der schwere knarrende Tritt, den der Stiefel Deichselmaier's von sich zu geben pflegte, war hörbar geworden. Auch vernahm man nicht sein die eigene Kehle und das fremde Ohr zerschneidendes Räuspern, auch war es nicht seine heisere alte Stimme, die da rief: „Hier also, mein gutes, theures, armes Mütterchen!“

Die beiden jungen Leute sprangen im höchsten Erstaunen von ihren Sitzen auf.

Vor ihnen stand ein holdes junges Mädchen in reizender Morgentoilette.

Die Dame schien die Anwesenden gar nicht zu sehen. Sie schritt wie eine Nachtwandlerin vorwärts, blickte einen Moment durch das kleine Fenster auf die Straße hinaus, sah andächtig nach der Decke empor, berührte die kahlen Wände und gab Zeichen einer Ergriffenheit, die in den jungen Männern eine ehrfurchtsvolle Scheu erweckte, so daß sie selbst Sorge trugen, der Umherschreitenden auszuweichen. Sie öffnete auch die Thüre der zweiten Kammer und blickte hinein, dann kehrte sie zurück und sprach laut, aber offenbar ohne Bewußtsein, daß Andere sie vernehmen konnten:

„Wie viel mag sich hier geändert haben! An diesem Fenster aber saß sie, vielleicht an diesem Tische, das liebe Haupt beständig über die Arbeit gebeugt. Unter diesem niederen Dach schlug ihr edles liebes Herz!"

Lange noch hätte das seltsame Gebaren des Mädchens fortdauern können, ohne daß die jungen Männer es durch einen Laut gestört hätten. Plötzlich aber scholl von draußen eine Stimme: „Trudchen! Trudchen!" eine Stimme, die aus einer athemlosen Brust zu kommen schien. Gleich darauf trat erhitzt und erregt ein kleiner Mann in die Stube. Das Mädchen ließ ihm nicht Zeit, ein Wort zu sprechen, denn mit

stürmischer Bewegung umschlang es ihn, lehnte dann den Kopf an seine Schultern und weinte.

Einige Minuten schwieg auch der Mann von Rührung ergriffen.

Dann aber brach er mit Ungestüm los, indem er sich von den ihn umschlingenden Armen befreite:

„Das ist doch wahrhaftig zu toll! Revolution überall! Ich liebe die Freiheit, aber das Regiment eines Vaters muß noch etwas gelten. Was hätte nicht entstehen können in einem wildfremden Hause . . .“

„Meine Herren!“ wendete er sich zu den beiden jungen Leuten, „verzeihen Sie die Thorheit dieses Kindes. Meine Gertrude war niemals in dieser Stadt, denn ich habe meine Fabrik in Gersthofenburg, zehn Meilen von hier. Vor zwei Jahren starb leider ihre Mutter, mein gutes, braves Weib, ursprünglich eine Nähmamsell, ich schäme mich nicht es zu sagen. Denn ich bin ein Mann aus dem Volke; verstehen Sie, meine Herren, aus dem Volke. Das Volk ist jetzt souverän geworden. Der saure Schweiß des Arbeiters — Sie wissen ja, steht in allen Zeitungen und jeder Wahlredner wischt sich ihn von der Stirne und zeigt ihn den geehrten Anwesenden bei der Versammlung der Wähler.“

Er griff in die Tasche, um nach dem Tagesblatte zu suchen, das er jedoch in der Eile nicht zu sich gesteckt hatte. Hierauf fuhr er fort:

„Nun sehen Sie, ich bin aus diesem Volke. Durch den Schweiß der eigenen Arbeit hab' ich mich hinauf-

gebracht zu dem, was ich heute bin. Auf einem einzigen Paar Stiefel bin ich in diese Stadt gekommen, ich versichere Ihnen, auf einem einigen Paar. Da lernte ich die Nähmamsell kennen, die in dieser Dachkammer von ihrer Hände Arbeit lebte, arm wie ich. Wir haben uns gemüht und haben gespart, ich habe sie endlich geheiratet und habe sie zur reichen Frau gemacht. Ihrem Töchterchen erzählte sie von der Noth, die sie in dieser Kammer ausgestanden, und Gertrude lag mir beständig in den Ohren mit dem Verlangen, die Geburtsstadt, die armselige Wohnung ihrer Mutter einmal sehen zu können. Ich gab zuletzt nach. Gestern in der Nacht kamen wir hier an. Ich stieg im Hôtel gegenüber ab, obgleich es nicht das feinste ist, blos wegen der Nähe des alten Hauses. Mit Mühe hielt ich Gertrud ab, noch in der Nacht herüber zu laufen. Heute Morgens, als ich noch schlief, konnte sie ihre Ungeduld nicht mehr bezähmen; ich erwachte, rief nach ihr, fand sie nicht und konnte mir denken, was sie angestellt hat. Also, entschuldigen Sie, meine Herren! Komm, Trudchen! Es ist doch wohl genug."

Er reichte seiner Tochter den Arm und die beiden jungen Männer, die nicht Gelegenheit gefunden hatten, ein einziges Wort zu sprechen, machten respectvolle Abschiedsverbeugungen, als der Vater des Mädchens plötzlich Ralph genau in's Auge faßte und, an der Thür wieder umkehrend, sagte:

„Meiner Treu', junger Herr! Ich habe Sie schon irgendwo gesehen, kann mich aber nicht besinnen. Viel-

leicht kennen Sie mich, ich bin Thomas Ledermann, Fabriksherr und —"

Er dachte nach, welchen Titel er sich geben sollte, aber Ralph ergänzte rasch:

„Und Gläubiger des verstorbenen Baron Wardegg, meines einstigen Pflegevaters. Ich hatte zwar bisher nicht das Vergnügen, Sie von Person zu kennen, aber Ihr Name ist mir als der eines gar strengen und mächtigen Gläubigers oft genug genannt worden."

„So sind Sie also der Ziehsohn des Freiherrn von Wardegg und ich habe Sie vor Jahren in seinem Hause gesehen. Ja, ich vergesse eine Physiognomie nicht mehr, wenn ich einmal Ursache hatte, sie mir recht anzusehen. Diese Eigenheit stammt noch aus den Zeiten, da ich im Laden die Kunden —" Er unterbrach sich:

„Sie sind aber, wie ich glaube, bürgerlich geblieben, trotz der vornehmen Pflegeeltern, nicht wahr?"

„Mein Name ist Ralph Bodenwerth, nichts weiter," sagte der junge Mann, „und da ich mich schon genannt habe, erlauben Sie mir auch, Ihnen meinen Freund und Collegen Herrn Friedrich Schönholz vorzustellen."

Diesem machte Ledermann nur eine kurze Verbeugung, sagte aber zu Ralph:

„Bürgerlich also! Freut mich! Gereicht mir zur Ehre! Mit den vornehmen Titeln, mit den Adelsprädicaten werden wir, das souveräne Volk, wahrscheinlich bald ein Ende machen. Man darf sich in dieser Zeit schon rühmen, es weit gebracht zu haben, wenn es

Einem nur gelungen ist, ohne Orden und Titel geboren zu werden. Und wie befindet sich Ihre Pflegemutter, ich will eigentlich fragen, wo befindet sie sich?"

Ralph erwiderte mit einem Lächeln, das er jedoch schleunigst zu unterdrücken bemüht war:

„Die Baronin — wenn Sie mir erlauben, ihr aus alter Gewohnheit heute noch diese Bezeichnung zu geben — die Baronin hält sich bisher auf ihrem Gute auf. Es sollte mich jedoch nicht wundern, wenn sie in diesem Augenblicke auf der Reise hieher oder auch schon hier eingetroffen wäre. Denn sie schrieb mir vor einigen Tagen, daß sie mit mir zu conferiren hätte und ohne Aufschub, und da ich ihr antwortete, daß ich mich in meinen Arbeiten gerade jetzt nicht gerne unterbräche, so vermuthe ich, sie werde sich zu mir verfügen."

„Das träfe sich sehr gut," sagte Ledermann, „ich habe der Frau von Wardegg einen Geschäftsbesuch auf ihrem Gute zugedacht, der mir nun erspart bliebe, wenn ich sie hier fände. Wollten Sie so gefällig sein, Herr Bodenwerth, mich von der Anwesenheit Ihrer Pflegemutter sogleich zu verständigen? Ich wohne da drüben, wie ich Ihnen sagte, und bleibe in Angelegenheiten meines Hauses noch einige Tage hier. Und da fällt mir ein, meine Herren! Wollten Sie uns nicht Nachmittag zu einer Spazierfahrt und dann zu einem Abendessen Ihre Gesellschaft schenken? Ich weiß kein anderes Mittel, unser Einbrechen hier genügend zu entschuldigen, als wenn Sie Revanche nehmen und jetzt bei uns vorsprechen."

Die beiden jungen Männer sahen auf Gertrud,

warfen sich dann einen Blick zu und nahmen die Einladung an. Ledermann, seine Tochter am Arme, empfahl sich, öffnete aber die Thüre einem Neueintretenden, dem Hauseigenthümer Deichselmaier, der, als er zu seinem Erstaunen Fremde in der Dachstube fand, in sichtbare Verlegenheit gerieth.

Fritz Schönholz machte dem Eingetretenen eine tiefe Verbeugung und sagte:

„Es ist schön, Herr Deichselmaier, daß Sie unserer Aufforderung, bei uns zu erscheinen, so pünktlich nachkommen. Ein Schuldner pflegt sich sonst nicht so bereitwillig bei seinen Gläubigern einzufinden. Zufällig jedoch haben wir werthen Besuch und ich will Sie nicht in Gegenwart dieses angesehenen Herrn und des schönen Fräuleins dadurch beschämen, daß ich von dem spräche, was Sie uns bisher schuldig blieben."

Ledermann, um nicht Zeuge einer Privatangelegenheit zu werden, zögerte keinen Augenblick mehr mit seiner Entfernung. Die beiden jungen Männer begleiteten die Scheidenden bis zur Treppe. Als sie zurückkehrten, trat ihnen Deichselmaier wahrhaft wüthend entgegen:

„Wie können Sie sich erdreisten, fremde Leute glauben zu machen, ich, ich wäre Ihnen, Ihnen etwas schuldig?"

„Das ist auch der Fall," sagte Fritz ruhig, „wir haben Ihnen schon seit ziemlich langer Zeit am Ersten des Monats nichts bezahlt. Ich erkläre Ihnen, daß wir uns auf keine Verhandlung mehr mit Ihnen

einlassen, so lange Sie uns nicht die Quittungen bringen, welche zu lauten haben: Ich Endesgefertigter bestätige hiermit, daß die am 1. dieses Monats fällige Zahlung richtig wieder nicht geleistet wurde."

Deichselmaier wendete sich ergrimmt um und verließ, finsterer Entschlüsse voll, schweigend die Stube.

III.

Angelica von Wardegg war eine von den Frauen, die nur auf der Welt zu sein scheinen, um dieser ein Beispiel des weiblichen Heroismus im Leiden und Entsagen zu geben. Sie war eine geborne Grafentochter und hatte ihrem Manne, dem Baron von Wardegg, den sie geheiratet, als er noch Oberst war, ein nicht unbedeutendes Vermögen zugebracht. Daß sie kinderlos geblieben, störte die eheliche Eintracht nicht, insofern dieselbe gegenseitig auf ziemlicher Gleichgiltigkeit beruhte. Nur fand sich der Baron dadurch veranlaßt, seine Neigung zu verschwenderischen Ausgaben nicht zu beschränken. Er war einst durch die Verbindung seiner Frau mit mehreren courfähigen Adelsfamilien eine bei Hofe nicht unbeliebte Persönlichkeit gewesen. Im Friedensstande nach dem Rechte der Anciennetät zum General avancirt, fühlte er sich doch, als er ein gewünschtes Commando nicht erhalten konnte, zurückgesetzt und ge-

kränkt. Er ließ sich pensioniren, zog sich auf das letzte Gut zurück, das ihm seine Verschwendung übrig gelassen hatte und verbot seiner Frau jeden ferneren Verkehr mit dem Hofe, sowie mit den Personen, die demselben attachirt waren.

Das Leben mit einem verbitterten, verdrießlichen, zu vorzeitiger Unthätigkeit gezwungenen Soldaten auf einem einsamen Landsitze und dazu nicht ohne große Sorgen für eine standesgemäße Führung der Existenz war für Angelica eine harte Geduldsprobe und eine Quelle nicht geringer Bekümmernisse. Sie alterte vor der Zeit. Der einzige Lichtpunkt im Leben der vereinsamten und betrübten Frau war die Freude an ihrem Pflegesohne Ralph.

Er war das Kind des Gutsverwalters und früh elternlos geworden. Als der General und seine Frau sich überzeugt hatten, daß sie auf den Kindersegen für immer verzichten müssen, nahmen sie den verwaisten Knaben in ihr Haus auf, als „Ziehsohn," wie man in Oesterreich sagt. Seine Ausbildung verursachte bei der Begabung des Jungen keine großen Kosten. Angelica ließ sich von ihm erst mit kindischem Vergnügen „Mama" und später mit beistimmend entgegenkommendem Gefühle „Mutter" nennen. Ralph sollte seiner Neigung entsprechend Rechtsgelehrter werden und hatte zu diesem Zwecke bereits zwei Jahrgänge auf der Universität absolvirt, als General Wardegg starb.

Ziemlich zerrüttete Verhältnisse kamen nun an den Tag. Der Hauptbesitz war das Gut Jaroschnigg und

es hätte bei seiner Ausdehnung und nicht genügend ausgebeuteter Ergiebigkeit nur der gehörigen Bewirthschaftung und namentlich der Verwendung des bisherigen Ertrages auf neue Einrichtungen bedurft, um es zu einer sehr bedeutenden Quelle des Reichthums umzuschaffen. Allein die Schulden, die darauf lasteten und die Interessen, die vom Ertrage zu entrichten waren, lähmten jede Thätigkeit. Der hauptsächlichste Gläubiger war Thomas Ledermann. Er hatte offenbar die Absicht, das Gut um billigen Preis an sich zu bringen, und als bald nach dem Tode des Generals die Revolution ausbrach und den Werth der liegenden Güter herabdrückte, ermangelte Ledermann nicht, die Wittwe zur Veräußerung des Gutes zu drängen, was er kraft seines darauf haftenden Capitales leicht hätte erzwingen können.

Ralph hatte erst nach dem Hinscheiden seines Pflegevaters von diesen Verhältnissen Einsicht nehmen können. Rasch war er entschlossen, Alles aufzubieten, um der unglücklichen Baronin das Besitzthum zu retten, an dem sie mit aller Gewalt der Anhänglichkeit für eine langjährige Wohnstätte hing, mindestens sie davor zu bewahren, daß die momentane Ungunst der Verhältnisse dazu benützt werde, ihr eine Veräußerung unter dem wahren Werthe abzutrotzen. Ralph gab sein Studium auf und bezog die landwirthschaftliche Schule, um sich zunächst einige theoretische und praktische Kenntnisse zur Bewirthschaftung des Gutes zu erwerben.

Die unerwartete Begegnung mit dem Hauptgläubiger

seiner Pflegemutter konnte vielleicht für Ralph's Absichten von wohlthätigen Folgen sein. Er dankte im Stillen dem schönen jungen Mädchen, daß diese Begegnung zufällig herbeigeführt hatte und fand sich mit seinem Freunde Schönholz pünktlich zu einer Spazierfahrt ein.

Fritz Schönholz kannte alle Verhältnisse Ralph's und liebte ihn mit dem ganzen Ernste, der einer heiteren, leichtgesinnten Natur möglich ist. Noch bevor sie sich bei Ledermann einfanden, hatte Fritz bemerkt, daß Gertrude dem Gemüthe seines Freundes keinen gewöhnlichen Eindruck zurückgelassen hatte. Schönholz übernahm deshalb während des Nachmittags und des Abends die Unterhaltung des Vaters, indem er die der Tochter seinem Freunde überließ. Durch schmeichelnde Phrasen der Bewunderung für die Weisheit und die Kraft, womit sich „der Mann aus dem Volke" zu einer so bedeutenden Persönlichkeit emporgearbeitet hätte, gewann Schönholz rasch das Interesse Ledermann's. Dieser sah sich sogar veranlaßt, Moral zu predigen und daher lange Reden zu halten, was er bei diesen Zeitläuften für eine gute Uebung hielt. Denn Schönholz hatte von sich behauptet, er wäre von unaufhörlicher Traurigkeit belastet und empfinde Neigung zum Selbstmorde Kaum, daß ihn reichlicher Genuß, besonders guten Weines, abzuhalten vermöge.

Solche Geständnisse und die Erörterungen darüber konnten nicht in Gegenwart so harmloser junger Leute wie Ralph und Gertrude stattfinden. Dies sah Ledermann vollkommen ein und ließ sich deshalb, als sie das Ziel

des Ausfluges erreicht hatten, gern von Schönholz abseits zu einsamen Wegen führen. Die zurückbleibenden jungen Leute schienen dies nicht als Beleidigung zu empfinden, ja eigentlich gar nicht zu bemerken. Denn sie plauderten so eifrig, daß man ihnen nach kurzer Zeit hätte ansehen können, sie würden auch für längere Dauer allein gelassen, weder den Vater, noch den Freund, noch die übrige ganze Welt sonderlich vermissen. Ja, es kam sogar dahin, daß man ihnen diese Entbehrung selbst dann nicht anmerkte, als sie nicht mehr plauderten, sondern lange, lange schwiegen — wahrscheinlich in der irrthümlichen Meinung, sich gerade auf diese Weise Vieles zu sagen.

Etwas Wichtiges mußten sie in dieser Form in der That einander anvertraut haben. Denn Ralph blieb nicht nur, als er wieder mit seinem Freunde die Dachkammer betrat, ungewöhnlich ernst und verschlossen, auf Fragen des Freundes zuweilen gar nicht, zuweilen statt mit Worten, mit Liedern ohne Text antwortend; sondern auch noch am folgenden Tage, als die Baronin Wardegg in die Stadt gekommen war, gab Ralph im Gespräche mit ihr ein seit der Spazierfahrt verändertes Wesen zu erkennen.

Die Baronin war bei einer alten Freundin, der Gräfin Birkenau, abgestiegen. Diese an das Hofleben gewöhnte alte Dame besaß in der Stadt, von der hier die Rede ist, einen prächtigen, mit allem erdenklichen Glanz und Comfort eingerichteten Palast, den sie jedoch in gewöhnlichen Zeiten immer erst im Herbste bezog,

um bis gegen Weihnachten zu bleiben und dann nach der Residenz zurückzukehren. Das Sturmjahr hatte wie so Vieles auch diese Gewohnheit umgestürzt; die Gräfin mußte schon im Sommer ihr Haus in der Provinz aufsuchen als eine rettende Zuflucht vor dem schrecklichen Unbehagen am Hofe und in der Gesellschaft.

Die Baronin hatte gleich nach der Ankunft bei der Freundin, die voll Entzücken darüber war, eine vertraute Frau, von der sicher anzunehmen, daß sie nicht von Politik sprechen werde, um sich zu haben, nach Ralph geschickt. Er las in dem sanften Antlitze seiner Pflegemutter eine lebhaftere Erregung, als ihre wehmuthvollen Züge sonst kundgaben; sie aber vermißte im Gesichte des Adoptivsohnes den Ausdruck sorgloser Fröhlichkeit, woraus ihr so oft schon Trost ins Herz gekommen war.

„Ich will Dir nur gleich sagen, Ralph," begann sie nach den ersten Begrüßungen und Erkundigungen, „weshalb ich Dich sprechen wollte. Du glaubst, den Verkauf von Jaroschnigg aufhalten zu können, während ich vom Hauptgläubiger, dem reichen Fabrikanten, wahre Drohbriefe erhalte. Er kündigt mir sogar seinen Besuch auf dem Gute an. Ich könnte sagen, ich bin gekommen, um vor ihm zu flüchten. Es ist aber nicht der einzige Grund."

„Nun, Mutter," fiel Ralph ein, „wenn Sie vor ihm flüchteten, dann sind Sie dem Drachen gerade in die Höhle gelaufen. Er ist hier und verlangt Ihre Ankunft zu erfahren. Er will eine Unterredung haben."

Die Baronin schlug erschreckt die Hände zusammen.

„Aber fürchten Sie sich nicht so sehr,“ fuhr Ralph fort, „bedenken Sie, was ich Ihnen schon gesagt habe. Aus dem Umstande, daß er keine Schritte bei Gericht machte, wie er es längst schon hätte thun können, um das Gut zur Veräußerung zu bringen, ist zu schließen, daß er dies selbst gar nicht will. Seine Absicht ist vielmehr, das Gut selbst an sich zu bringen und zwar durch gütliches Uebereinkommen zu mäßigem Preise, während bei einer öffentlichen Feilbietung trotz der schlechten Zeiten der Preis viel höher getrieben werden könnte, als ihm lieb ist. Man kann ihn durch Verhandlungen hinhalten, man hat Zeit gewonnen und das ist schon viel.“

„Diese Verhandlungen aber reiben mich auf,“ rief die Baronin, „schon den Besitz des Gutes, meines liebsten Eigenthums, in Schwebe zu wissen, ist mir schrecklich. Ich kann Dir sagen, daß mir kein Mittel zu heroisch, zu gewaltsam scheint, um uns das Gut zu bewahren; ich kann Dir's sagen, weil es ja zuletzt Dein eigener Besitz ist, Du bist mein einziger Erbe. Darum schäme ich mich auch nicht, Dir zu gestehen, was mich zu Dir trieb, es ist freilich bitter, daß mich die Verhältnisse zu einem solchen Vorschlage zwingen, es paßt nicht zu meiner ganzen Lebensanschauung.“

Sie erzählte nun, daß ein obgleich bürgerlicher doch hochgestellter Beamter, ein Hofrath, durch zweite und dritte Hand leise bei ihr hätte „anklopfen“ lassen, ob ihr Pflegesohn nicht zu veranlassen wäre, seine

Augen auf des Hofraths Tochter zu werfen. Sie sei freilich nicht mit Reizen geschmückt oder in erster Jugendblüthe, sonst würde eine solche, wenn auch vorsichtige und leise Anfrage schwerlich ergangen sein, aber sie sei wohlerzogen und ihre Mitgift mehr als ausreichend, um Jaroschnigg zu entlasten und Ralph zum unabhängigen Gutsbesitzer zu machen.

„Den Namen des Beamten werde ich Dir natürlich nicht sagen,“ schloß die Baronin, „weil ich nicht glaube, daß Du auf einen solchen Handel einzugehen geneigt wärst; aber Du bist mündig, bist Mann, es ist Deine Angelegenheit, ich mußte sie Dir zur Entscheidung vorlegen. Sprich offen.“

Ralph senkte sehr traurig das Haupt.

„Die Sache ist zwar nicht hübsch,“ sagte er nach einer Weile, „aber, wer weiß! Ich möchte Sie so gerne, ich möchte Sie durch jedes Mittel der Sorgen und Kümmernisse entheben, Ihnen ein friedliches Dahinleben gestalten, still und unbehelligt, wie es Ihr heißester Wunsch ist. Vor einigen Tagen wäre mir vielleicht das Opfer nicht zu groß gewesen, ein ungeliebtes Weib zu nehmen. Jetzt aber“ —

Er stockte und blickte träumerisch in die Ferne.

„Jetzt aber liebst Du!“ sagte sie errathenden Blickes.

Ihm that es wohl, der Mutter von dem Sonnenaufgange in seinem Gemüthe sprechen zu können. Bald kannte sie genau seine Gefühle und wußte auch, welchem Gegenstande sie galten. Plötzlich sagte sie: „Wir müssen

von der Sache abbrechen, die hoffnungslos ist. Du kannst das Mädchen nicht gegen den Willen des Vaters nehmen, weil Du zu arm bist, um eine Frau zu ernähren, die an Wohlstand gewöhnt ist. Er wird aber niemals mit Willen seine Tochter einem armen Manne geben, am wenigsten Dir, den er als Schuldner verachten muß, den er feindlich verfolgt. Wenden wir uns lieber Dingen zu, aus denen sich noch etwas machen läßt. Wie ich sehe, hilft mir in meiner Angelegenheit mit dem Gute Zittern und Zagen durchaus nicht; ich muß die Sache resolut angreifen. Sage also Ledermann, daß ich hier bin und daß er mir seinen beabsichtigten Besuch in diesem Hause machen kann."

Im Grunde hatte die edle Frau damit nur die Absicht, Ralph zu Hilfe zu kommen, wollte aber vermeiden, ihm eine Hoffnung zu machen, die schmerzliche Enttäuschung nach sich ziehen könnte. Sie verrieth darum mit keinem Worte ihr Vorhaben, Ledermann nach und nach selbst auf den Gedanken zu bringen, daß sich mit der Verheirathung der beiden jungen Leute alle Conflicte lösen könnten.

Freilich ließ sie dabei außer Acht, daß ihr des Mannes Charakter unbekannt war und dieser schon durch den Empfang in diesem Palaste ungünstig gestimmt werden mußte. Zuerst drückte sein Gesicht höchstes Erstaunen aus über die Zahl und die Pracht der Gemächer, durch die er geführt wurde, um zur Baronin zu gelangen. Selbst als er schon vor ihr saß, machte sich dies Erstaunen durch Fragen nach dem

Gebrauche ihm nie vorgekommener Geräthschaften Luft. Als er endlich nicht umhin konnte, zur Geschäftssache überzugehen, wirkte das räthselhaft Unangenehme in seiner Ueberraschung noch im Tone seiner Rede nach.

„Sie sind wohl nicht durch politische Interessen zur Reise hieher veranlaßt worden?" hatte die Baronin gefragt, nur um ihn davon abzulenken, sie fortgesetzt zum Auskunftsbureau für seine erstaunten Erkundigungen zu machen.

„Ja wohl, Frau Baronin", sagte er mit strengem Stirnrunzeln, „diese Zeit fordert von Jedermann politisches Interesse. Was ich aber hier um mich sehe, dieser Luxus, dieser stolze Firlefanz, ist nicht diese Zeit, ist feudal, ist Mittelalter. Ich bin Demokrat, ein Mann aus dem Volke. Und das ist natürlich, ich habe mich so von unten hinauf gearbeitet. Schweiß — das Wort paßt freilich nicht zu dieser den armen, arbeitenden Unterthanen gestohlenen Herrlichkeit — Schweiß habe ich stets auf breitester Grundlage vergossen und ich bin nicht gesonnen, mich durch aristokratisches Gebaren um die Früchte davon bringen zu lassen."

Er zog nun einen mächtigen Stoß von Rechnungen aus der Tasche, fuhr mit den Fingern erklärend und sichtend über den Wust von Ziffern, der Zeitdauer, Percentsätze, Zinsen und Zinseszinsen bezeichnete, begleitete die Zahlen immer lauter und heftiger mit Klagen und Vorwürfen und gab seinen Forderungen endlich eine Wendung, welche Ralph's Vermuthung bestätigten,

daß es dem Gläubiger um eine billige Erwerbung des Gutes zu thun war.

Die Baronin hatte ihn vergebens durch die Bemerkung zu unterbrechen gesucht, daß sie als eine Frau, geschäftsunkundig, für alle diese Auseinandersetzungen kein Verständniß hatte. Als er nun doch seine Reden schloß, verwies sie ihn sanft, aber kurz, auf ihren Geschäftsführer.

„Wer ist das?“ fragte Ledermann.

„Niemand Anderer“, erwiderte sie, „als mein Pflegesohn Ralph, Ralph Bodenwerth. Er ist beinahe fertiger Jurist und seit dem Tode meines Mannes hat er die Verwaltung meines ganzen Habes und Gutes übernommen.“

Ledermann stand von seinem Stuhle auf und sagte ernst und gemessen:

„Diesen Geschäftsführer nehme ich nicht an, suchen Sie einen anderen. Herr Ralph Bodenwerth ist einer von den jungen Männern, denen nichts heilig ist, nicht einmal eine reiche Erbin, zu der er in seinen Verhältnissen — er wohnt in einer Dachkammer und kann selbst dafür die Miethe nicht bezahlen — die Augen gar nicht aufschlagen sollte. Zum Glücke ist meine Gertrud voll Vertrauen zu ihrem Vater. Sie hat mir heute Geständnisse gemacht, kurz, ich will sie der Gefahr nicht aussetzen, mit Herrn Ralph Bodenwerth wieder zusammen zu treffen.“

Die Baronin konnte nicht umhin, die Vorzüge des jungen Mannes hervorzuheben und deutlich genug merken

zu lassen, daß es für ein bürgerliches Mädchen nichts weniger als ein Unglück sei, sich mit einem Manne zu verbinden, der, wenn auch augenblicklich in Armuth lebend, doch ohne Zweifel eine große Zukunft vor sich habe.

„Niemals!“ sagte Ledermann mit Grandezza; „soll meine Tochter etwa täglich diesen eitlen vornehmen Prunk betrachten müssen, der ihr doch nicht gehört? Ich stehe auf demokratischer Grundlage, auf breitester. Ich werde meine Tochter nur einem Manne geben, der fest auf dem Boden des Volkes wurzelt und keine noblen Vergnügungen hat, die ihn und seine Frau zwingen könnten, sich demüthig vor dem adeligen Mittelalter zu beugen.“

Und Ledermann machte nach diesen Worten der Baronin eine herablassende Verbeugung und schritt, umgürtet von dem ganzen Stolze des souveränen Volkes, zur Thüre hinaus.

IV.

Gertrude hatte in der That am Morgen nach der Spazierfahrt zu auffallende Symptome einer nie gefühlten Seligkeit kundgegeben, als daß ihr zärtlicher Vater nicht in sie hätte dringen müssen, ihm zu gestehen, was mit ihr vorgegangen war. Die junge Dame besaß von Natur aus viel Geist und hatte sich in Folge dessen gewissermaßen selbst erzogen, sich so viel Bildung angeeignet, als ihren natürlichen Anlagen Bedürfniß war. Dies mußte in Verbindung mit der Holdseligkeit ihrer Erscheinung auf Ralph einen schnellen und für das Leben bestimmenden Eindruck hervorbringen. Allein in Sachen des Herzens war Gertrude von der simpelsten und unbedachtesten Naivetät, weil sie eben das erste Mal mit solchen Sachen zu thun hatte. Darum platzte sie auch mit dem Bekenntnisse ihrer Seelenbewegung heraus, obgleich sie dunkel fühlte, daß das Wesen ihres Vaters nicht das erwünschte Organ

der Empfänglichkeit für den Sturm ihrer Empfindungen besitzen werde.

Und in der That, Ledermann erschrak sehr und zürnte dann in rauhen Worten. Sie glaubte ihn durch dasjenige gewinnen und beschwichtigen zu können, was ihr selbst an dem Ereignisse schier das Reizendste war, daß sie nämlich den Mann, den sie lieben sollte, in derselben Stube zum ersten Male gesehen, in der ihre theure Mutter so lange gelebt und sich verlobt hatte. Allein gerade dieser Umstand machte auf Thomas Ledermann einen dem erwünschten ganz entgegengesetzten Eindruck. Er hatte in diesem Augenblicke keine Pietät mehr für die Erinnerung an seine Jugend, sondern sah nur die Armseligkeit der elenden Dachkammer vor sich, aus der einen Schwiegersohn sich zu holen, ihm zugemuthet wurde.

„Nimmermehr!" sagte er barsch, indem er sich den Hut aufsetzte und fortging. Er begab sich in den Laden des Herrn Deichselmaier, um unter dem Vorwand, seine Dose füllen zu lassen, die Verhältnisse der jungen Leute oben auszuforschen. Der Hausbesitzer bediente ihn selbst und war froh, sich vor dem fremden Herrn im richtigen Lichte zeigen zu können. Der Fabrikant erfuhr das für ihn denkbar Schlimmste über die Umstände und Lebensweise der beiden jungen Leute.

Diese hatten inzwischen seinen Eintritt in den Laden bemerkt und Ralph benützte diesen Augenblick, um im Hôtel gegenüber dem abwesenden Ledermann und seiner anwesenden Tochter einen Besuch abzustatten, während

Fritz Schönholz in den Laden trat, um die wohl vorauszusetzenden Mittheilungen Deichselmaiers zu paralysiren und zugleich den zärtlichen Vater möglichst lange von der Tochter fern zu halten. Keine geringe Erfindungsgabe mußte Fritz zu diesem schönen Zwecke aufbieten.

„Wissen Sie, Herr Ledermann," sagte er, „daß Ihre Anwesenheit in der Stadt großes Aufsehen erregt? Der Statthalter soll bereits nach Wien berichtet und angefragt haben, ob es nicht rathsam wäre, Ihnen von Seite der Regierung eine Candidatur für den Reichstag anzubieten, bevor die Radicalen sich Ihres Talentes bemächtigen."

Und damit nahm er den Ueberraschten unter den Arm und führte ihn ins Freie, um auf langer Wanderung um die Stadt herum den Gegenstand zu erörtern. Sie kamen endlich überein, daß Fritz Schönholz weitere Erkundigungen einziehen und den Bericht darüber am nächsten Tage in das Hotel bringen werde.

Nach Stunden heimkehrend, fand Ledermann seine Tochter im Besuchszimmer und Ralph Bodenwerth im eifrigen Gespräche mit ihr. Der Fabrikant runzelte bedeutsam die Stirne, Ralph hatte jedoch eine gute Entschuldigung für seine Anwesenheit: Baronin Wardegg war angekommen, er war bereits bei ihr gewesen und hatte den Auftrag erhalten, Herrn Ledermann zu bitten, noch an demselben Tage bei der Baronin erscheinen zu wollen.

Dies war denn auch geschehen, wie berichtet

worden, und während hierauf Ledermann den Abend sehr schweigsam und gedankenvoll mit seiner Tochter in einer Loge des Theaters zubrachte, zuweilen ein Wort der Entrüstung, des Zornes von sich gebend, so daß man hätte glauben können, er wäre mit der aufgeführten Oper höchst unzufrieden; saß Ralph bei seiner Pflegemutter und entlockte ihr nach und nach den ganzen Bericht über ihre Unterredung mit Ledermann. Traurig schlich der junge Mann spät des Nachts in seine Dachkammer hinauf, wo er dem ihn erwartenden Fritz dadurch große Freude bereitete, daß er Geld mitbrachte. Die Zinsen des kleinen Erbtheils, das ihm der General hinterlassen, wurden von der Baronin behoben, und nachdem sie die Aeußerung vernommen, daß er die Miethe schulde, hatte sie ihm einen Vorschuß aufgedrungen. Fritz machte Punsch, damit man bis tief in die Nacht hinein wachbleiben könne. Denn lange nach Mitternacht wollte Fritz bei Deichselmaier stürmisch die Glocke ziehen, um den aus tiefem Schlafe geweckten, ungeduldigen Gläubiger eiligst zu befriedigen.

Die Bowle war noch nicht zur Hälfte geleert, und schon hatte Ralph alle Stadien seiner jugendlichen Leidenschaft, begleitet von unerschöpflicher Malerei der äußeren und inneren Reize des Mädchens, sowie alle Vorgänge des Tages, besonders genau aber die Unterredungen die er selbst und die Thomas Ledermann mit der Baronin gepflogen, vertrauend dem Freunde mitgetheilt. Fritz blies fürchterlichen Rauchdampf in den Dampf des Punsches hinein und als Ralph eben zum

dritten Male beginnen wollte, seinen Morgenbesuch bei Gertrude zu erzählen, schlug es auf dem Kirchthurme die zweite Stunde nach Mitternacht. Fritz sagte, wie mit einer plötzlichen Eingebung: „Ich weiß genug."

Dann stellte er die lange Pfeife weg, forschte nach dem letzten Tropfen in der Bowle, trank ihn aus und setzte sich seinen weißen Cylinder auf. Dann riß er das weiße Laken aus dem Bette, drappirte sich darin phantastisch, zündete einen Handleuchter an und sprach pathetisch:

„Thomas Ledermann ist in meiner Hand. Doch auch der tapferste Ritter kann nicht mit zwei Drachen zugleich kämpfen. Darum muß erst Deichselmaier zur Ruhe gebracht sein. Gieb das Geld her."

Als Fritz am nächsten Tage bei Ledermann erschien, empfing ihn dieser sehr freundlich.

„Wahrhaftig", hatte er schon früher zu seiner Tochter gesagt, „wenn Du Dich in diesen gesetzten, etwas melancholischen Jüngling verliebt hättest, der ernsthaft Politik und Philosophie treibt, ich würde es eher begreifen, als daß Dein Auge auf den leichtsinnigen Sausewind Bodenwerth fiel, der noch dazu unnützen aristokratischen Flitter nachschleppt, lauter Prahlerei, nicht fünf Kreuzer werth."

Fritz bat, nachdem er eingetreten war und eine möglichst kummervolle Verbeugung gemacht hatte, um eine geheime Unterredung.

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Ledermann," hob er an, als sie allein waren, „Sie haben in Bezug auf

Ihre Candidatur einen faux pas gethan. Die demokratische Partei wenigstens, der Sie sich ja zur Verfügung stellen wollen, dürfte es übel vermerken, daß Sie eine Ihnen auf zarte Weise nahegelegte Verbindung mit der Baronin Wardegg zurückzuweisen scheinen."

Ledermann glaubte nicht richtig gehört zu haben, er ließ sich die Behauptung wiederholen und wendete dann erstaunt ein:

„Kann es etwas Demokratischeres geben als Feindschaft mit dieser Sippe adeliger Bettler? Ich sollte diesem hochmüthigen, mit seinen Adelstiteln prunkenden Gesindel mein Kind zuschleudern? Weiß denn die demokratische Partei nicht, daß nicht ich allein der Vater meiner Tochter bin, daß sie nicht mein Kind allein ist?"

„In der That?" fragte Fritz etwas verdutzt.

„Sie ist auch das Kind des Volkes", ergänzte Ledermann mit einer großartigen Geberde.

„Das ist es eben," rief nun Fritz, „weil sie das Volk zum Vater hat, ein ganzes, großes Volk, darum darf sie die Verbindung mit einer Frau nicht zurückstoßen, die dem Hofe selbst feindlich gegenübersteht."

„Was Sie sagen!" stammelte Ledermann, der jetzt noch weniger begriff als früher.

Fritz Schönholz gab nun eine Auseinandersetzung der Verhältnisse. Mit lebhaften Farben malte er die Conflicte, in welche der verstorbene General Wardegg mit den höchsten Kreisen gerathen wäre, aus denen er

sich endlich voll Groll und Bitterkeit für immer zurückgezogen hatte, und schloß mit den Worten:

„Viel würden die einflußreichsten Personen am Hofe dafür geben, wenn sich ihnen die Baronin Wardegg wieder nähern wollte. Alles könnte sie haben, was sie nur wünscht. Sie ist aber von so entschieden demokratischer Gesinnung, man weiß dies in der Stadt, im Lande, daß selbst die Freundschaft mit der Palastdame Gräfin Birkenau, bei der die Baronin hier wohnt, sie nicht mehr zu einer Annäherung an den Hof zu überreden vermag. Und die Verbindung mit einer solchen Frau wollen Sie von sich stoßen?"

Auf den Fabrikanten blieben diese Eröffnungen sichtlich nicht ohne Eindruck. Von dieser Seite hatte er die Verhältnisse nicht gekannt. Er versprach, die Angelegenheit genau zu bedenken und Fritz Schönholz schied mit den besten Hoffnungen für seinen Freund Ralph, den er nun rasch verständigen wollte, die Pflegemutter zu einer möglichst demokratischen Ausdrucksweise Ledermann gegenüber zu bereden.

In der That bewarb sich dieser noch an demselben Tage um eine neue Conferenz mit der Baronin. Sie empfing ihn nur ungern und nur auf das Drängen Ralph's, der ihr verhieß, das diesmal nicht von dem unseligen Handel mit dem Gute sondern von Herzenssachen die Rede sein werde.

Ledermann hatte sich zu dem Besuche, der ihm endlich bewilligt worden, ganz anders als das erste Mal gekleidet, man hätte sagen können, wie ein zu

einer königlichen Audienz berufener Diplomat. Er trug weiße Cravatte und weiße Handschuh in seinen Mienen aber einen ganz veränderten Ausdruck.

„Frau Baronin," begann er, „Sie haben mich gewiß als Ihren Freund kennen gelernt, nicht wahr?" Die Dame sah ihn verwundert an.

„Sind wir doch Beide," erklärte er, „derselben eingefleischten demokratischen Gesinnung. Aber ich bin älter, wie ich schon nach Ihrem blühenden Aussehen schließen darf, und glauben Sie der Erfahrung Ihres ergebensten Dieners, es ist nicht wohlgethan, die politische Denkungsweise auf die Spitze zu treiben."

„Wie meinen Sie dies, Herr Ledermann?" fragte die Baronin, noch immer erstaunt.

„Es ist mir zu Ohren gekommen," fuhr er fort, „daß Sie, hochverehrte Frau Baronin, Beziehungen zum Hofe haben, oder vielmehr gehabt haben ... warum ... warum sollten Sie dieselben nicht wieder anknüpfen?"

„Es ist wahr," erwiderte sie, „daß, als ich noch jung war, noch in der Residenz lebte — aber wozu diese Erinnerungen auffrischen? Seit mein Gemahl Ursache gefunden zu haben glaubte, über eine unverdiente Zurücksetzung, über Undank zu klagen, habe ich mich dem Hofleben ganz entfremdet."

„Und Sie haben damit Unrecht gethan, erlauben Sie mir Ihnen dies zu sagen!" sprach Thomas Ledermann mit starker Stimme.

„Weshalb Unrecht?" fragte sie, „ich blieb nur passiv."

„Das ist es eben," fuhr er fort, „ich behaupte, und dies ist sogar im demokratischen Sinne das Richtige, Sie dürfen das Verbrechen der Camarilla, an Seiner Excellenz dem General Wardegg einst begangen, nicht so schweigend hinnehmen. Sie hätten noch heute — und unter heutigen Umständen mehr als jemals, eine Genugthung, eine Entschädigung dafür zu suchen."

„Und worin könnte eine solche bestehen?" fragte Angelica, die es nur aus Neugier, wohin er zielen wolle, zuließ, daß er, der fremde und ihr antipathische Mann, überhaupt diesen Gegenstand besprach.

„Wie?" sagte er, den Erstaunten spielend, „habe ich mich getäuscht, wenn ich vermuthete, daß Sie für Ihren Schützling, für Ihren Pflegesohn, für Ralph Bodenwerth, die Empfindungen einer wirklichen Mutter hegen? Doch ich habe kein Recht, Ihre Gefühle zu erörtern. Außer aller Frage aber steht, aus Erfahrung weiß ich, daß mein verstorbener Freund, der General, den jungen Mann wirklich geliebt hat. Was an dem Schwergekränkten verschuldet wurde, wäre nur an seinem Pflegesohn wieder gut zu machen. Was jenem versagt wurde, müßte auf diesen übertragen werden."

„Ralph ist kein Militär," erwiderte die Baronin lächelnd, „was die Mächtigen zu gewähren haben, läge weder in seinem Berufe, noch hätte es einen Reiz für den durch und durch bürgerlich gesinnten jungen Mann."

„Da höre ich den radicalen Umsturz sprechen," rief Ledermann eifrig; „Sie suchen einen Vorwand, Frau Baronin, um sich dem Hof nicht wieder nähern

zu müssen. Ich aber sage Ihnen, ich sage es Ihnen mit den Worten meiner Candidatenrede, wenn ich für die conservative Partei auftrete: Die Chimären der Volkssouveränität, die Grundsätze der Revolution, die verderblichen, die — die — kurz, bedenken Sie, Frau Baronin, welches Unheil uns von allen Seiten umgibt und erschweren Sie nicht durch Ihre demokratische Hartnäckigkeit, durch Ihre Weigerung, sich den höchsten Kreisen wieder anzuschließen, den wenigen Gutgesinnten, die Bahn zu betreten, auf welcher wir Alle noch zu retten wären. Das Eigenthum steht auf dem Spiele, die Familie; wollen Sie warten bis zur Errichtung von Haus- und Zimmer-Guillotinen?"

„Ja, was glauben Sie denn, daß ich bei Hofe bewirken könnte?" fragte die Baronin, neugierig, worauf der Mann eigentlich hinaus wollte.

„Das ist doch sehr einfach", erwiderte er lebhaft; „Ralph Bodenwerth war der Adoptivsohn Ihres verstorbenen Gatten. Den General, ich bin davon überzeugt, hat noch in seiner letzten Stunde nichts tiefer geschmerzt, als daß er den armen, verlassenen Jüngling ohne Namen und Titel zurücklassen muß. Geben Sie dem Drängen der Gräfin Birkenau nach, gehen Sie wieder an den Hof und man wird glücklich sein, Sie für diesen Schritt der Versöhnung belohnen zu können, indem man Ihren Namen und Titel auf Ihren geliebten Pflegesohn überträgt."

Die Baronin versank in Gedanken. Etwas Wahres lag doch in dieser Combination, an die sie niemals ge-

dacht hatte, weil weder für sie, noch für Ralph ein Bedürfniß dazu vorhanden gewesen. Nach einer längeren Pause des Nachdenkens sagte sie:

„Die Sache wäre zu überlegen. Allein erklären Sie mir vor Allem, Herr Ledermann — Sie schienen meinem Pflegesohne bisher nicht besonders zugethan; was hat Sie veranlaßt, sich so plötzlich für seine Zukunft, für seine Stellung zu interessiren?"

Thomas Ledermann erhob sich und sprach mit majestätischer Geberde:

„An Herrn Ralph Bodenwerth habe ich allerdings keinen Antheil genommen, dem Freiherrn Ralph von Bodenwerth-Wardegg jedoch würde ich meine Tochter zur Frau geben."

V.

Am Abend des nächsten Tages umgab sich die Baronin mit einer kleinen Rathsversammlung. Sie war von Ledermann mit dem Versprechen geschieden, seine Vorschläge in genaue Erwägung ziehen zu wollen, hatte sich jedoch ausbedungen, daß er seine geniale Combination vorläufig streng geheim halte und ihr vor Allem seine Tochter zuführe, damit die Pflegemutter Ralph's doch erst das Wesen kennen lerne, von dem er sein Glück abhängig mache und das sie in so nahe Beziehungen zu ihrem Hause bringen solle.

Gertrude hatte in den Augen der Baronin Wohlgefallen gefunden. Was dem anmuthigen und geistreichen Mädchen etwa noch an aristokratischer Tournüre fehlte, wäre ihr leicht beizubringen gewesen. Noch wußte sie jedoch nichts von dem bezüglichen Plane und ebensowenig hatte Ralph eine Ahnung wohin die Ab=

sichten des Fabrikanten zielten, der sich stets so demokratisch geberdet hatte.

Als ihn die Baronin aufgefordert, mit ihr und Gertrude die Schritte zu berathen, die zur Gründung seines Liebes- und Lebensglückes nothwendig seien, hatte er sich ausgebeten, seinen Freund Fritz Schönholz zur Berathung beiziehen zu dürfen, schon weil derselbe Gertruden's Vater, seinen Charakter und die Motive, die auf ihn zu wirken vermochten, genau kennen gelernt hatte.

Es war keine geringe Ueberraschung für Gertrude und die beiden jungen Männer, als ihnen die Baronin die Mittheilung machte, daß die Erhebung Ralph's in den Freiherrnstand die Bedingung sei, unter welcher Ledermann seine Zustimmung zur Heirat geben wollte, und hinzufügte, daß sich dafür auch mit Geschicklichkeit und Geduld in der That Einiges thun ließe.

Die Baronin blickte nach diesen Worten gespannt auf Ralph und ebenso die Anderen, da doch von ihm allein die nächste Entscheidung abhing. Er aber war blaß geworden und sagte einfach doch bestimmt:

„Das ist unmöglich."

Noch glaubte die Baronin diese Behauptung der Schwierigkeit der Ausführung beimessen zu dürfen, allein er enttäuschte sie bald. Ohne zu irgend welchem Pathos Zuflucht zu nehmen, sagte er:

„Ich bin von bürgerlicher Abkunft und Gesinnung. Das ist heutzutage zugleich ein Glück und eine Mission. Haben die Adeligen bisher als eine besondere Gunst

des Schicksals betrachten können, daß sie schon durch die Geburt auf einen hervorragenden Posten gestellt sind, so hat die Revolution dieses Jahres bei allen Thorheiten und Schlechtigkeiten, die sie mit sich führt, doch das Gute, endlich den Bürger auf einen hohen Posten gestellt zu haben. Noch ist seine Aufgabe der Welt nicht völlig klar geworden. Der Bürger hat nicht nur nach oben sein Recht, sondern nach unten seine Macht zu behaupten. Ihm gehört die Zukunft. Die Revolution ist ein giftspeiender Drache, der aber auch Honig im Maule trägt. Die Hand, die ihm diesen Honig zum Genusse für Alle abnimmt, und der Fuß, der hierauf dem Drachen den Kopf zertritt, gehören einzig und allein dem Bürger. Ich werde niemals dieses Amt aufgeben, dem ich mich mit meinem ganzen Herzen und mit allen meinen Ideen zugeschworen habe."

Er stand auf und ging einige Mal auf und nieder, dann blieb er vor Gertrude stehen und betrachtete sie mit schwimmenden Augen. Sie verstand ihn und reichte ihm die Hand; ohne die Gegenwart der Anderen wäre sie ihm um den Hals gefallen.

„Wir müssen warten," sagte sie leise.

„Es ist also kein Verrath an meiner Liebe", sprach er laut, „wenn ich handle, wie ich denke, selbst dem Schmerze zum Trotz! Es ist ein himmlisches Glück, das wir zurückstoßen."

„Wir wären nie glücklich geworden", sagte sie muthiger, „wenn wir uns dem Lebenskreise entrissen hätten, bei dem unsere wahre Herzensmeinung ist."

So schied man still und traurig von einander. Gertrude wurde im Wagen in ihr Hôtel gebracht, Ralph ging gesenkten Hauptes durch die Straßen nach Hause und Fritz, der niemals Lust hatte, der Compagnon müßigen Trübsinns zu sein, verabschiedete sich von Ralph unter dem Vorwande, daß gerade Schluß des Theaters sei und er versuchen müsse, eine kleine Schauspielerin, die erst in der letzten Scene auftritt, herauszurufen.

In Wahrheit aber wußte er, daß sein neuer Freund Ledermann in diesem Augenblicke hartnäckig bei der Flasche saß, in einer richtigen Weinstube, die Fritz selbst für ihn heraus gefunden hatte, in einem kühlen Kellergewölbe, wo es manchen einsamen Winkel gab, um sich bei einem guten Tropfen ungenirt der Maske würdevoller Hoheit entäußern zu können.

Mit beflügelten Schritten suchte Fritz Schönholz diese trauliche Stätte auf. Denn er hatte zwar allen Grund zu glauben, daß der ausgezeichnete Mann schon etwas für den Durst vertrüge, fürchtete aber dennoch, ihn für die Unterhandlung, die er nun mit ihm pflegen wollte, nicht mehr im wünschenswerthen Grade nüchtern zu finden.

Darin hatte sich Fritz Schönholz getäuscht. Er fand zwar den Gesuchten auf dem Platze, aber offenbar wollte Ledermann mehr ungestört träumen als ungestört trinken. Der Gedanke, Schwiegervater eines Freiherrn zu werden und seine eigene Tochter einst mit „Frau Baronin“ anreden zu dürfen, vor Allem aber

das gebietende Haupt dieser freiherrlichen Familie zu sein, ihr als hochangesehener Besitzer von Jaroschnigg zu präsidiren, berauschte ihn dermaßen, daß er des Weines weniger bedürftig war.

Aber auch diese Art von Rausch macht schwatzhaft und Fritz brauchte nicht lange zu forschen, um die Ingredienzen der angenehmen Betäubung zu erkennen, die den würdigen Herrn ergriffen hatte.

Melancholisch senkte jedoch der Jüngling hierauf das Haupt und machte alle Geberden, durch die sich eine höchst düstere Weltanschauung stumm ausdrücken läßt. Die stille Frage, die das gespannte Auge des alten Mannes an ihn richtete, beantwortete Fritz, indem er sich wie bewußtlos, wie in Verlorenheit der Gedanken der Flasche Ledermanns bemächtigte und nachdem er ein Glas ganz und das nächste zur Hälfte geleert hatte, mit finsterem Gesichte die Worte hervorstieß:

„Ich bin getäuscht worden und habe darum auch Sie irregeführt, mein theurer, hochverehrter Freund. Werden Sie mir verzeihen können?"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich habe mich in meinem Kameraden, in Ralph Bodenwerth getäuscht. Als ich Ihnen rieth, sich mit dieser Familie zu verbinden, glaubte ich Ihnen, dem gesinnungstreuen Radicalen, einen Demokraten zum Schwiegersohne zu geben. Kaum aber hatte Ralph heute vernommen, daß ihm die Erhebung in den Adelsstand bevorstehe, als der Aristokrat unvermuthet in ihm aufschoß und er sich sogleich mit einem Hochmuthe be-

nahm, daß mir das Mark in den Knochen gefror. Ich suche noch immer, mich zu erwärmen."

Fritz trank das Glas leer und goß von Neuem voll.

„Nun," sagte Ledermann mit bedächtigem Lächeln, „für die Würde, die ihm bevorsteht, für die Stellung, die er jetzt bekleiden soll, wäre dies ja gerade das richtige Benehmen."

„O Sie unschuldiger, Sie harmloser Mann, Sie ahnen nicht die Folgen, die sich daraus ergeben werden! Wissen Sie, daß er sogleich erklärte, alle seine früheren Verbindungen schroff abbrechen zu wollen? Und wissen Sie auch, wer das erste Opfer sein soll? Niemand als Sie selbst, sein eigener Schwiegervater. Sobald er Baron ist, hat er erklärt, dürfen Sie, der Bürgerliche, ihm nicht mehr in das Haus.

Ledermann war sehr überrascht und erschreckt, doch bat er vorerst um nähere Auseinandersetzungen.

„Sie haben Ihre Flasche leer getrunken," sagte Fritz, „während ich vor Aufregung und Schmerz noch keinen Tropfen über die Lippen brachte. Trinken Sie noch eine Flasche, damit ich wenigstens sehe, daß man in dieser Welt, der erbärmlichen, noch etwas genießen kann; dann will ich Ihnen meine Rathschläge unterbreiten."

Bei der neuen Flasche schilderte nun Fritz die Manieren, die Ralph als Baron anzunehmen beabsichtigte, die Gesellschaft, die ihn umgeben sollte, und wie er unausgesetzt dahin trachten würde, den Fabrikanten, dem so nahe verwandt zu sein, von dem

Sohn genannt zu werden, ihm nach seiner Ansicht eine unerträgliche Schande wäre, mehr und mehr, und zwar durch namenlose Demüthigungen aus seiner Nähe zu entfernen.

Ledermann war im höchsten Grade entrüstet und brach auf. Fritz, der zu weit gegangen zu sein fürchtete, gab den Rath, vorläufig zu schweigen und Ralph selbst zu beobachten. Vielleicht, daß dieser nach dem ersten Taumel sich gefügiger zeigen werde. Dies versprach Ledermann, als er vor seinem Hotel von Fritz Abschied nahm.

Der junge Mann trank schwarzen Kaffee und stieg dann sinnend zu seiner Dachkammer hinauf, wo er Ralph bei der Studirlampe fand und ihm die Unterredung in der Weinstube erzählte. Ralph war einer scherzhaften Auffassung der Dinge immer zugeneigt gewesen, jetzt aber widerstrebte es ihm, eine solche mit dem Ernste seines Lebens zu verbinden. Indessen sah er ein, daß die Rolle, die ihm Fritz zu spielen zumuthete, discret durchgeführt, den Ernst des Zweckes hier allein fördern konnte. Schon am nächsten Tage hatte Ledermann Gelegenheit, zwar nicht in den grellen Farben, die ihm Fritz vorgemalt, aber durch Feinheit um so einschneidender eine kränkend ablehnende Haltung wahrzunehmen. Es bedurfte nur noch eines Anstoßes von Fritz, um den Verletzten zu einem Acte majestätischer Entschlossenheit zu bringen, wobei jedoch Fritz, auf den Tact und die Klugheit Gertrudens sich verlassend, die

richtige Lenkung nach dem Zielpunkte nicht zu verlieren trachtete.

„Sie haben mir anvertraut," sagte er zu Ledermann, „daß Sie abbrechen und abreisen würden, wenn Ihr Fräulein Tochter nicht Ihre Erklärung vor der Baronin, unter welcher Bedingung Sie der Heirath zustimmen würden, als ein von Ihnen gegebenes Ehrenwort betrachtete. Diese Auffassung geht aus der innigen Liebe des Mädchens hervor. Mir aber will scheinen, daß Ralph solche Liebe nicht verdiene, daß es sich für ihn bei der ganzen Sache nur um die Baronie handle."

Als Ledermann diese Aeußerung, als ob sie seine eigene Wahrnehmung wäre, dem Mädchen mittheilte, schien Getrude so bestürzt und gekränkt zu sein, daß der zärtliche Vater ihr vorschlug, Ralph auf die Probe zu stellen. Dieser wurde zu einer Zusammenkunft berufen und wie immer mit dem Anstriche, als ob er von der Tribüne herabspräche, sagte Ledermann:

„Nach schweren Kämpfen, nach langen Bedenken gab ich meine Einwilligung zu einer Verbindung, die — die — ja, ich habe Ihnen sogar das Zugeständniß gemacht, trotz meiner demokratischen Parteistellung in Ihre Standeserhöhung zu willigen. Was thut man nicht, wenn man Vater ist? Aber eben darum — ich muß mit Staunen, mit Schmerz, mit Wehmuth, mit Abscheu bemerken, wie der aristokratische Dünkel Ihnen noch über die Gefühle des Liebenden zu gehen scheint. Sie wissen aber, das Wohl des Staates: suprema lex, hier das Wohl des Kindes — und so erkläre ich Ihnen

denn, wenn auch im Widerspruch mit meiner früheren Erklärung, aber durch die Sorgfalt für mein Kind gezwungen, daß ich in die Heirath nur willige, wenn Sie auf die Baronie verzichten und wie ich selbst ein einfacher, schlichter Bürgersmann bleiben."

Statt aller Antwort flogen sich die Liebenden mit Jauchzen in die Arme. Als sich Ledermann genügend von der Aufrichtigkeit der Leidenschaft in Ralph überzeugt hatte, sollte erst der großartigste Effect ausgespielt werden: Die Forderung der Bürgerlichkeit wäre nur eine Probe gewesen und Ralph dürfe Baron werden, so viel er wolle. Jetzt aber wurde Ledermann zu seinem Erstaunen die Umwendung seines Wortes nicht mehr gestattet und Alles, was er erreichte, war die Clausel im Heirathscontracte, daß er sich Besitzer des Gutes Jaroschnigg nennen dürfe, welches er jedoch der Baronin Wardegg, so lange sie lebe, als ihren Witwensitz überlassen müsse. Ralph wohnte mit seiner Frau auf dem Schlosse und arbeitete eifrig an dem landwirthschaftlichen Ertrage des Gutes, welches die schuldenfrei gewordene Mitgift seiner Frau bildete. Fritz Schönholz war dabei sein erster Beamter.

Nach dem Tode der Baronin zog Ledermann auf das Gut, wo er jetzt nach fast dreißig Jahren starb, in seinen Kindern und Nachkommen Erinnerungen von der Art zurücklassend, wie ich hier eine mitzutheilen versucht habe. Einen Achtundvierziger wie ihn wird die Welt nicht mehr sehen; mag Niemand unersetzlich sein — einen Thomas Ledermann wird Niemand ersetzen können.

Kleine Memoiren.

(1876.)

I.

Es war einmal ein Hypochonder, dem der Arzt das Reiten empfohlen hatte. Der Leidende war dieser ritterlichen Kunst sehr wenig mächtig. Eines Morgens hatte er eben seinen nicht allzufeurigen Renner bestiegen, als ein Freund des Weges kam und fragte: „Wohin reiten Sie denn?" — „Ach!" erwiderte der Hypochonder seufzend, „wenn ich dies wüßte! Wohin es dem Gaul beliebt". — Das Pferd lief mit ihm spazieren.

Kein Mensch hat eigentlich das Recht, diesen Reiter zu verlachen, ihn sonderbar oder ungeschickt zu finden, selbst nicht der Führer eines Cavallerieregiments oder der erste Künstler einer Circusgesellschaft. Denn auch sie, wie wir Alle, reiten ein — Schicksal, das sie zu beherrschen und zu lenken glauben, während sie nach seinem Willen an ein Ziel getragen werden, das sie nicht im Voraus zu bestimmen wußten. So bin

ich, ein Oesterreicher in den Jahren, die man deßhalb „die besten" nennt, weil sie nicht mehr die guten sind, zu bleibendem Aufenthalte nach Dresden verschlagen worden, wo ich in meiner Jugend manchen Monat der Ferien, des Nichtsthuns durchschwärmt habe, ohne Ahnung, daß ich hier einst die Stätte meiner fleißigsten Thätigkeit werde gründen müssen.

Damals lebten hier noch manche Celebritäten, die theils der ewige Friede unter der Erde, theils der ewige Kampf ums Dasein auf der Erde jetzt entführt hat. Zu den Ersteren gehörte zum Beispiel der sinnige und innige Dichter Reinick, dessen unschuldsvolle Frühlings- und Jugendlieder in den Lesebüchern und Gesangsstunden aller Volksschulen fortklingen. Noch in der Blüthe des Mannesalters stehend, ist er an einem Brustleiden dahingeschieden, nicht anders, als ob die Natur seine Brust besonders dazu bestimmt hätte, sich auszusingen und dann erschöpft zu sein. Er selbst war durch das Leben geschritten, wie ein elegisch ausklingendes Frühlingsgedicht.

Zu den Todten gehört auch schon Wilhelm Wolfsohn, der russisch-deutsche Schriftsteller, der damals in Dresden eine bedeutsame literarische Stellung einnahm. Eigentlich hatte ihn nur eine einzige Production in weiteren Kreisen bekannt gemacht, ein Drama: „Nur eine Seele." Es behandelte die wehmüthigste Seite der russischen Leibeigenschaft, den Fall nämlich, daß ein Mädchen von Geist, Bildung und edlem Gemüth auch nur eine willenlose Sache, eine „Seele" sein mußte.

Denn bekanntlich wurden die Leibeigenen Seelen genannt, mit einer grausamen Aufrichtigkeit, die den ganzen Umfang dieser Herrschaft über den Menschen bezeichnete. Kaum hatte das sehr wirksam abgefaßte Schauspiel Wolfsohn's Erfolge zu ernten begonnen, als Rußland, der Schriftstellerei niemals günstig gesinnt, dem armen Literaten den Tort spielte, die Leibeigenschaft aufzuheben. Da war nun mit Einem Schlage dem Stücke die oppositionelle Spitze und damit die Wirkung abgebrochen, und heimlich mochte Wolfsohn bitter darüber klagen, daß Rußland so boshaft edelmütig war, was der Dichter mit dramatischem Wehgeschrei verlangte, mit gütigster Grausamkeit zu erfüllen. Die gerühmte „Tragweite" wollte zufällig nicht weit tragen, und Wolfsohn, der noch mehrere Stücke schrieb, hat mit keinem mehr irgend einen Erfolg zu erzielen vermocht.

Er war eine zierliche Erscheinung, im geselligen Leben ein vortrefflicher Causeur, in seinem ganzen Wesen ein verspäteter Pariser Abbé aus der Roccocozeit. Was er der Literatur Bleibendes hinterließ, ist seine Uebersetzung russischer Novellisten, drei Bände, die vom ewig Romane und Erzählungen verschlingenden deutschen Publikum viel zu wenig genossen wurden. Merkwürdigerweise fand ich darin leise Anklänge an eine Familiengeschichte, die sich damals in Dresden zugetragen hatte, und es bleibt zweifelhaft, ob sie Wolfsohn dem russischen Dichter mittheilte, oder ob das Leben, wie dies zuweilen geschieht, einem Dichter nachschuf, oder endlich

ob die ganze Aehnlichkeit nur in meiner Einbildung vorhanden ist.

Es lebte nämlich damals in Dresden ein hochgestellter Beamter, dem ich den Titel Präsident geben will, obgleich er vielleicht einen noch höheren geführt hat. Er war von altem polnischen Adel, Vorfahren vor ihm waren schon unter dem Churfürsten von Sachsen, der zugleich König von Polen war, unter August dem Starken, nach Deutschland gekommen. Mehr aber besaß er nicht als seinen alten Adel, sein verhältnißmäßig wenig einträgliches Amt und eine wunderschöne Tochter. Denn den negativen Besitz von Schulden kann man nicht als ein Haben bezeichnen, wie viele er auch deren haben mochte. Nun wollte es aber sein guter Stern, daß sich in seine schöne Tochter Ludmilla einer der reichsten Edelleute verliebte, an den Küsten der Ostsee viel begütert, ein unabhängiger junger Mann von einnehmender Erscheinung, sanfter Gemüthsart und einer mit allen Ideen der Neuzeit vertrauten Bildung.

Da ihn nun das schöne Mädchen wieder zu lieben schien, so wäre das Glück in seiner nichtssagenden, aber unendlich viel bedeutenden Einfachheit vorgelegen, und der Romanschreiber, der von Conflicten, also vom Unglücke lebt, hätte nichts damit zu thun. Allein das Schicksal sitzt nicht in den Verhältnissen, sondern in den Charakteren der Menschen.

Dem jungen verliebten Cavalier Oswald, der eine unausgebildete Anlage zum grübelnden Philosophen

besaß, fiel es bei, als er in die finanzielle Lage seiner künftigen Familie Einblick gewonnen hatte, das Mädchen könnte ihn nur um des Geldes willen heiraten wollen, bloß um den Angehörigen dadurch eine Retterin zu werden, und ihn nicht wirklich lieben. Mit furchtbarer Gewalt durchwühlte dieser Zweifel sein Gemüth. Eine edle Natur aber geht stets den kürzesten Weg zur Ermittelung der Wahrheit, den von Vertrauen und Liebe selbst vorgezeichneten Pfad. Mit einiger Scheu und in sehr gewählten Worten, aber unumwunden und offen trug er seiner Braut die Zweifel vor, die ihn quälten. Ihm antwortete eine Entrüstung, die ihn überzeugen mußte, die mindestens seine ganze Denkkraft auf die Bemühung ablenken mußte, die tief verletzte Ludmilla zu beschwichtigen, zu versöhnen, den traulichen Verkehr mit ihr wieder herzustellen.

Allein solcher Zweifel gleicht in moralischer Beziehung dem schrecklichen physischen Leiden, das man Krebs nennt und das scheinbar gestillt immer wieder sein Zerstörungswerk beginnt. Bald erkannte Ludmilla selbst, was ihren Verlobten wieder heimlich quälte, sie sprach es selbst aus, sie sah aber auch, daß selbst die Empörung ihres Gefühls nicht mehr im Stande war, ihn gänzlich zu beruhigen. Und da sie ihn in der That leidenschaftlich liebte und nicht von ihm lassen wollte, was blieb ihr übrig, als Versicherungen, Schwüre, Thränen?

„O,“ sagte Oswald tief bekümmert, „es wäre ja kein Verbrechen, nichts Schmähliches, wenn es so wäre, wenn Du mich nicht wirklich liebtest. Ohne Erröthen könntest

Du mir die Wahrheit sagen, daß Du durch die Verbindung mit mir die Verhältnisse der Deinen arrangiren willst. Dein Vater hat mir darüber, als ich um Dich warb, gleich klaren Wein eingeschenkt. Er könne seine Tochter nur Demjenigen geben, der ihr ein genügendes Capital als alleiniges Eigenthum zuspreche, um daß es ihr möglich sei, ihren Vater der Verzweiflung und dem Untergange zu entreißen. Gestehe, Ludmilla, daß dies für Deinen Edelmuth eine würdige Aufgabe ist. Und Du hast nicht das Mißlingen zu fürchten, wenn Du mir aufrichtig bekennst, daß Du Dich nur opferst, daß Du ohne den edlen Zweck, Deinem Vater ein Schutzengel zu sein, mich nicht wählen würdest, daß ich das Ideal nicht verwirkliche, das Du Dir unter einem Deiner würdigen Gatten denkst. Gestehe mir die Wahrheit, und ich lasse zwar von Dir ab und erspare Dir das Opfer, aber ich trage Sorge dafür, daß Dein Zweck dennoch erreicht werde. Leicht ist es mir, Deinem Vater durch dritte Hand, scheinbar auf das verschuldete Gut, das ihm noch geblieben ist, eine Summe vorzustrecken, die ihm aufhilft. Ich schwöre Dir, dies soll geschehen, aber sage mir die Wahrheit."

„Die Wahrheit ist, daß ich Dich liebe", erwiderte Ludmilla, „wie könnte es auch anders sein, ich habe nicht zu heucheln und zu lügen gelernt".

Sie strich mit ihrer weichen Hand über seine finstere Stirne, sie küßte ihn; er lächelte wieder, ein sonniger Traum umspielte Beide wieder mit seinen Zukunftsbildern, bis nach wenigen Tagen in seinen

Blicken, Mienen, in seinem Wesen und Verhalten die frühere Pein abermals sichtbar wurde, endlich auch seine früheren Worte sich wiederholten.

Wodurch wäre er zu überzeugen? dachte Ludmilla; weder Zorn noch Liebe, weder Eide noch Küsse haben die Ueberredungskraft, ihn zu beruhigen. Welche Zukunft eröffnet sich mir dann erst in der Ehe, bei der steten Wiederkehr des Zweifels an meiner Liebe! Und wenn ich auch nicht an mich, wenn ich nur an ihn denke — kann er leben unter der ewigen Folter des Gedankens, er wäre verrathen, er wäre an ein liebloses Weib geschmiedet worden zu einem Zweck, der ihn nichts angeht! Die Wahrheit hilft hier nicht, sie erschöpft hier vergebens die ganze Beredsamkeit; so kann denn nur die Unwahrheit helfen in der Maske der schneidendsten Wahrheit. Er wird mich verlassen, hassen, verabscheuen; er wird ein großes Unglück tragen, aber die stets sich erneuernde Pein und Qual des Zweifels wird von ihm genommen sein.

Noch einige Zeit trug Ludmilla diesen Gedanken bei sich in schwankender Erwägung. Als sich aber eines Tages die aufregenden Scenen des Zweifels abermals wiederholten, da kam sie zum Entschlusse und führte ihn rasch aus. Sie sank plötzlich zu seinen Füßen nieder und bat ihn um Verzeihung, ihn so lange getäuscht zu haben. Kindliche Liebe allein hätte sie dahingeführt, seine Hand anzunehmen, falsche Scham allein sie so lange abgehalten, dies Geständniß abzulegen. Nun, da er sie aber so ganz und gründlich durchschaue,

nun hätte sie nicht mehr die Kraft, die Comödie fortzusetzen. Vielleicht werde der Muth der Wahrheit, den sie endlich gefunden, in seinem Andenken ein milderes Licht auf sie fallen lassen. Er möge sie vergessen, ihr vergeben.

Er wurde todtenbleich und verließ sie und die Stadt auf der Stelle.

Was daraus geworden ist? Zwei Jahre später waren Oswald und Ludmilla vermählt. Auf dem Weg bis zu diesem Ziel liegt eine Fülle psychologischer Geheimnisse, die aufzudecken nur einem Romandichter und nicht mir obliegen würde, der ich hier nur Thatsachen zu berichten habe. Daß der Vater Ludmillas die finanzielle Hilfe nicht annehmen konnte, die ihm in der That sogleich war angeboten worden, dafür sorgte seine Tochter in sehr einfacher Weise, indem sie ihm den Zusammenhang der Dinge erklärte, was seiner Ehre verbot, die Hilfe anzunehmen. Vielleicht trug dieser Umstand bei, Oswald die Augen zu öffnen; vielleicht erschloß sie ihm völlig eine spätere Werbung, die Ludmilla trotz aller Vortheile mit dem offenen Bekenntnisse zurückwies, daß sie Oswald liebe und daher keines Anderen sein könne.

Man sagt zwar, das Leben bringe noch merkwürdigere Begebenheiten zu Wege, als die Erfindung der Romanschreiber, allein das Leben giebt über die innere Beschaffenheit dieser Begebenheiten keinen Aufschluß. Diesen ertheilt nur der Dichter. Denn nur dem Fabulisten ist es gegeben — die Wahrheit zu enthüllen.

II.

Zu den literarischen „Sehenswürdigkeiten" Dresdens vor einem Viertel-Jahrhundert gehörte mehr noch als Reinick oder Wolfsohn, der von den Erfahrungen in einer allzukühlen Welt nun ebenfalls in kühler Erde ausruhende Otto Ludwig. Seine Erscheinung war die eines spanischen Ritters im Mittelalter: eine hagere Gestalt, ein lang gezogenes Gesicht mit romantischem Barte und edlen Charakters. Die ideale Erscheinung bewegte sich inmitten der am meisten realistischen Bestandtheile echt deutscher Poetendürftigkeit. Otto Ludwig wohnte in Dresden im sogenannten Trompeterschlößchen, einem alten Hause, das wegen seiner Verfallenheit einer alten Ritterburg zu vergleichen war, und von dieser Seite allerdings zur ritterlichen Erscheinung des Dichters zu stimmen schien. Wenn man ihn aber krank und gebrochen zwischen den Hecken sitzen sah, die seinen ganzen Sommergenuß ausmachten, umgeben von den

an Schnüren hängenden Unterziehhosen, welche die armen Leute, die im Hause wuschen, hier trocknen ließen, dann empfand man bei der erzwungenen Gegenüberstellung des in seiner Art großen Poeten mit den — Inexpressibles in der That etwas — Unaussprechliches.

Unaussprechlich ist das Elend, das bis in die neueste Zeit unter allen Jüngern der Künste gerade die deutschen Dichter zu ertragen haben, so daß „der arme Poet“ nur in der künstlerischen Behandlung, nicht aber im Leben veraltet ist und noch immer einen Vorwurf bildet im ganzen Doppelsinn dieses Wortes, sowohl als Stoff, wie als Anklage.

Der Reiz tiefsinniger Art, den die mündliche Unterhaltung mit Otto Ludwig bot, blieb eine geheimnißvolle Erinnerung der Wenigen, die den Unglücklichen und schon deßhalb in dieser Welt Vereinsamten von Zeit zu Zeit besuchten. Diese schweigen darüber, weil sie die Umstände nicht deutlich wieder zu geben wüßten, unter denen Otto Ludwig's beständige Gedankenarbeit, wenn sie sich mündlich darlegte, ihren Effect gewann und ihren Eindruck übte. So wird ein Theil des Besten, was der Mensch hervorbrachte, spurlos der Vergessenheit überantwortet, und wie sollte man sich darüber beklagen, wo das Hervorgebrachte in das verwehende Wort gekleidet war, wenn selbst außerordentlich viel von Demjenigen, was aufgeschrieben und gedruckt wird, dasselbe Schicksal erleidet? Berühmte, ja unsterbliche Bücher verfallen zuweilen im Wesentlichen ebensosehr der Vergessenheit, wie verhallende Worte. Wenn jene Bücher

auch immerwährend in Ruf bleiben — der Ruf ist ein Schall, der eben nur in die Ohren dringt, und was nicht mehr gelesen wird, das dringt auch nicht als Erkenntniß oder Genuß in die Seele. Wie viel von der Production Otto Ludwig's steht in Ruf, ohne eigentlich gekannt zu sein! Ist es nicht das düstere Fatum, das einen deutschen Poeten noch über das Grab hinaus verfolgt, wenn der Verfasser des „Erbförster", der Dichter, dessen Namen und Werke heute kein Schulbuch der Literaturgeschichte mehr übergehen dürfte, trotzdem keinen Buchhändler bis zum heutigen Tage fand, muthig oder vertrauend genug auf die Empfänglichkeit des deutschen Volkes, um eine Gesammtausgabe der Werke Otto Ludwig's erscheinen zu lassen.

Wenn es auch zum Gemeinplatze geworden ist, über den Mangel an großen Talenten zu klagen, die, wie man zu sagen liebt, nur alle hundert Jahre einmal geboren werden, so ist doch die Production, wenn auch nicht des Kunstvollendeten, doch des Geistvollen, Gedankenschweren, Scharf- und Tiefsinnigen, Anregenden und Gemütserfreuenden immer in einem größeren Maße in der Welt vorhanden, als die Aufnahmsfähigkeit des Publicums erreicht. Wenn man in einer reichen Bibliothek steht und die beträchtliche Anzahl von Denkern und Dichtern übersieht, die, während der Glanz ihres Namens ungeschwächt blieb, auch von den Gebildeten nicht mehr gelesen, im Wesentlichen nicht gekannt, noch weniger im Einzelnen gebührend gewürdigt werden, so kann dies mehr als jede andere Erfahrung melancholisch

stimmen, mit dem traurigen Bewußtsein einer immensen Nutzlosigkeit des Daseins erfüllen.

Zu solchen Betrachtungen ist gerade Dresden sehr geeignet, wo die literarische Thätigkeit sich niemals in raschen, journalistischen Erfolgen verwerthete, wo der Mangel großstädtischen Treibens auch den an Empfänglichkeit für den vergänglichen Glanz des Geistes, für das Feuilleton, wie es in großen Städten herrscht, mit sich führt. In Dresden lebten stets bedeutende Schriftsteller, um sich im Stillen zu sammeln und dann mit großen, lange Dauer beanspruchenden Leistungen hervorzutreten. Wenn man die Umgebung, die sogenannte sächsische Schweiz durchstreift, so kann man sich im Amselgrund etwas Curioses bestellen: einen Wasserfall. Ueber eine Höhle, das Amselloch, sickert das Wasser eines Baches herab; auf Bestellung wird das Wasser eine zeitlang gestaut und stürzt dann, plötzlich losgelassen, mit der Gewalt eines imposanten Wasserfalls herab. Aehnlich war es mit manchem interessanten Literaturwerk, das hier entstand, das Ergebniß einer langen Sammlung und eines plötzlichen Hervorbrechens. Als Beispiel nenne ich: „Die Ritter vom Geiste".

Carl Gutzkow lebte in der Zeit, der diese Erinnerungen gelten, mit seiner Familie in Dresden. Er wohnte in der Lindenstraße, im „englischen Viertel". Dieser jetzt eleganteste Theil Dresdens war damals noch nicht völlig ausgebaut, es fehlten ihm sogar noch wichtige Verbindungsstraßen mit der inneren Stadt, zu der man über unangenehme Baustätten und zum

Theil auf Feldwegen gelangen mußte. Seinen Reiz empfing das Viertel von der ihm zugehörenden öffentlichen Promenade, der „Bürgerwiese", und der Nähe ländlicher Umgebung, sowie vorzüglich des herrlichen „Großen Gartens". Diese Vorzüge und die damit verbundene Frische und Reinheit der Luft bewogen die zahlreich in Dresden sich ansiedelnden Engländer gerade in diesem Stadttheile Wohnung zu nehmen, unbekümmert um sein primitives Aussehen und die Entfernung der wichtigsten Kaufmannsläden. Es zeigte sich aber wieder, was der Engländer auf dem Continente durchzusetzen im Stande ist: der Berg kam zum Propheten, Dresden mit seiner Eleganz und seinen Gewerben zog ihnen nach, da sie nicht zu ihm kommen wollten. Gegenwärtig wohnt man am schönsten und bequemsten im „englischen Viertel", von welchem ganze Straßen, die Goethe-, die Beuststraße, aus zwei Reihen der zierlichsten, ganz von Gärten umgebenen Villen bestehen. Insoferne Dresden einen Volkswitz hat, kann man es diesem zuschreiben, wenn es von manchen dieser prächtigen Wohnstätten heißt: „Des Menschen Villa ist sein Himmelreich".

Damals war, wie bemerkt, das Viertel nur ein Anfang. Die Lindenstraße, hart an der Bürgerwiese, barg das Haus, in welchem Carl Gutzkow ein anmuthiges Familienleben führte und ununterbrochen literarisch thätig war. Wer ihn nur als Schriftsteller kennt und persönlich nur in seinen Beziehungen zur Oeffentlichkeit, die ihn oft abstoßend und mißtrauisch erscheinen ließen, der macht sich keine Vorstellung von der Milde und Güte,

die sein Wesen beseelen, wo er sich unbefangen zeigen kann, ohne Rücksicht auf literarische Interessen, im Familienkreise, unter den wenigen Freunden, die er diesem vertraulich zuzieht. Ein sinniges Vergnügen war es mir, zuweilen in seinem Arbeitszimmer zu stehen. Aus den Fenstern desselben sah man weder auf städtisches Treiben, noch auf eine Landschaft von einem bestimmten localen Charakter; man sah auf die einfachen unabsehbar sich dahinziehenden Ackerfelder. Felder aber sind eine stille friedliche Repräsentanz der Bedürfnisse der Gesammtwelt und wohl geeignet, daß der ungestörte Ausblick auf sie einem Schriftsteller, der nicht für eine einzelne Stadt, der für die Welt schreibt, die kosmopolitische Stimmung und Anregung verschaffe und bewahre.

Carl Gutzkow war damals auch mit der ersten Grundlegung zu der seitdem so vielfach segensreich gewordenen Schillerstiftung beschäftigt. Der mächtigste Förderer derselben lebte damals in Dresden: Major von Serre, der durch die von ihm mit unsäglichen Mühen veranstaltete und durchgeführte Schillerlotterie der Stiftung den namhaftesten Theil ihres Besitzes zuleitete. Major von Serre bewährte eine altfranzösisch-edelmännische, in Deutschland fast untergegangene Auffassung der Geselligkeit. Ich erinnere mich eines Sommertages, als er eine große Anzahl von Männern, worunter hervorragende Notabilitäten der Kunst und Literatur, und Frauen, worunter die wenigen schönen und eleganten, die Dresden besaß, auf sein Gut Maxen geladen hatte.

Schon am frühen Morgen holten bequeme große Wagen die Gäste ab und brachten sie auf das Gut hinaus, wo in den Gemächern dafür gesorgt war, daß die Ankommenden ihre Toiletten restauriren konnten, in den Gärten aber ein „Vogelschießen" veranstaltet war. Auf einer Reihe von Tischen sah man allerliebste kleine und große Gaben, eine Industrie-Ausstellung von Nippes, jedes einzelne Stück mit einer Nummer versehen. Nummern trug auch über und über der auf hoher Stange aufgerichtete künstliche Vogel, der herabgeschossen werden sollte. Bei jedem glücklichen Bolzenschuß fiel eine Nummer herab, der Schütze empfing den mit derselben Ziffer bezeichneten Gewinn, um ihn derjenigen Dame zu überreichen, welche die correspondirende Nummer schon bei ihrem Erscheinen im Garten aus einer Urne gezogen hatte. Doch kein Mann that zuletzt den Meisterschuß, auf welchen der Vogel selbst sank, sondern ein junges Mädchen von seltener Schönheit. Die Erinnerung an diese holdselige Erscheinung ruft mir auch eine kleine Geschichte ins Gedächtniß, die man immerhin, wenn sie auch auf Thatsachen gestützt ist, für eine Novelle ansehen mag. Man käme dadurch nur der Unvollkommenheit der Darstellungsweise zu Hilfe, der es so selten gelingt, gerade demjenigen, was sich wirklich begab, die Farben des Lebens aufzudrücken.

III.

Ich hatte etwa zwei Jahre früher von Berlin aus eine Ferienreise nach dem Harz angetreten. Viele Berliner lernen ihr ganzes Leben lang kein anderes Gebirge kennen, als ihnen bei diesem beliebten Pfingstausflug nach der Spitze des Blocksberges erschlossen wird, und wenn es wahr wäre, daß auf den Bergen die Freiheit wohne, so wäre erklärt, weßhalb Berlin, das doch auf Meilen keine Berge zu Gesichte bekommen kann, die Stätte einer heilig gehaltenen, selbst in die Erziehung der Frauen und in alle Lebensformen dringenden Disciplin ist.

Im Harz machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der eben zur Universität nach Leipzig abgehen sollte und den schönen Romannamen Roderich führte. Er war der Sohn eines Pastors im Gebiete von Hannover, in einer schönen friedlichen, kleinen Stadt, der man es völlig ansah, daß nichts als Idyllen in

ihr erlebt werden konnten, lauter Voß'sche „Luisen,“ zu denen glücklicherweise die Dichter fehlten.

Roderich schloß sich mir mit jugendlicher Raschheit an, ich mußte ihn nach seinem Vaterhause begleiten, und da ich schon einigermaßen im Universitätsleben bewandert war, so konnte ich den ehrwürdigen Eltern Auskunft und Beruhigung geben. Sie zitterten sehr vor den Gefahren, denen die Sittlichkeit eines deutschen Studenten ausgesetzt sein sollte. Dies war ohne Zweifel auch der Grund, aus dem sie ihre Zustimmung zu einer frühzeitigen Verlobung des außerordentlich schönen jungen Mannes gegeben hatten.

Lisbeth, die Braut Roderich's, wohnte in derselben Stadt und gehörte einer etwas pietistischen Kaufmannsfamilie an. Das schöne Mädchen, das bei dem Feste auf dem Gute des Majors von Serre Schützenkönigin geworden war, hatte mich an Lisbeth erinnert, weil beide Mädchen den Typus der deutschen Jungfrau in idealer Vollkommenheit repräsentirten. Dichtes hochblondes Haar, gluthvolle blaue Augen, ein kleiner Rosenmund, der, wenn er sich zum Lächeln öffnete, weiße Zähne schimmern ließ — ich fürchte in den Stil Clauren's oder der Almanache von 1820 zu verfallen, wenn ich mich in weiterer Schilderung ergehe. Kurz, ich überzeugte mich, daß jener Stil seine Berechtigung im wirklichen Leben hatte.

Während Lisbeth mit schwärmerischer Innigkeit an ihrem Verlobten hing, war es, so weit ich trotz meiner eigenen jugendlichen Unerfahrenheit zu erkennen

vermochte, nicht gerade Leidenschaft, was Roderich fesselte. Er liebte sie mit fröhlicher Herzlichkeit, ohne gerade von Sehnsucht verzehrt zu sein, wenn er einige Tage von ihr getrennt war; schon Bräutigam zu heißen, schien ihm weit mehr eine Befriedigung seines Mannesstolzes, als seiner Gefühle zu sein. Doch als der Abschiedsabend kam, der dem Morgen seiner Abreise zur Universität vorherging, da war ich Zeuge, daß auch er tief ergriffen sein konnte. Unaufhörlich kehrte er mit mir in der schönen milden Nacht zur Gartenpforte ihres Hauses zurück, wenn er das seine schon erreicht hatte. In jenem Garten waren die letzten Umarmungen getauscht, die letzten Treueschwüre gesprochen worden; man hatte Andenken gewechselt, kleine Gaben zur Erinnerung, man hatte mit Thränen im Auge von der seligen Zukunft geschwärmt, da er, ein Doctor der Theologie geworden, die Geliebte diesem Hause für immer entführen werde. Bald hätte die Lerche oder sogar der Hahn sich vernehmen lassen, eh' man endlich schied.

Am nächsten Tage reisten wir einige Stationen gemeinsam, dann verließ ich Roderich, um Jahre nichts mehr von ihm zu hören.

In Dresden, bald nach meiner ersten Ankunft in dieser Stadt, ward mir ein kleines Abenteuer zu Theil. Damals, wie heute noch, war es schon etwas Seltsames, einem wirklich schönen Frauenzimmer in Dresden zu begegnen. An den Orten, wo sich die Fremden am meisten versammeln, im Theater, auf der Terrasse, in den Kunstgalerien, trifft man der holdseligsten Frauen-

erscheinungen nicht wenige, aber dann ist man sicher, daß sie aus England, aus Amerika kommen, daß sie jedenfalls dem Lande nicht angehören. „Die Dresdnerinen sind arm, häßlich und hochmüthig,“ sagte mir einst ein sächsischer Offizier selbst auf dem Dampfschiffe. Was sie zunächst charakterisirt, ist der Mangel an fröhlicher und unbefangener Jugendlichkeit. Ein unreifer Ernst, der nur die strengen, conventionellen Formen des Umganges beständig im Auge hat, lagert auf den weiblichen Erscheinungen und gibt ihnen mit der Zeit das Aussehen, als ob sie immerwährend beleidigt wären. „Was habe ich nur der Böses angethan?“ fragt man sich oft unwillkürlich, wenn man auf der Straße an einem Frauenzimmer vorübergeht und von einem Blick gestreift wird, als ob man für seine eigene Existenz um Verzeihung zu bitten hätte. Um diesen Preis ist auch die lobenswerthe Einfachheit der Toilette zu theuer erkauft.

Und dazu dieser Mangel an harmonischem Gliederbau, an ästhetisch wohlgebildeten Formen des Körpers! Gewiß verschuldet dies der nur in Dresden so übermäßig herrschende Gebrauch der Kinderwagen. Die Kleinen, um nicht getragen werden zu müssen, liegen darin, bei schönstem Wetter in Kissen verpackt und bekommen frühzeitig Säbelbeine und enge Brust. Ich kann versichern, daß Künstler, Schriftsteller, Philosophen, sehr ernsthafte Männer und Familienväter, die Dresden um seiner Kunst- und Naturgenüsse willen unendlich lieben, bloß wegen des Mangels an schönen Frauen fortzogen, denen zuweilen zu begegnen zu jenen Er-

heiterungen des Lebens gehört, die ein ästhetisch gebildeter Sinn nicht missen kann, wenn er sich auch sonst schon an Entsagung gewöhnte.

Ich schätzte es demnach schon als ein Abenteuer, daß ich bei eingetretenem Platzregen unter das Portal eines Palastes flüchtend und die Leute musternd, die gleich mir hier Schutz gesucht hatten, ein auffallend schönes Mädchen entdeckte. Eine vornehme Fremde war dies nicht; der Anzug ließ darüber keinen Zweifel und machte nur ungewiß, ob sie eine schlichte Bürgerstochter, vom Familienkreise eingehegt, oder ein einzeln stehendes Nähmädchen sei.

Die Schöne gab sehr erkennbare Zeichen der Ungeduld über den Regen, der nicht aufhören wollte, und warf dabei einen Blick des Verlangens auf mein — Parapluie. Ich war der Einzige von den Anwesenden, der ein solches mitgenommen hatte, denn der Himmel war vollkommen heiter gewesen und ich wollte es als Sonnenschirm auf einem einsamen ländlichen Spaziergange nach dem nahen Dorfe Plauen gebrauchen.

Der Blick der holden Frauensperson regte mich an, ihr den Regenschirm anzubieten, natürlich nebst meiner dadurch nothwendig werdenden Begleitung. Sie schwankte, zauderte, prüfte den Himmel, fragte nach der Stunde und nahm endlich an. Droschken sind in Dresden mindestens halb so selten, als schöne Frauen, also jedenfalls sehr wenige; eine Droschke zu besteigen, die zufällig aufzufinden war, schlug die von mir Begleitete hartnäckig aus. Sie war wirklich bezaubernd hübsch, wie sich

während ihres Dahinschreitens immer deutlicher erkennen ließ. Der schmale Fuß und der schwungvolle Gang bezeugten die angeborne Aristokratie des weiblichen Geschlechtes, die mitunter von der Natur verliehen wird, unabhängig von Rang und Stand. Haare und Augen waren kohlschwarz, über den rothen geschwellten Lippen lag ein Schatten wie Pfirsichflaum. Sie hätte sich, ohne einem Zweifel zu begegnen, für ein Kind Spaniens oder Italiens ausgeben dürfen.

Sie war aber, wie ihre Sprache verrieth, eine gute Deutsche, dabei einsilbig und zu einer Miene des Verdrusses geneigt, wie eine Dresdnerin. Als sie nach „Antons“ mit mir gelangt war, nach der Neustadt am rechten Ufer der Elbe, blieb sie stehen, um sich zu verabschieden. Sie wäre jetzt gleich zu Hause, und brauche mich nicht länger aufzuhalten. Erst als ich, um nicht zudringlich zu sein, mich von ihr empfahl, wurde ihr Gesicht freundlicher, sie dankte fast mit Herzlichkeit.

Einige Tage später saß ich zur Mittagsstunde bei Torniamenti, damals eine sehr bescheidene Kneipe auf dem Neumarkt, als sich mir plötzlich eine Hand entgegenstreckte, die ich aus Erstaunen und Ungewißheit nicht sogleich ergriff. „Roderich!“ rief ich endlich freudig. Er war es.

„Wie kommen Sie hierher?“

„Nach dem Neumarkt komme ich, weil ich das Galeriegebäude zu besuchen nicht satt werden kann. Aber sonst kann man hier gleich satt werden, wie Sie

sehen; ich konnte es vor Hunger nicht länger mehr aushalten".

„Und wie kommen Sie nach Dresden?" Er that auf diese Frage einen mächtigen Zug aus dem Bierglas und antwortete dann, wie es mir schien, nicht ohne Befangenheit: „Ein Ausflug von einigen Tagen von Leipzig her."

Was ich auf meine Fragen nach seinen Angehörigen und nach seiner Braut erfuhr, machte mir bald klar, daß sich eine große Veränderung zugetragen hatte. Er sagte mir endlich rund heraus, daß die Verlobung mit Lisbeth so viel als rückgängig geworden sei, und auf meine Bemerkung, was der „Papa" dazu sagen werde, empfing ich die Auskunft, daß ihm dies vollständig „Bratwurst" sei.

Bei meiner Theilnahme für den Jüngling und seine Familie konnte ich mich damit nicht beruhigen. Als ich mit einem Eifer, dem er die herzliche Freundschaft abmerken mußte, nach den Ursachen des Zerwürfnisses forschte, da sah er lange trüb vor sich nieder und vergaß sogar weiter zu rauchen, nachdem er die Gabel längst schon mit der Cigarre vertauscht hatte. Endlich sprang er auf und sagte: „Freund! Ich fühle, daß es mir eine Erleichterung wäre, Sie in das Vertrauen zu ziehen, ja daß Sie mir sogar praktischen Nutzen gewähren können. Ich muß aber das Ganze noch erst überlegen und erwägen. Sagen Sie mir einen Ort, wenn möglich in der Neustadt, wo ich Sie heute Abends

im Freien zu einer vertraulichen Unterredung treffen könnte."

Ich nannte das Linke'sche Bad, eine angenehme Restauration an der Elbe.

Als ich nach Sonnenuntergang im Garten des genannten Etablissements saß, wo „Concert" war, das heißt nach Art der Pariser Volksconcerte von einem ansehnlichen Orchester Musikstücke im Freien aufgeführt wurden, war Roderich noch nicht anwesend. Es dauerte aber nicht lange, so sah ich ihn erscheinen und an seinem Arme eine Frauensperson, die ich, bevor mir noch ihr Antlitz sichtbar geworden war, sogleich als dasselbe Mädchen erkannte, das ich einige Tage früher unter meinem Regenschirm begleitet hatte.

IV.

Roderich stellte mich dem Mädchen vor, dem die erneuerte Begegnung ebenso wie mir eine freundliche Ueberraschung zu sein schien, und nachdem er meinen Namen genannt hatte, deutete er auf seine Begleiterin mit den Worten: „Meine Schwester Veronica."

Ich verbeugte mich und meine Züge mochten unverkennbar einige Verblüffung ausgedrückt haben. Doch ließen wir uns vorerst schweigend am Tische nieder; die Musik rauschte gerade gewaltig genug, um daß man ganz dem Lauschen hingegeben sein konnte. Meine Gedanken waren indessen mit dem Scrupel beschäftigt, ob ich bei näherem Forschen an ein delicates Familiengeheimniß rühren würde, das man mir, als ich vor Jahren im Elternhause Roderich's verweilt, vielleicht absichtlich verborgen gehalten hatte. Aufmerksame Beobachtung der beiden jungen Leute vor mir ließ mich nicht die geringste geschwisterliche Aehn-

lichkeit zwischen ihnen wahrnehmen. Die Musik schwieg und ich sagte fast unwillkürlich: „Sie haben eine Schwester, Roderich? davon haben Sie mit mir nie gesprochen. Auch habe ich das Fräulein nicht gesehen, als ich in Ihrer Heimat Gast Ihres Vaters war, ich mußte Sie für das einzige Kind halten." Und fürchtend indiscret zu werden, fügte ich hinzu: „Fräulein Veroncia wird wohl damals noch in irgend einem Erziehungsinstitute sich mit dem Französischen geplagt haben."

„Nein", entgegnete Roderich sehr ernsthaft, während Purpur das Gesicht des Mädchens überzog. „Damals hatte ich noch keine Schwester."

„Wie", rief ich aus, „vor zwei Jahren ist Ihren Eltern ein so schönes Kind geboren worden und seitdem zur Jungfrau herangereift?"

Wir waren sämmtlich jung, wir drei, und ungeachtet des Verfänglichen der Situation brachen wir nach diesen Worten in ein Gelächter aus.

Damit schien mir aber auch der Bann der Verlegenheit gebrochen zu sein und hatte ich die Zumuthung an ein geschwisterliches Verhältniß zu glauben, aus Höflichkeit mit der absichtlichen Einfalt hingenommen, deren Ausdruck in der Physiognomie man ein „Schafsgesicht" nennt, so hielt ich mich jetzt für berechtigt zu erkennen zu geben, daß ich die Sache mit frivoler Gleichgiltigkeit auf sich beruhen lassen wolle. Ich sprach von anderen Dingen und ganz im Tone harmloser Heiterkeit.

Die angenehme Stimmung wollte jedoch auf die jungen Leute nicht übergehen. Sie brachen bald auf und ich konnte nicht umhin, ihnen auf dem Heimweg das Geleite zu geben. Sie wohnten in der nahen Bautzner Straße und bei ihrem Hause angelangt, sprach Veronica zu mir mit ergreifendem Ernste: „Roderich legt so viel Werth auf die Freundschaft mit Ihnen und ich habe heute aus Ihrem Munde erfahren, daß Sie sein Elternhaus besucht haben, das ein Heiligthum meines eigenen Lebens ist, so daß ich es nicht ertragen kann, Ihnen in falschem Lichte zu erscheinen. Bestimmen Sie eine Stunde, zu der ich Sie morgen bei uns erwarten darf, um Ihnen Alles zu erklären."

Roderich nickte beistimmend. Nachdem ich die Stunde zugesagt hatte, forderte er mich auf, noch eine Flasche Wein mit ihm zu trinken, da die Nacht zu schön wäre, um sie ganz zu verschlafen. Wir wünschten Veronica wohl zu ruhen und verließen sie.

Bei der Flasche, die wir uns in einem öffentlichen Garten vorsetzen ließen, sagte der junge Mann: „Sie sehen, wie sehr mir an Ihrer Achtung und Theilnahme gelegen sein muß, da ich die Verlegenheit für Veronica und für mich nicht scheute, Ihnen das Mädchen vorzustellen, Ihr ungläubiges Lächeln hinsichtlich der Beziehung zwischen ihr und mir herauszufordern. Nun aber hören Sie ernsthaft zu und es wäre „touche", wenn Sie dann noch den geringsten Zweifel hegten. Ich fand Vroni, die ich schon in meiner Heimat flüchtig gesehen hatte, in Leipzig wieder vor einem halben

Jahre. Sie war sehr unglücklich, obgleich nicht aus Noth. Sie ist für ihre Verhältnisse ungewöhnlich gebildet und bekleidete in einem reichen Hause die Stelle als Lehrerin eines vierzehnjährigen Mädchens. Vroni wollte in dem Hause nicht als Gouvernante aufgenommen werden. Sie kam um zehn Uhr Vormittags und ging um vier Uhr Nachmittags, übte ihren Zögling in Sprachen uud weiblichen Handarbeiten, wohnte aber für sich allein. Sie empfand solches Alleinsein wie natürlich unangenehm, eine junge Person ist in diesem Falle förmlich Verfolgungen ausgesetzt. Dennoch konnte dies nicht ihr ganzer Kummer sein, dazu war er zu groß und thränenschwer. Ich erfuhr endlich, daß sie in Berlin gewesen war, daß sie dort die Verlobte eines reichen Banquiersohnes geworden und von diesem plötzlich war verlassen worden."

„Sie erkundigte sich genau nach meinem Treiben und meiner Lebensweise. Ich gestehe, daß ich damals kein Musterknabe war. Trinken und Reiten that dem Besuch der Vorlesungen und dem Büffeln Abbruch. Auch führte ich ein Bischen liederliche Wirthschaft und war in Schulden gekommen. Vroni machte mir den Vorschlag, mir ihr in geschwisterlicher Gemeinschaft zu leben; dadurch hätte sie einen männlichen Schutz und ich weibliche Fürsorge. Sie brauchte dann viele Unannehmlichkeiten nicht mehr zu fürchten und ich könnte hoffen bei ihrer Verwaltung meines Einkommens, das ich vom Hause empfing, allmälig meine Schulden zu bezahlen, ohne sie den Eltern eingestehen zu müssen."

„Und so hat sich die Sache auch gemacht. Veronica ist mir eine sorgsame treue Schwester — und ich —“

Roderich schwieg plötzlich, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und verbarg einen Augenblick das Gesicht in den Händen. „Ist es nicht Laster und Unsinn einem Burschen, um ihn dadurch bei der Philister-Sittsamkeit zu erhalten, eine Braut aufzuhalsen, bevor er noch irgend eine Erfahrung hat, bevor er noch weiß, was Leidenschaft ist. Jetzt erst habe ich zu meinem Unglück gelernt, was es heißt, ein Weib lieben. Vroni erst hat mir die Brust durchschüttelt.“

„Und wie verhält sie sich dazu?“ fragte ich gespannt.

„Sie weiß von nichts. Sie wird nur sehr schroff, wenn ich in eine weiche Stimmung gerathe. Sie trägt ja ununterbrochen ihren Kummer um den Berliner, wie könnte ich es wagen, ihr von dem meinen um sie zu sprechen. Dennoch halte ich das Leben auf diese Weise nicht mehr aus. Ihr stets so nahe und stets so ferne! Sie machte den Vorschlag zu dem Ausfluge nach Dresden, um mich zu zerstreuen; sie merkt wohl, daß ich unglücklich bin. Ob sie die Ursache ahnt, ob die Möglichkeit existirt, den schroffen Panzer, den sie um ihr Gemüth legt, zu durchbrechen — ich weiß es nicht. Ich muß es aber wissen. Und deßhalb habe ich schon heute Mittag bei Torniamenti daran gedacht, Sie zu bitten, bei ihr anzuklopfen, zu erforschen, ob und was ich zu hoffen habe. Darum habe ich Sie auch mit ihr

bekannt gemacht. Glücklicherweise kömmt sie selbst meiner Absicht entgegen, sie will mit Ihnen sprechen. Werden Sie mir Erlösung bringen können?"

„Bevor ich das Geringste sagen kann", erwiderte ich, „muß ich wissen, wie Veronica Ihre Beziehungen zu Lisbeth auffaßt."

„Sie weiß kein Wort! rief er lebhaft. Sie hat keine Ahnung, Gott sei Dank! Gleich von Anfang an hatte ich unsägliche Scheu ihr zu verrathen, daß ich Bräutigam bin oder vielmehr war. Denn in meinem Innern habe ich mich mehr und mehr von dieser Verbindung losgelöst; seit drei Monaten erhält Lisbeth keinen Brief mehr von mir."

„Nun", sagte ich mit einer Strenge, die nicht ohne Eindruck zu bleiben schien, „wenn Sie die neue Leidenschaft nicht unterdrücken, nicht in Schweigen begraben können, was freilich das Beste wäre, wenn Sie wollen, daß Veronica davon erfahre, wäre es auch nur durch mich, so ist Ihre erste Pflicht, ihr zu sagen, daß ein anderes Mädchen frühere Rechte an Ihr Herz geltend machen darf, daß Sie verlobt sind und eine Untreue nicht scheuen wollen."

Roderich blieb eine Weile nachdenklich. „Sie haben Recht", sagte er endlich, „ich durfte von Lisbeth nur so lange schweigen, als ich Veronica auch meine Liebe zu ihr verschwieg. Morgen soll die Sonne über uns aufgehen, Wahrheit und Klarheit. Ich werde zu Ihrer Unterredung mit Veronica kommen. Sie werden mir das Resultat selbst in ihrer Gegen=

wart andeuten, und wenn ich zu hoffen habe, so soll das Geständniß über meine Vergangenheit mir erst das neue Ziel möglich machen."

Als ich mich am nächsten Tage bei Veronica einfand, hatte ich eine viel bessere Meinung von ihr. Nach den schmerzvollen Bekenntnissen, die mir Roderich abgelegt, nach der Aufgabe, mit der er mich bei ihr betraut hatte, wäre es Wahnsinn gewesen, an der sittlichen Reinheit des Verhältnisses zwischen den beiden jungen Menschen zu zweifeln. Dennoch war das Eingehen auf eine derartige Verbindung zu ungewöhnlich, als daß mich nicht noch ein gewisses Mißtrauen hätte beherrschen sollen. Veronica sagte, als ob sie an diesen Gedanken hätte anknüpfen wollen: „Ich muß Ihnen mein Schicksal vom Anfang an erzählen, nur wenn Sie Alles wissen, wird Ihnen nichts mehr unglaublich erscheinen."

„Mein Vater", fuhr sie nach einer Pause fort, „war Privatgelehrter und lebte im Braunschweigischen. Er war so arm und verstand es so schlecht, seine Kenntnisse in Brod zu verwandeln, daß ich früh daran denken mußte, mich auf das Arbeiten einzurichten. Meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben. Von meinem Vater konnte ich nur erlernen, was einem Frauenzimmer wenig nützt: wissenschaftliche Kenntnisse und Sprachen, die letzteren mehr philologisch, als wie man sie für die Welt braucht. Da mein Vater einst die Mutter Roderich's unterrichtet hatte, als sie, die aus einem wohlhabenden Hause stammt, noch Mädchen

gewesen, so unterstützte sie später als Frau Pastorin ein wenig meinen Vater, drang aber darauf, daß er mich dafür zu einer praktischen Thätigkeit, namentlich zu den Geschäften der Hauswirthschaft und weiblichen Handarbeiten anhalte. Als ich 17 Jahre alt war, starb mein Vater im Armenhause, wurde auf Kosten einer wohlthätigen Stiftung begraben und ich — gänzlich arm und verlassen — wanderte, als ob es sich von selbst verstünde, aus dem Braunschweigischen in wenigen Stunden nach dem Hannoverischen, in das Haus der einzigen Wohlthäter, die mein Vater auf Erden gefunden hatte, in das Haus der Pastorsleute, Roderich's Eltern.

„Ja", sagte die Frau Pastorin, „ich kann nichts Besseres thun, als Dich auf Deine eigene Kraft ververweisen. Ich brauche eine Magd. Willst Du Dir all den gelehrten Kram, den Dir Dein Vater in den Kopf setzte, wieder austreiben und arbeiten, tüchtig, denn ich halte nur eine Magd, und da gibt es viel zu schaffen, so brauchst Du mir nicht einmal zu danken, daß ich Dich zu mir nehme." Diese Worte der Frau Pastorin schienen mir die Erlösung von allem Uebel zu sein. Ich trat in den Dienst und erhielt mich rüstig und froh bei den niedersten Verrichtungen. Eines Tages aber zitterten mir die regsamen Arme, wurde ich roth und bleich, wußte ich nicht, was ich zu thun habe, und als ich mich selbst forschend und unerbittlich prüfte, da entdeckte ich, daß ich einer überschwänglichen Liebe zu dem schönen jungen Sohn des Hauses verfallen war,

und daß sie die Schuld trug an dem Verlust meines Frohmuthes und meiner Arbeitskraft."

„Ich hatte bisher nicht einmal in der Phantasie, nicht einmal vom Hörensagen die Ahnung von der Möglichkeit eines solchen Zustandes gehabt. Romane und Liebesgedichte waren mir völlig unbekannt gewesen. Mein Vater hatte, wahrscheinlich im Glauben, meine Unschuld dadurch am besten auch in der Zukunft zu schützen, mir die Liebe rein als Naturwissenschaft deutlich gemacht. Von einer Betheiligung des Herzens daran sagte er mir nichts. Was man Liebe nennt, war nach seinen Belehrungen eine Function wie Essen und Trinken, ein natürlicher Proceß, nur mit dem Unterschiede, daß man nicht von der Natur dazu gezwungen werde, wie zu anderen Verrichtungen, sondern daß es ganz unserer Willkür überlassen sei, uns dem Processe zu unterwerfen oder nicht. Wer dadurch einen bürgerlichen Zweck erreichen, eine Familie gründen will, der unterwirft sich dem Naturgesetze der Liebe freiwillig, indem er heirathet. Wer diesen bürgerlichen Zweck nicht erreichen kann oder will und dennoch mit Liebe sich zu schaffen macht, der ist so wahnsinnig, wie Einer, der ins bodenlose Wasser geht und nicht schwimmen kann. Es kömmt unter gewöhnlichen Verhältnissen gar nicht vor, nur ausnahmsweise wie eine seltene Krankheit. So lauteten die Lehren meines Vaters. Ich weinte daher, als ich mir meine Leidenschaft nicht mehr verhehlen konnte, wie von einem großen Unglück betroffen."

„Was sollte ich aber thun? Ich hatte keinen anderen Vertrauten als die Frau Pastorin. Ich klagte ihr daher meine Leiden, so einfach und offen, wie ich ihr Schmerzen auf der Brust, oder sonst ein körperliches Uebel geklagt hätte. Sie war von meiner Art, die Sache aufzufassen, von meiner offenbaren Unschuld sehr gerührt, sie nahm mich sogar in die Arme, aber das hinderte nicht, daß sie mir die Weisung ertheilte, noch an demselben Tage das Haus zu verlassen."

„Dein armer Vater hat ganz Recht gehabt", sagte mir Roderich's Mutter, „es könnte ein dreifaches Unglück werden und Du mußt darum sogleich fort, und zwar aus drei Gründen: zuerst um Deinetwillen, Du würdest im Bestreben Dein Unglück zu verbergen, immer mehr erkranken. Zweitens um Roderich's willen, der bisher gewöhnt war, einen Dienstboten wie eine Sache zu betrachten, um die man sich, wenn sie ihren Dienst geleistet hat, nicht weiter kümmert. Wenn er Dein Unglück bemerkte, er könnte, Gott behüte! auch von so Etwas ergriffen werden. Drittens um meinetwillen, ich hätte an Dir keine Magd mehr, Du würdest Deine Arbeiten immer schlechter verrichten und rein gänzlich untauglich werden. Glaube mir, Du mußt fort, Entfernung wird Dich bald heilen."

Die Pastorin ließ es nicht bei diesen Worten bewenden, sie half mir, sogleich mein Bündel schnüren, schrieb einen Brief an eine Freundin in Magdeburg zu meiner Empfehlung, händigte mir das Geld für die Reise dahin ein und noch etwas darüber, und hieß mich

sogleich und ohne Abschied von den anderen Hausgenossen zum Bahnhofe zu gehen. „Dein Unglück soll für Jedermann tiefes Geheimniß bleiben", sagte sie, „und Dein plötzliches Verschwinden werde ich auf ehrenhafte Weise zu erklären wissen, ich sende Dich ja zu einer Freundin."

„Dies Alles wurde mit so viel mütterlicher Innigkeit gethan und gesprochen, daß, als ich in der Abenddämmerung das Haus verließ, allein und ungesehen, ich an der Schwelle niederkniete, sie küßte und mit begeistertem Aufblick in meinem Herzen schwur, nichts zu thun oder zu lassen, wodurch jemals Unfriede, Gram, Verdruß über diese heilige Schwelle treten könnte. Fast hätte ich Freude gefühlt, Solches schon durch mein Scheiden zu verhüten, wäre mir das Herz dabei nicht so schwer gewesen und wären mir bei dem Gedanken, daß vielleicht Roderich's Fuß der erste sein werde, auf diese von mir geküßte Schwelle zu treten, plötzlich die Thränen aus den Augen gestürzt."

In der Nacht fuhr ich mit der Eisenbahn auf der dritten Classe nach Magdeburg. Als der Zug des Morgens einen Haltplatz erreichte, wo die Reisenden frühstückten, ging ich auf dem Perron hin und her. Da öffnete sich ein Coupé erster Classe, ein vornehm aussehender junger Mann sprang herab, grüßte mich freundlich und sagte, ich müsse zu seiner Verwandtschaft gehören, so ähnlich sehe ich seiner Cousine u. s. w. Ich war so unerfahren, daß ich dies glaubte. Als der Zug wieder abgehen sollte, setzte sich der junge

Mann zu mir in die dritte Classe. Ich war so kindlich erfreut in meiner Verlassenheit einen theilnehmenden Menschen gefunden zu haben, daß ich ihm mit Ausnahme meines Geheimnisses hinsichtlich Roderich's und daß dieser überhaupt existirte, Alles erzählte. Ich zeigte ihm auch den offenen Brief an die Freundin, worin stand, daß ich einen Dienst als „Mädchen für Alles" suche, aber auch höhere Kenntnisse besäße, mit denen freilich nichts anzufangen wäre. Der junge Mann hatte schon früher darüber gestaunt, daß ich als Magd gedient hatte; jetzt begann er ein wenig französisch, ein wenig englisch zu sprechen. Meine grammatikalischen Kenntnisse waren sehr gründlich, meine Sprachkunst aber sehr gering, wegen Mangel an Uebung und Unkenntniß der eigentlichen Conversationssprache. Dennoch sagte der junge Mann: „Sie verkennen Ihren eigentlichen Beruf ganz und gar, liebes Fräulein, Sie sind eine fertig ausgebildete Gouvernante. Und wie herrlich trifft sich das! Meine verheiratete Schwester hat zwei allerliebste kleine Töchterchen, für die sie eine Erzieherin sucht. Ich bin beauftragt, ihr dabei zu helfen. Ich engagire Sie hiermit, Sie fahren mit mir nach Berlin."

„In Magdeburg bemächtigte er sich meines Reisebündels und meines Armes, löste eine neue Fahrkarte für mich, hob mich in sein Coupé erster Classe und wir fuhren nach der großen Stadt. Er brachte mich nach einem Hotel, wo er mir ein Zimmer nahm; am nächsten Tage wollte er mich abholen, um mich zu

seiner Schwester zu führen. Er hinterließ mir seine Karte. Er war der älteste Sohn eines Banquiers uud sein Vorname Heribert.

„Am Nachmittag kam eine ältliche Frau zu mir, die sich für eine Bedienstete der Schwester Heriberts ausgab und mich in Berlin umherführte. Sie zwang mich auch einige Einkäufe für meine Toilette zu machen, die sie bezahlte, wie sie sagte, auf Rechnung meines künftigen Gehaltes. Am anderen Vormittag kam Heribert selbst. Die Schwester könne mich noch nicht empfangen, erst in einigen Tagen, ich müsse einstweilen eine kleine Privatwohnung beziehen. Er brachte mich und meine Sachen in eine Droschke. Die neue Wohnung bestand aus zwei hübsch möblirten Zimmern, die Vermietherin war aber die Frau, die mich am vorigen Nachmittag umhergeführt hatte.“

Veronica schwieg eine Weile nachdenklich, dann sagte sie: „Ich brauche Sie nicht mit der umständlichen Erzählung zu langweilen, wie ich endlich erkennen lernte, um was es sich handelte. Die verheiratete Schwester Heriberts existirte gar nicht, somit auch keine Gouvernantenstelle bei ihr. Ich sollte — für Heribert leben. Fest und bestimmt sagte ich ihm, daß ich ihn nicht lieben könne und niemals lieben werde; daß ich ihn heiraten würde, um eine bürgerliche Versorgung zu finden, wenn ich ihm ohne Gefühlsäußerung noch von Werth erscheinen könne, und daß sonst jede Art Verbindung zwischen uns unmöglich sei. Ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er mich nicht zu be=

trügen versuchte. Er sagte mir unumwunden, daß er mich jetzt nicht heiraten könne, daß er eines von den unermeßlich reichen Mädchen heiraten müsse, wie sie in Berlin für Banquierssöhne zu haben seien, und erst, wenn sich seine Verhältnisse durch glückliche Geschäfte in dem Grade bessern sollten, auch ohne Heirat, daß er für den Credit seines Hauses nichts mehr zu besorgen hätte, würde er mir seine Hand bieten. Nach meiner Bildung und Denkungsweise und alleinstehend, Niemandem Rechenschaft schuldig, sollte ich mich über die Vorurtheile der Gesellschaft erheben und ihn auch ohne bürgerliche Verbindung beglücken, da er mich auf das Innigste liebe. Ich erwiderte ihm, daß ich dies Raisonnement nicht verstehe, ein Mädchen könne sich aus Liebe opfern, dies wäre dann halb Unglück, halb Wahnsinn, wie mein Vater sagte, aber ohne Liebe könne ein Mädchen eben nur der bürgerlichen Gesellschaft dienen."

„Er bat mich, die Sache einstweilen in der Schwebe zu lassen, vielleicht daß sich seine Geschäfte unerwartet bessern. Während ich aber diese kurze Zeit benützte, meine Kenntnisse zu sammeln, viel zu lesen, englische und französische Conversationsstunden zu nehmen, diente dieselbe Zeit dazu, Heriberts Leidenschaft immer heftiger zu machen, so daß ich auf vollständiger Trennung bestand. Er gab mir Empfehlungen nach Leipzig, dort sollte ich endlich wirklich in ein Haus als Gouvernante treten. Kein Gelöbniß von Treue konnte ich Heribert ablegen, aber ich versprach,

ihn willig anzuhören, wenn jemals die Zeit kommen sollte, da er mich zum Weibe würde nehmen können, und dann nach den Stimmungen und Gefühlen darüber zu entscheiden, die zu solcher Zeit in mir walten sollten."

Nach einer längeren Pause fuhr Veronica fort: „Ermessen Sie den Sturm meiner Empfindungen, als ich in Leipzig unvermuthet Roderich wiedersah. In seinem Aeußeren hatte sich nichts verändert. Ich aber war durch das Erlebte, durch den freundschaftlichen Verkehr mit Heribert, durch Einblicke in das gesellschaftliche Leben um Vieles reicher geworden, und sah Roderich sich mit der Naivetät eines Kindes einem wüsten Treiben hingeben, das ihn zu Grunde richten mußte. Die frommen Eltern in der Heimat legten offenbar zu viel Vertrauen in die tugendhaften Grundsätze, die sie ihm beigebracht hatten. Wenn ich ihn hätte belehren oder warnen wollen, so würde ich seinen Hohn herausgefordert und nichts erreicht haben. Ich zog es vor, mich als seines Schutzes bedürftig darzustellen. Er war bei der ersten Begegnung mit mir sehr überrascht gewesen, er kenne mich genau, sagte er, als Vroni, die Magd seiner Mutter, und doch wäre ihm, als ob er mich zum ersten Male sähe. Ich schlug ihm nun das geschwisterliche Verhältniß vor, und um diesem alle Sicherung zu geben, schützte ich eine getäuschte Liebe in Berlin vor, und daß ich von Heribert schmählich wäre verlassen worden. So mußte Roderich mich jedem anderen Gefühle unzugänglich wissen. Er ist

aber zum Glücke noch nicht in Versuchung gekommen, an diesem Punkt zu rütteln."

Sie schwieg mit finsterer Miene. „Und was soll daraus werden?" fragte sie forschend, „haben Sie niemals die Zukunft bedacht?"

„Die Zukunft," antwortete sie, „legt sich sehr einfach dar. Er kann nun bald die Universität verlassen, ja eigentlich sogleich, um sich auf die letzten Examen zu Hause vorzubereiten. Wenn er wieder in der Heimat ist, wenn er seine Vergangenheit den Eltern erzählt, dann werden sie erkennen, was ich ihm geleistet und genützt habe und den theuren Wohlthätern meines armen Vaters wird ein Dank, ein Segen erblüht sein."

„Und Sie?" fragte ich.

„Ich werde fortfahren, Gouvernante zu sein", antwortete sie traurig, indem sie die Hände im Schoße faltete und das Haupt senkte.

„Ich war gerührt und sah im Augenblicke nicht ein, was bei so großer, gegenseitiger Zuneigung einer Verbindung der beiden jungen Leute entgegen stehen sollte.

„Warum wollen Sie entsagen?" fragte ich, „wenn Roderich das Geheimniß erfährt, das Sie ihm so sorgsam verhüllen, das Geheimniß Ihrer Neigung zu ihm, so wird er überglücklich sein. Ich glaube wenigstens schließen zu dürfen, daß er Sie nicht weniger liebt, als Sie ihn."

„Das wäre ein großes Unglück, das soll nicht

sein", rief sie lebhaft; „seine Eltern, denen ich eine lebenslängliche Dankbarkeit schwur, wären unglücklich, wenn er ein blutarmes Mädchen nähme, das als Magd gedient hat; sie würden mich verwünschen, ihrem Sohne nie verzeihen, mit dem sie ohne Zweifel ganz andere Pläne haben. Ich hätte dann den Unfrieden, den Gram und den Verdruß in dasselbe Haus gebracht, an dessen Schwelle ich gelobte, nichts zu thun oder zu lassen, wodurch Solches herbeigeführt werden könnte."

Ich war von der Berechtigung dieser Delicatesse nicht überzeugt. „Große Leidenschaften", sagte ich, „sind ein entscheidendes Schicksal und eine Liebe, die sich nichts vorzuwerfen hat als Armuth, versöhnt zuletzt die Widerstrebenden durch ihre Ausdauer, durch das Glück, das sie bereitet. Etwas Anderes wäre es, wenn Sie einen Flecken trügen, der nie vergeben werden kann, wenn Roderich ein Unrecht, eine Untreue —"

Ich hielt plötzlich inne. Erst jetzt fiel mir bei, daß Roderich verlobt war, daß er ein großes Geständniß abzulegen hatte. Hier konnte ich nicht mehr selbstthätig eingreifen, ich mußte Alles jenem Schicksale überlassen, das in den Charakteren der Menschen selbst, im Innersten ihres Herzens vorbereitet liegt.

Ich hörte an einer Bewegung im Hause, daß Roderich kam und nahm rasch Abschied von Veronica, um den jungen Mann noch einen Moment allein sprechen zu können.

„Ich kann Ihnen nichts über die Natur der Gefühle sagen, die Veronica für Sie hegt", sprach ich zu

Roderich, „aber ich glaube, sie ist vorbereitet, Ihre Geständnisse zu empfangen. Sie müssen natürlich mit der Enthüllung Ihrer Verlobung, die Sie bisher so sorgsam verschwiegen, den Anfang machen. Geben Sie mir Nachricht über den Erfolg.“

Wir kamen überein, wann und wo er mich aufsuchen sollte.

V.

Die Stunde dieses Rendezvous war verstrichen und Roderich nicht gekommen. Ich ließ den folgenden Tag verstreichen, ohne Erkundigungen einzuziehen; vielleicht entschied sich das Schicksal der beiden Menschen durch Stürme und Krisen, die keinen Zeugen haben durften.

Am dritten Tage nach meiner Unterredung mit Veronica suchte ich Beide in der Bautzner Straße auf. Sie waren abgereist, die Leute, bei denen sie gewohnt hatten, wußten mir nur zu sagen, daß sie nicht von einer Wiederkehr gesprochen hatten. Ein Schreiben, von dem zwischen ihnen sehr laut und heftig die Rede gewesen, mußte eine Entscheidung, den Entschluß zur Abreise veranlaßt haben.

So war ich denn mit meinem Interesse an dem Schicksale der Liebenden auf die Zukunft verwiesen. Sie hielt Wort, zuerst in Gestalt eines Briefes von

Roderich aus einem kleinen Orte, der zwischen Leipzig und seiner Heimath lag:

„Lieber Freund! Ihrer Theilnahme, Ihrem wohlthätigen Eingreifen bin ich eine Aufklärung schuldig. Als ich, nachdem Sie Veronica verlassen hatten, bei ihr eintrat, fand ich sie sehr bewegt, und indem sie mir beide Hände entgegenstreckte, was sie sonst niemals gethan, sagte sie mit einer Innigkeit, die diesem Entgegenkommen entsprach: „Ich habe mir im Gespräche mit Deinem Freunde das Herz sehr erleichtert, er will mich glauben machen, daß noch ein Glück möglich sei." Ich wußte noch nicht, wie diese Worte zu deuten waren, ich sah, ich fühlte nur mit überschwänglicher Freude die Wärme ihres Empfanges und der Augenblick schien mir gekommen zu sein, Alles zu sagen. Den Sturm meiner Leidenschaft ausbrechen lassen zu dürfen, war mir eine unendliche Wonne, doch mäßigte ich meine Worte im Gedanken, daß ich erst nach einem offenen Eingeständnisse hinsichtlich meiner Vergangenheit zu gänzlicher Hingebung an mein neues Gefühl berechtigt wäre. Ich erzählte demnach die Geschichte meiner Liebschaft und meiner Verlobung mit Lisbeth und verschwieg, von den Fragen Veronicas gedrängt, keine Scene, kein Wort.

Veronica hörte mich zu Ende. Was in ihrem Herzen dabei vorging, mußte eine mächtige Bewegung sein, die ich zu meinem Vortheile, als ein Zeichen ihrer Liebe für mich deuten zu können glaubte. Als ich zu Ende war, wischte sie Thränen aus den Augen, was

sie aber sprach, ließ mich aus allen meinen Himmeln stürzen. „Meine Thränen," sagte sie, „sind die des Zornes und der Kränkung über den Verrath, den Du durch das Verschweigen einer so wichtigen Lebenswendung an der Schwester begangen hast." Und ihre lauten Klagen darüber schloß sie mit den Worten: „Ich war Dir eben jetzt freudig und liebend entgegen gekommen, um Dir meinerseits ein ungeheures Vertrauen zu schenken. Ich habe ein Schreiben aus Berlin von meinem früheren Bräutigam erhalten und Du solltest mir helfen, meinen Entschluß auszuführen." Ich starrte sie an, ich glaubte von Sinnen zu kommen. Dies also sollte die Deutung ihrer Worte sein, daß noch ein Glück möglich sei? Ich verlangte das Schreiben zu sehen, sie verweigerte es mir, sie überhäufte mich mit Vorwürfen über meine Verschlossenheit, meinen Verrath. Wir stritten lange und heftig. Endlich brachte sie mich dahin, daß ich auf ihre Bitte einging, sie für einige Stunden allein zu lassen, damit sie sich sammle.

Ich irrte im Freien umher, ich weiß nicht wohin und wie lange. Als ich zurückkehrte, hatte Veronica das Haus verlassen, sie war abgereist. An ihrer Stelle fand ich einen versiegelten Zettel von ihr, des Inhaltes, sie wisse keinen Grund des Ereiferns zwischen uns Beiden; sie werde jetzt dem Flehen des Berliners nachgeben, mit ihm in der Welt umherziehen; ja sie wolle die erste Zeit mit ihm in derselben Stadt zubringen, in der sie einst Magd gewesen, der Contrast zwischen ihrer damaligen und jetzigen Lage, damals so arm,

jetzt in allem Luxus, werde ihr eine Lebensfreude sein.

Ich weiß nicht, ob ich Sie noch meinen lieben Freund nennen soll, wenn dies die Ergebnisse Ihrer Unterredung mit Veronica waren. Ich denke aber, Sie haben es gut gemeint. Sie wollten das schwebende Verhältniß zu irgend einer Entscheidung bringen, wenn auch zu einer schmerzlichen. Es ist Ihnen nicht gelungen. Ich verfolge die Spuren Veronicas, ich glaube, sie in dieser kleinen Stadt zu treffen, und ist dies nicht der Fall, so werde ich morgen in meiner Vaterstadt nach ihr suchen. Leben Sie wohl.

Roderich P. . . ."

Der einfache Vorgang, daß ein wackeres, armes Mädchen in der Verbindung mit dem Geliebten kein Glück für diesen sehend, ihr eigenes Glück dem des Geliebten opfert, ist schon mehrfach von Novellisten benützt worden, namentlich in Frankreich. Der Unterschied zwischen der novellistischen Einkleidung und dem wirklichen Vorgang liegt in den Motiven. In französischen Romanen wird das Mädchen, das sich opfert, stets eine Gefallene sein und bloß dieser Umstand sie zum Entschlusse der Entsagung bringen. Das deutsche Herz, das seine Treue sowohl durch Dankbarkeit als durch den Abscheu vor einer Untreue bewährt, die an einem anderen Mädchen begangen werden soll, kann nur in Deutschland vorkommen. Mit der Zeit erfuhr ich Folgendes:

Roderich kehrte nach Hause zurück. Der idyllische

Friede, die Atmosphäre von Frömmigkeit und Redlichkeit, der ganze Geist seines Elternhauses beschwichtigten nach und nach sein Herz und seine Phantasie, und führten ihn der verlassenen Braut wieder zu. Er ist Pastor geworden wie sein Vater und lebt noch heute in glücklicher Ehe mit Lisbeth.

In Dresden, in der Neustadt, lebt sehr still ein verschrumpftes, altes Fräulein von der Pension, die ihr ein reiches Haus gewährt, in welchem sie fünfundzwanzig Jahre Erzieherin gewesen war. Das alte Fräulein ist Veronica.

Martha und Maria.

I.

Unter den europäischen Culturvölkern haben nur die Russen, insofern man sie dazu zählen darf, einen richtigen Begriff von ländlicher Einsamkeit. Um sie als solche zu empfinden, darf man natürlich nicht ein Bauer sein oder irgend einem Berufe angehören, der außerhalb der Städte erfüllt wird; denn ländliche Einsamkeit empfindet nur, wer früher ihr Gegentheil, den Glanz der gebildeten Geselligkeit in großen Städten, kennen gelernt hat.

In allen Culturländern schlingt sich ein Rest dieses Glanzes, ein Widerschein städtischer Lebensformen in die ländliche Einsamkeit des kleinsten Dorfes mit hinein. Nur in Rußland, mit seinen unendlich weiten, unwegsamen Straßen und seinen eingegrenzten Standesverhältnissen, kann die ländliche Einsamkeit mitunter eine Welt für sich allein werden, mit eigenen ihr ausschließlich angehörenden Lebensbedingungen, eine Abgeschieden-

heit, die über Alles hinausreicht, was ein halbwegs gebildeter Gesellschaftsmensch in dieser Beziehung jemals geschaut und empfunden hat.

Sergey Iwanowitsch Nikrachewsky war aber keineswegs ein blos halbwegs gebildeter Mensch. Er hatte bis zum Jahre 1856 alle kriegerischen Affairen seines Vaterlandes in Asien wie in Europa als Officier mitgemacht. Wenn ihm diese Aufgabe auch nicht gestattet hatte, seine Liebe zur Naturforschung und zur Philosophie gründlich zu befriedigen, so hatte er seinem Beruf doch stets die Zeit und die Ruhe zur Selbsteinweihung in die Wissenschaften abzuzwingen gewußt. Da übrigens wahre Bildung nicht aus der unfruchtbaren Anhäufung von Kenntnissen besteht, sondern sehr wörtlich als etwas, das sich auf Grund der erworbenen Kenntnisse selbstständig im Menschen gebildet hat, folglich als eine Weltanschauung aufzufassen ist, so war Sergey Iwanowitsch Nikrachewsky, als er fünfunddreißig Lebensjahre zählte, in diesem Sinne ein gebildeter Mann.

Er war von Natur aus zur Melancholie angelegt, hatte jedoch eine starke ausgeprägte Neigung, alles Thun und Lassen sittlich zu begründen, sodaß er sich einem Hange zu müßiger, gedankenloser Trübseligkeit, zu andauernder Verdrießlichkeit nicht überließ. Schamhaft verhüllte er vielmehr die in seinem Gemüthe wurzelnde Melancholie wie einen Fehler, wie eine Schuld und gewann seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen einen Gleichmuth ab, der als ruhige Heiterkeit erschien.

Die wahre Beschaffenheit seines Innern hätte nur

der errathen können, welcher seinen allgemeinen Aeußerungen besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben würde. So sprach er zum Beispiel gern und viel über das Verhältniß des Glaubens zum Wissen, und weil einem ernsthaften und nicht frivolen Ungenügen am Glauben stets ein inniges Verlangen nach dessen Tröstungen, ein hingebendes Versenken in die heiligen Schriften vorhergehen muß, so war er ein bibelfester Philosoph. Oft äußerte er in verschiedenartiger Gesprächsform, das wahre Martyrium des Heilandes wäre nicht gewesen, daß er an's Kreuz genagelt wurde, sondern daß er wieder auferstehen mußte.

In solcher Lebensstimmung war es natürlich, daß er die Erbschaft eines kleinen Gutes im nordöstlich von Moskau gelegenen Gouvernement Kostroma mit dem Entschlusse antrat, die eigene Scholle nicht mehr zu verlassen und ein Gegengewicht zum beständigen Widerwillen, womit ihn das Treiben der Welt, besonders in Gestalt der politischen Zustände seines Vaterlandes, erfüllte, in der Abkehr von ihr, in der Einsamkeit zu suchen. Wer sich ausschließlich landwirthschaftlichen Beschäftigungen widmet, ohne einen raffinirten, einen andern als den von selbst sich ergebenden Gewinn daraus ziehen zu wollen und folglich ohne zu einem vielgestaltigen Menschenverkehr genöthigt zu sein, der befreit sich gewissermaßen vom politischen Charakter seines Landes und gehört nur noch dem Naturleben in der allgemeinen menschlichen Bedeutung desselben an.

So einsam nun auch Sergey dahinlebte, er gab

auch dieser Lebensform so wenig wie seiner Melancholie einen fanatischen Anstrich. Bereitwillig unterbrach er vielmehr seine Einsamkeit, wenn dies von einem Interesse des Gemüths oder einer sittlichen Pflichterfüllung erheischt wurde. Die Beziehung zu seinem Freunde Nikolai Alexandrowitsch Towaroff schloß solches Interesse und solche Pflicht mit ein.

Towaroff war zehn Jahre älter als Sergey und war dessen Vorgesetzter im Militärstande gewesen. Beide Männer waren von früh an durch ein starkes Freundschaftsgefühl verbunden, ohne daß sie sich über dasselbe jemals ausgesprochen hätten. Ihre Gespräche waren im Gegentheil ein beständiges feindselig scheinendes Streiten. Denn obgleich Towaroff nicht wie Nikrachewsky eine fertige Gedankenwelt in sich trug und überhaupt dem Nachdenken nicht zugethan war, bildete doch seine Auffassung der Dinge einen vollständigen Contrast zur Weltanschauung des Freundes. Towaroff war mit der Beschaffenheit der Welt vollkommen zufrieden und behauptete oft, er wäre der glücklichste Mensch in dieser Welt, wenn die äußeren Umstände seine gute Laune nur einigermaßen unterstützt, ihm nur ein wenig die Last der Sorgen erleichtert hätten. Denn wie die Disposition der Gemüther, war auch das Schicksal der Freunde entgegengesetzter Art. Sergey Iwanowitsch Nikrachewsky besaß mehr, als seine wesentlichsten Bedürfnisse erheischten; Nikolai Alexandrowitsch Towaroff weniger, als selbst die Nothwendigkeit erforderte. In jungen Jahren hatte

er viel vergeudet und zwei Jahre nach seiner Mündigkeit ein armes Mädchen geheirathet.

Wäre es aus Liebe geschehen, der Bund wäre ihm vielleicht zum Segen gereicht, das Seelenglück hätte ihn in Bezug auf andere Besitzthümer genügsamer gemacht. Es war aber nicht aus Liebe geschehen, sondern aus — guter Laune, aus jenem holden Leichtsinn, der sich von wüster Tollheit durch das Edle der Absichten unterscheidet. Das Mädchen hatte ihm in dem Grade gefallen, daß er keine Verführungskünste anwenden mochte, aber es hatte ihm nicht in dem Maße gefallen, daß er auf dasselbe nicht, ohne zu verzweifeln, hätte verzichten können.

Er fand bald keine Freude mehr an seinem Hause, obgleich es niemals zu offenen Conflicten zwischen dem gutmüthig lebensfrohen Manne und der still demüthigen Frau gekommen war. Die Geburt einer Tochter beglückte ihn nur in bescheidenem Maße, weil sich seine Phantasie vom Besitz eines Sohnes besonders erfreuliche Vorstellungen gebildet hatte, und als auch das zweite Kind weiblichen Geschlechtes war, schickte er die Mutter sammt den kleinen Mädchen auf sein Gut im Gouvernement Wladimir.

Das Gut stammte von einem seiner mütterlichen Verwandten, Andreeff, und führte darum noch immer den Namen Andrejewo. Es bildete so ziemlich den Inbegriff seiner letzten Habe, war aber auch schon bis über die Schornsteine des Herrenhauses mit Schulden belastet. Alle heilige Zeit einmal besuchte dort Nikolai

Alexandrowitsch seine Familie. Als seine Gattin starb, war es für ihn gerade an der Zeit, den Abschied vom Militär zu nehmen. Er fand zu Hause am Sarge seiner Frau zwei halberwachsene Töchter, Matrjona und Milinka, deren weitere Pflege und sorgsame Erziehung fortan allein zu übernehmen der hell durchsichtige Vorwand war, weshalb er nicht mehr nach Moskau oder Petersburg zurückkehrte, sondern von jetzt an ununterbrochen die erzwungene „Ruhe mit Würde" genoß.

Die ältere Tochter, Matrjona, hatte schwarze Haare und in derselben Farbe funkelnde Augen; sie hatte sich gleich nach dem Tode der Mutter bereit und geschickt gezeigt, die Geschäfte der Haushaltung auf sich zu nehmen. All die kleinen Kunststücke, um die würdige Repräsentation des Hauses und zugleich einen wenn auch nur mäßigen Comfort auf dem Wege äußerster Sparsamkeit zu erreichen, hatte Matrjona der Mutter treu abgelernt.

Die jüngere Tochter hingegen, eine zarte blauäugige Blondine, verrieth einigen Widerstand gegen Beschäftigungen, welche sie mit dem Namen Prosa belegte, und befand sich außerordentlich wohl, wenn sie ungestört den schönen Künsten, namentlich aber der Lectüre sich hingeben durfte.

Matrjona's Vorliebe für haushälterische Obliegenheiten hatte zur Folge, daß das Mädchen fast ausschließlich mit ihnen betraut war, wobei die um ein Jahr jüngere Schwester sie nur wenig unterstützte. In-

dessen ward Matrjona deshalb doch nicht der Pflicht enthoben, an dem Unterricht in wissenschaftlichen Gegenständen ausgiebig theilzunehmen. In der Kindheit hatte diesen Unterricht eine Bonne besorgt, die später Gouvernante und, als die Mädchen dem zwanzigsten Lebensjahre nahe kamen, Gesellschafterin genannt wurde. Ernsthaft aber und in strenger Form ertheilte den Unterricht ein Deutscher, der in der nahen Kreisstadt als Sprachmeister lebte und schon bei Lebzeiten der Mutter, da die Mädchen in das Backfischalter getreten waren, jede Woche für zwei Tage nach Andrejewo kam Die Sommerferien und die Weihnachtswoche brachte er dort stets als Gast zu, jedesmal mit zwei schweren Kisten ankommend, die seine Bücher enthielten, und ein Päckchen mit seiner Wäsche unter dem Arme tragend.

Er führte den Namen Hesekiel Nazarus und ließ sich Doctor tituliren, eine Gefälligkeit, die man ihm auch ohne weitere Prüfung des Thatbestandes gern erwies. Da er niemals lachte und beständig rauchte, so hatte er den Mädchen keine sympathische Erscheinung sein können, und der Vater, Nikolai Alexandrowitsch, ließ, so oft er des Sprachmeisters ansichtig geworden war, den stereotypen Witz vernehmen:

„Der Doctor Nazarus steht im Geruch der Gelehrsamkeit und des Tabaks.“

Trotzdem widmete Milinka ihrem Lehrer in deutscher Sprache und Literatur sowie in Geographie und Geschichte einen unbegrenzten Respect, eine bis zur Demuth gehende Hochachtung vor seinen Kenntnissen, während

Matrjona in die gebotene Ehrerbietung einen leisen Zug von Spott und Verachtung zu mischen nicht unterlassen konnte.

Wenn man sie darüber zur Rede stellte, so erwiederte sie lachend: „Ich würde dem Doctor Nazarus gewiß sehr gut sein, wenn ich ihn nur immer, noch bevor ich ihn zu sehen bekomme, erst waschen könnte."

Hesekiel Nazarus hatte für Rußland, das er bereits seit dreißig Jahren bewohnte, große Vorliebe. Den Grund wußte Niemand, aber es kümmerte sich auch Niemand darum. Die Thatsache genügte, um ihn sowohl beim Gutsherrn wie bei den dienenden Hausgenossen in unwandelbare Gunst zu setzen. Stets hatte er ein Lob für russische Eigenthümlichkeiten auf den Lippen, und eine Entschuldigung vorkommender Ungeheuerlichkeiten drückten wenigstens seine Mienen aus.

Er pflegte gewohnheitsmäßig und ohne weiteres Nachdenken dasjenige, was er vor einem Menschenalter, bevor er Deutschland verlassen, an Büchern und Schriften kennen gelernt hatte, für die neueste deutsche Literatur zu halten. So sagte er in den fünfziger Jahren: „Soeben ist eine neue Erzählung von H. Clauren erschienen, dem ersten jetzt lebenden Romanschriftsteller der Deutschen. Das Buch ist freilich selbst in Moskau noch nicht zu haben, aber die russischen Buchhandlungen müßten Zauberer sein, wenn man bei so großer Entfernung eine so rasche Beförderung von ihnen verlangen könnte."

Das Herrenhaus in Andrejewo empfing außer dem

Doctor Hesekiel Nazarus nur selten einen Gast. Es wurde neben der Gutsherrschaft blos noch von dienstthuenden Leuten bewohnt, und deren waren nur drei an der Zahl: die schon erwähnte Gesellschafterin, eine uralte Köchin und ein Kutscher. Letzterer konnte sein wichtiges Amt nicht zu jeder Zeit bekleiden, einfach aus Mangel an Pferden. Nikolai Alexandrowitsch wußte an denselben stets einen unleidlichen Fehler zu entdecken, so oft ihm die Fütterung eine unerschwingliche Last zu werden drohte, und nach der Veräußerung, unter dem Vorwand, die entsprechende Rasse erst suchen zu müssen, die Wiederanschaffung lange hinauszuschieben. Besuche von und bei Gutsnachbaren fanden nicht statt; denn je umfassender die russische Gastfreundschaft sich gestaltet, die nicht blos die Bewirthung des einzelnen Besuchers, sondern auch die seiner Angehörigen und Dienerschaft und oft für mehrere Wochen erfordert, um so mehr trug man Bedenken, das Herrenhaus von Andrejewo damit zu belasten, was zur natürlichen Folge hatte, daß auch die Bewohner des letzteren es niemals zu dem Zwecke verließen, um bei Freunden in der Nachbarschaft gastliche Aufnahme zu finden.

So verlief das Leben auf Andrejewo in einer ununterbrochenen Einförmigkeit, welche jede sich zufällig darbietende Abwechselung oder Neuerung im Lichte eines großen Ereignisses erscheinen lassen mußte. Als solches wurde es denn auch aufgenommen, als der geliebteste Freund und ehemalige Camerad Towaroff's, als Sergey Iwanowitsch Nikrachewsky im Gouvernement Kostroma

sich ansiedelte. Die erste Meldung von diesem Ereigniß brachte Nikolai ganz außer sich vor Freude.

„Dieser einzige Mann," rief er, „ersetzt mir das Officierscasino in Moskau, die Bälle in Petersburg und die Jagden bei Kiew. Wie sehne ich mich, mit ihm grob zu werden! Denn er ist ein schwarzgalliger Misanthrop, dem man zuweilen einen Schlag geben muß, um ihn wieder auf einen vernünftigen Weg zu bringen. So lange er es aber nicht zu bunt treibt, so lange man ihn gewähren lassen kann, ist er ein bezaubernder Mensch."

Auch Sergey freute sich, dem alten Freunde räumlich näher zu kommen und die Gespräche und Discussionen über die zwischen ihnen herrschenden Verschiedenheiten der Lebensauffassung zu erneuern. Sergey, der auch durch die Sanftmuth und Gelassenheit beim Disputiren ein Gegensatz zu Nikolai war, liebte diesen über Alles, ohne sich eines anderen Grundes dafür bewußt zu sein, als daß er im Freunde den Ausdruck der reinsten Lebensfreude bewunderte, die, wenn sie nicht momentane Betäubung ist, sondern zur Natur des Gemüthes gehört, auf Andere stets anziehend und erfrischend wirkt. Da beide Freunde für das Briefschreiben nicht eingenommen waren, so hatten sie sich während langer Trennung über ihre gegenseitigen Verhältnisse kaum eine Kunde gegeben.

Nicht lange dauerte es, und die Besuche Sergey's waren ein nothwendiger Bestandtheil des Lebens auf Andrejewo geworden. Mit Staunen und doch mit

kaltem Gleichmuth sah und beobachtete er die schön erblühten Töchter des Freundes, die eben in der Vollgewalt ihres Reizes standen. Die Unterhaltung im Familienkreise gab den Mädchen Gelegenheit, ihre Gesinnungen, Wünsche, Lebenshoffnungen auszusprechen. Sergey fand dann, wenn er sich den langweiligen Weg der Heimkehr durch Nachsinnen verkürzte, genügenden Grund, sich über sich selbst zu wundern. Denn ohne dabei die äußere Erscheinung im Geringsten in Anschlag zu bringen, empfand er doch, soweit er derartigen Eindrücken überhaupt zugänglich war, mehr Wohlgefallen an der durchaus praktisch gesinnten Matrjona, als an der zu schwärmerischen Gefühlen und Abstractionen geneigten Milinka, während nach seiner eigenen Natur und Denkungsweise gerade das Gegentheil hätte der Fall sein sollen.

Er hatte eines Tages Gelegenheit, die verschiedenen Charaktere der beiden Mädchen zu erörtern. Denn er genoß die Ehre, bei sehr schlechtem Wetter und weil wieder einmal Nikolai's Pferde zu große Fehler gehabt hatten, in seinem eigenen Wagen Herrn Hesekiel Nazarus nach der Kreisstadt zu bringen.

Der deutsche Sprachmeister hatte schon lang entdeckt, daß Nikrachewsky mit der Philosophie nicht unbekannt und stets wißbegierig war, mehr darüber zu erfahren. Nazarus selbst war in der Leibnitz-Wolff'schen Schule stecken geblieben und vollkommen überzeugt, daß Alles, was später auf diesem Gebiet an den Tag getreten und was er zufällig nicht mehr gelesen, durchaus

keine Bedeutung hatte. Als Sergey, der mit Kant vertraut war, nach diesem fragte, antwortete Nazarus:

„Ja, ich weiß, das ist einer von den Neueren, aber die Jungen taugen alle gar nichts. Ich bedaure sehr, mein guter Herr, daß Sie meine Werke nicht gelesen haben.“

„So!“ rief Sergey höchst überrascht, „das will ich nachholen! Wo sind denn die Werke zu haben?“

„Sie sind nicht geschrieben,“ erwiderte Nazarus, heftige Rauchwolken von sich stoßend; „ich habe niemals freie Zeit dazu gehabt, und außerdem verträgt meine Natur das Schreiben nicht gut. Ich nicke regelmäßig dabei ein und schlafe meinen Lesern das Beste weg. Uebrigens,“ fuhr er nach einer Pause fort, „darf man, um Weltweisheit zu schöpfen, nicht zuweit in die Jahrhunderte zurückgehen. Denn ohne Rauchen läßt sich nach meiner Meinung nichts Gescheidtes ausdenken. Der Tabak kam erst nach der Entdeckung Amerikas zu uns; Weltweisheit läßt sich also frühestens vom sechszehnten Jahrhundert erwarten.“

Sergey erwiderte hierauf nichts, um den Gedanken nicht aussprechen zu müssen, daß er sich mit dem Sprachmeister nicht wohl in Wissenschaft werde ergehen können. Weil aber Nazarus doch unverkennbar ein frommer Mann war, sagte Sergey:

„Sie haben gewiß bemerkt, Herr Doctor, daß die Töchter meines Freundes Nikolai Alexandrowitsch von sehr verschiedener Natur sind. Mir ist dabei heute eine Bibelstelle in's Gedächtniß gekommen, ohne daß

ich mich im Moment darauf besinnen könnte, wie sie eigentlich lautet."

Das war für Nazarus eine willkommene Gelegenheit, zu zeigen, wie bibelfest er war. Er fragte nur noch, worin die Verschiedenheit bestehen möge, die Sergey meinte; denn von selbst war der Sprachmeister niemals darauf gekommen, psychologische Bemerkungen anzustellen. Sergey erklärte ihm nun, daß Matrjona ihm den Eindruck einer durchaus dem realen Leben zugewendeten Seele mache, während Milinka nicht bezweifeln lasse, daß ihr Herz und ihre Geistesrichtung idealeren Interessen sich zuneige. Mehrmals mußte Sergey diese Auffassung auseinander setzen, ehe der alte Lehrer verstand, was der Edelmann meinte. Dann aber besann er sich wenig mehr und sagte:

„Sie haben an das Evangelium Lucas gedacht, Capitel 10, Vers 38 bis 42."

Dann citirte er sogleich wörtlich:

„Es begab sich aber, da sie wandelten, ging er in einen Markt. Da war ein Weib, mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus. Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu. Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: ‚Herr, fragst Du nicht darnach, daß mich meine Schwester lässet allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife!' Jesus aber antwortete und sprach zu ihr: ‚Martha, Martha, Du hast viele Sorge und Mühe, eins aber ist noth. Maria hat das gute

Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden.'"

Nazarus fügte seinem Citat hinzu:

„Merkwürdig, daß es hier keine Parallelstelle in den anderen Evangelien giebt."

„Die Parallele finden wir im Leben," sagte Sergey, „und doch —"

Er schwieg.

II.

Als Sergey nach einigen Tagen in Andrejewo erschien, fand er den Arzt im Hause. Man hatte ihn aus der Kreisstadt kommen lassen, weil Towaroff von einem Krampfanfall war ergriffen worden. Der Arzt kam nun täglich und schien es besonders darauf abgesehen zu haben, die Wirkungen eines Besuches Sergey's zu beobachten.

Dieser gab sich unbefangen wie gewöhnlich der Unterhaltung mit Nikolai hin. Es handelte sich diesmal um eine Verwandte Sergey's, um die Gräfin Varinka Wladimirowna Tschatscherin in Petersburg, die Schwester seines verstorbenen Vaters. Sie war längst Wittwe; ein Sohn war auf dem Felde der Ehre geblieben, eine Tochter in Frankreich verheirathet. Die Trennung von ihrem einzigen noch lebenden Kinde schmerzte sie sehr; dennoch konnte sie sich nicht entschließen, Rußland auf die Dauer zu verlassen.

Die Tante Sergey's war keineswegs damit einverstanden, daß Sergey sich nach dem Verlassen des Militärdienstes wie ein Schwärmer, wie ein Sonderling in die Einsamkeit zurückzog. Sie wollte, daß er die ihm günstigen Chancen benutze, um im Staatsdienst von Neuem Carrière zu machen, und schrieb ihm lange Briefe, um ihm diese Ueberzeugung beizubringen.

Nikolai Alexandrowitsch war ganz derselben Meinung.

„Die Gräfin Tschatscherin ist eine Frau nach meinem Herzen," rief er; „ich verliere sehr viel an Dir, das weißt Du, Sergey Iwanowitsch; die Teufel der erzwungenen Weltflucht, der Langenweile werden sich mir wieder auf Brust und Nacken setzen. Aber alle Teufel der Erde und der Hölle sollen mich nicht verleiten, einen guten Freund in seiner verstockten Dummheit zu bestärken!"

„Was verstehst Du unter verstockter Dummheit?" erwiderte Sergey ganz gelassen; „daß ich nicht die Uniform ausgezogen haben will, blos um eine Livrée dafür anzuziehen?"

Dem guten Nikolai stieg auf diese Rede das Blut in's Gesicht.

„Da bist Du wieder bei Deinem Thema!" begann er eine lange Strafpredigt, in deren Verlauf seine Aufregung stets größer und seine Stimme stets lauter wurde. Als die Aufregung Nikolai's am stärksten geworden war, trat der Arzt in's Zimmer. Er untersuchte den Zustand Nikolai's und gab dann, indem er sich von diesem ver=

abschiedete, Sergey einen leisen Wink. Nikolai durfte sein Gemach nicht verlassen, und Sergey gehorchte dem Winke und begleitete den Scheidenden. Als sie außer der Gehörweite des Kranken waren, erklärte der Arzt, daß die Gespräche der Freunde für den leidenden Towaroff lebensgefährlich wären, gerade weil er die ihm daraus erstehende Aufregung so sehr liebte, wie ein Brantweintrinker den Rausch, und daß es gut wäre, wenn die Zusammenkünfte für einige Wochen unterbrochen werden könnten; nur dürfe Towaroff den wahren Grund der Unterbrechung nicht ahnen.

Sergey ließ sich dies gesagt sein. Zum Freunde zurückgekehrt, warf er sich wie erschöpft in einen Sessel und sprach:

„Ich bin hinausgegangen, um frische Luft zu athmen. Unsere Debatten greifen meine Nerven an. Ja, ich habe Nerven, wie mir der Arzt soeben betheuerte. Bisher glaubte ich, Nerven wären ausschließlich ein Bestandtheil des weiblichen Körpers. Zehn Jahre jünger als Du, Nikolai, bin ich um zehn Jahre älter nach meiner Schwäche und leiblichen Beschaffenheit. Wir dürfen, um meinetwillen, eine Zeit lang nicht mehr zusammenkommen.“

Nikolai war sehr erschrocken.

„Wie lange willst Du fortbleiben?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Sergey, „aber ich will Dir eine Art Vertrag vorschlagen.“

Man war jetzt im November, und sie kamen überein, daß sie sich am Neujahrstage wiedersehen wollten,

nach vorausgegangener brieflicher Verständigung, ob in Andrejewo oder bei Sergey. Sollte jedoch für Einen von ihnen ein wichtiges, selbst nur ein ungewöhnliches Ereigniß eintreten, das er dem Andern mündlich mittheilen müsse oder wolle, so wäre eine Ausnahme zu machen, und in diesem Falle könne Einer den Andern ungehindert besuchen. Selbst den beiden Mädchen, als er ihnen Lebewohl sagte, vertraute Sergey nicht den wahren Grund an, weshalb er für längere Zeit Abschied nahm.

Beide Schwestern waren schmerzlich bewegt, daß sie den Freund ihres Vaters bis zu Neujahr nicht wieder sehen sollten. Der Tag ging eben zur Neige; das Wetter war grau und unheimlich geworden und Schneewolken zogen am Himmel hin. Matrjona verließ plötzlich den Salon und lief zu Wania, dem alten Diener, der Sergey immer begleitete. Sie kehrte zurück und erklärte mit eifrigen Worten, daß Sergey für die plötzliche Verschlimmerung des Wetters nicht genügend ausgestattet sei. Sie bat ihn, Wania zu erlauben, einen Pelz des Vaters, ein Fell und einen Teppich für den Wagen mitzunehmen, was jener mit Dank zuließ.

Während ihrer Entfernung hatte Sergey eine tiefer gehende Unterhaltung mit Milinka geführt. Nachdem er ihr den Inhalt seines letzten Zwiegespräches mit Nikolai angedeutet, war sie fast begeistert in der Zustimmung zu den Motiven, welche Sergey für sein Zurückziehen von der Welt geltend machte. Er war davon so angenehm bewegt, daß er sich nicht enthalten konnte, auch

die ältere Schwester zu einer Entscheidung über die Frage aufzufordern. Er gab ihr zuvor noch die Gründe für seine eigene Entscheidung an.

Matrjona dachte einen Augenblick nach und sagte dann sehr gelassen: „Die Richtigkeit der Motive zu beurtheilen, die zur Weltabgeschiedenheit veranlassen können, bin ich wohl zu jung und zu unerfahren. Ich glaube jedoch, daß Grundsätze allein hier gar nichts zu sagen haben, sondern nur das Wichtigste und Köstlichste, was ein Mensch nach meiner Meinung besitzt, seine Gemüthsstimmung, eine entscheidende Stimme hat. Ob Einer sich wohler in der Einsamkeit oder in der Welt fühlt, davon hängt es ab. Man kann zur Noth für einen Andern denken, wenn er selbst keine Einsicht hat, aber man kann für keinen Andern fühlen. Und das Glück, das hier die Wahl bestimmen soll, liegt doch immer nur im Gefühl."

Dies klang nicht so schmeichlerisch wie der Beifall, den ihm Milinka gezollt hatte, aber es lagerte sich wie ein Stoff zu fernerem und langem Nachdenken in seiner Seele ab. Vorläufig, im stillen Hinbrüten während der Heimfahrt, kleidete er diesen Stoff nur in die oft halblaut wiederholten Worte: „Matrjona und Milinka — Martha und Maria."

Gänzlich entfernt aber war er von dem Gedanken, diesen Gegensatz als eine Frage zu fassen, und „Martha oder Maria" vor sich hinzusagen.

Für die Gefährlichkeit des Wetters hatte die Tochter Nikolai's ein prophetisches Gefühl gezeigt. Denn während

der wenigen Stunden, deren Sergey bedurfte, um nach Hause zu gelangen, war ein völliger Schneesturm losgebrochen. Der Reisende hatte Ursache, die Vorsorge Matrjona's dankbar zu empfinden. Die folgenden Tage dienten dazu, der Furchtbarkeit und Strenge eines russischen Winters volle Entfaltung zu geben. Sergey verschloß sich in seine Bibliothek und fand Behagen an einem Zustande, der ungeheure Schneemauern aufthürmte, um ihn von der Menschenwelt völlig abzutrennen. Selbst Briefe und Zeitungen konnten einstweilen nicht zu ihm gelangen, weil die Ueberwehungen der Straßen den Postenlauf verhinderten. Wie ausgestorben war die ganze Gegend, und Sergey kam es vor, als ob er sich in einem Fabelreiche aufhielte, das nicht den Namen eines der Länder dieser Erde trüge.

Nachdem die Schneestürme aufgehört hatten, fror es gewaltig. Vögel stürzten todt aus der Luft. Die Arbeiter, die aufgeboten wurden, um mitten durch den Schnee hindurch glatte Bahnen für den Verkehr herzustellen, konnten nur langsam und unter großen Vorsichtsmaßregeln gegen die Kälte ihr Werk vollbringen. Wie früher der Schnee, so machte jetzt die Temperatur das Reisen fast unmöglich.

Dennoch schien sich der Postschlitten durchgearbeitet zu haben; denn Sergey erhielt endlich Sendungen aus Petersburg, unter welchen sich ein Brief seiner Tante, der Gräfin Tschatscherin, befand. Sie erzählte zuerst die Neuigkeiten der Hauptstadt, beschrieb die Genüsse, welche die Oper und das französische Theater boten,

und schilderte die Personen, die ihren Kreis bildeten. Dann ging sie mit ernsteren Worten auf ihren eigentlichen Zweck über.

„Du siehst, dieser Winter läßt sich glänzend an," schrieb sie, „er ist ja der erste, seitdem wir den neuen Czar und mit ihm den Frieden bekommen haben. Gott segne sie beide, den Kaiser und den Frieden! Wenn Dich nun weder Lust und Vergnügen bewegen können, Deine Einsamkeit aufzugeben, noch die neu erwachte Thätigkeit auf allen Gebieten Macht über Dich hat, Dich dem Müßiggange zu entreißen, so bin ich, falls Du hierin wirklich einen unwandelbaren Entschluß gefaßt haben solltest, weit entfernt, Dir deßhalb zu zürnen, oder auch nur zu grollen. Mich dünkt zwar, daß, wenn es sich, wie jetzt hier, überall regt und bewegt und ein neues, vielversprechendes Regiment an der Spitze steht, kein Mann von fünfunddreißig Jahren und in bester Gesundheit sich weigern sollte, an die Gestaltung besserer Zustände mit Hand anzulegen. Indessen habe ich über die Sache mit Peter Michailowitsch Nikitine gesprochen, den Du kennst und der ein vortrefflicher Mann ist. Er ist um fünf Jahre jünger als Du und scheint mir doch klarer zu sehen, als wir Alle. Er bestreitet mir gewissermaßen das Recht, hinsichtlich Deiner öffentlichen Laufbahn in die Dispositionen Deines Charakters widersprechend eingreifen zu wollen. Ich muß mich daher bescheiden, Dir meine Wünsche in dieser Beziehung, obgleich es bereits das zehnte Mal sein mag, noch einmal auszudrücken. Frauen sollen sich ja nicht in die

Angelegenheiten des öffentlichen Lebens mischen, nicht einmal durch einen darauf bezüglichen Rath

Einen Punkt giebt es jedoch, den ich nicht so gelassen behandeln kann. Du bist der Sohn meines Bruders, den ich von Jugend an mehr geliebt habe, als bis heute irgend einen Menschen, meine Kinder ausgenommen. Ich bin überzeugt, daß er sich im Grabe umdrehte, wenn er wüßte, daß Du als Junggeselle dahingehen und seinen Namen nicht fortpflanzen willst. Wenn Du keine angeborenen, sondern nur freiwillig übernommene Pflichten dem Vaterlande gegenüber anerkennst, wie du oft gesagt hast, so wirst Du Dich doch den Pflichten nicht entziehen wollen, welche Abstammung und Familie Dir auferlegen.

Komme also diesen Winter nach Petersburg, um Dir eine Frau auszusuchen! Du hast die Wahl unter den schönsten, vornehmsten und reichsten Töchtern des Landes. Welche Freude hätte ich, Deine Pläne durch meinen kleinen Intriguengeist zu unterstützen, der auch in den unschuldigsten Dingen nicht überflüssige Dienste thut! Davon will ich gar nicht sprechen, daß ich mein Haus durch neue, weibliche Verwandtschaften gleichsam wärmer machen möchte, da es bei allem Zudrange der Weltleute doch sehr kalt und einsam ist. Schreibe mir bald günstig über dieß Alles!"

Kaum hatte Sergey den Brief zu Ende gelesen, als ihm Wania meldete, das ganze Dorf wäre in Aufruhr gebracht, und zwar durch denselben Boten, der soeben mit den Postsendungen angekommen war.

Dichter Schneefall war nämlich wieder eingetreten; die Straßen waren auf's Neue verweht worden, und der Postschlitten, obgleich mit mehr Pferden als gewöhnlich bespannt, hatte sich in eine Vertiefung gesenkt. Schreiend, wimmernd und fluchend hatten sich die zahlreichen Passagiere so weit aus dem Schnee heraus gearbeitet, um nicht sogleich ersticken zu müssen, doch konnten sie sich nicht selbst befreien, man mußte ihnen mit den nöthigen Geräthschaften zu Hülfe kommen. Einem der Postillone war es gelungen, ein Pferd loszuspannen, das Briefpacket an sich zu nehmen und reitend das Dorf zu erreichen. Nun sollte Alles, was Hände und Schaufeln besaß, auf so vielen Fuhrwerken, wie nur immer aufzutreiben, zur Unglücksstätte hinauseilen.

Sergey Iwanowitsch ließ sogleich satteln, beschleunigte durch sein Erscheinen, sein Zureden und seine zweckmäßigen Befehle die Bereitmachung der Leute und setzte sich an die Spitze des hülfebringenden Zuges.

Der Anblick und das Anhören der Reisenden war schrecklich. Sie waren beflissen, bei gehemmter Bewegung in grimmiger Kälte sich vor einschlafender Betäubung und folglich vor Erfrieren hauptsächlich durch den Gebrauch ihrer Lungen zu schützen. Die Jammertöne verstummten jedoch sogleich, als die Ankunft des Zuges Gewißheit der Befreiung gab; es schien, sobald sie sich gerettet wußten, daß das Unbehagen einer Calamität, die nothwendig zur Natur ihres „heiligen“ Rußlands gehörte, sie nicht weiter anfechte.

Mitten im Arbeiten der Leute vernahm Sergey

eine Stimme, die ihm bekannt schien, ohne daß er sich ihres Besitzers sogleich zu entsinnen gewußt hätte. Er legte mit Hand an in der Richtung, aus welcher die Stimme hervordrang, und hatte bald das Vergnügen, daß ihm Herr Doctor Hesekiel Nazarus in die Arme fiel.

Der arme Deutsche schien der Einzige zu sein, auf welchen die Schrecken der Lage auch in moralischer Beziehung einwirkten. Auf die Beine gebracht und auf sichern Boden gestellt, rührte er sich nicht mehr vom Platze. Sein Gesicht drückte neben physischem Schmerz auch trauriges Erstaunen aus, daß solche Ereignisse unter Gottes Himmel überhaupt möglich seien. Nachdem er lange mit Verwunderung im Kreise umhergesehen, blieben seine Augen auf Sergey haften, den er jetzt erst deutlich zu erkennen schien. Nazarus sprach aber kein Wort, und der Ausdruck der Ueberraschung wich nicht aus seinen Zügen.

„Was haben Sie? Was denken Sie?" fragte der Edelmann unwillkürlich.

Lakonisch erwiderte Nazarus:

„Ich bin gewaschen."

„Das glaube ich wohl," sagte Sergey, „aber nun lassen Sie sich auch abtrocknen!"

Und er sorgte dafür, daß einer der Schlitten für den armen Sprachmeister zurecht gemacht wurde, ritt nebenher und richtete keine Frage mehr an den Verunglückten, wie Vieles auch zu erfragen gewesen wäre. In seinem Hause übergab Sergey den Sprachmeister der Behandlung Wania's, der sehr gut wußte, wie

man einen Halberfrorenen wieder zu Leben und Behagen bringt. Nach dem Genuß heißer Getränke und glücklichem Ueberstehen der mit ihm vorgenommenen Manipulationen schlief Nazarus bis zum späten Morgen des nächsten Tages und erschien dann mit seinem gewohnten Gleichmuth am Frühstückstisch des Gutsherrn.

Noch verhielt sich der Sprachmeister sehr schweigsam, seine Miene jedoch spiegelte Zufriedenheit, sodaß Sergey ihn nicht durch wichtige Erkundigungen im vergnügten Hinbrüten stören wollte. Als aber Nazarus den Inhalt des Samowars in die Tasse fließen sah, verdüsterte sich seine Miene plötzlich und auffallend. Er suchte in allen seinen zahlreichen Taschen mit Verzweiflung, und wenn kein Capital bei ihm zu vermuthen war, so konnte man doch glauben, er hätte ein ihm anvertrautes verloren.

„All mein elendes Gepäck trug ich um den Leib gebunden," stöhnte er endlich, „und kein Stückchen fehlt. Aber das Kostbarste von den schnöden Gütern dieser Erde, meine Pfeife, meine kurze Reisepfeife —"

Er rang die Hände.

„Die ist wohl im Schnee stecken geblieben," sagte Sergey, „aber — "

„Nein," unterbrach ihn Nazarus, „ich erinnere mich jetzt, ich habe sie im Postwagen zurückgelassen. Unter'm Schnee habe ich nicht geraucht und später war ich wie verdonnert und verwettert. Ich will gleich —"

„Aber," schrie er auf, sich selbst unterbrechend; „jetzt fällt mir bei, der Postschlitten ist ja gewiß schon

ohne mich davongefahren. Mein Reiseschein gilt nur für den bestimmten Tag, und es ist auf dem Schein zu lesen, daß auf einen Passagier, der sich von einer Station entfernt, nicht gewartet wird."

„Kamen Sie denn nicht zu mir? War das nicht Ihr Reiseziel?"

„Keineswegs. Ich wußte nicht einmal, daß das Gut auf dem Wege liegt. Wie sollte ich mich erdreisten, uneingeladen —! Aber was soll ich jetzt anfangen?"

Der Gutsherr bedeutete ihm, den Thee nicht erkalten zu lassen, und sagte dann mit Lächeln:

„Für beide schreckliche Fälle weiß ich Abhülfe. Ich besitze von meinem Großvater her eine Pfeifensammlung, um die ich mich gar nicht kümmere; ich genieße nur Tschibouk oder Cigarre. Ich hoffe, ein Stück der Sammlung wird würdig sein, das Verlorene zu ersetzen. Und was das Versäumen der Post betrifft, so war es meine Schuld; ich habe Sie in mein Haus entführt. Es ist daher meine Pflicht, für einen neuen Reiseschein zu sorgen, wenn Sie mir nur sagen wollen, wohin?"

„Nach Moskau."

Nazarus nahm nach und nach seine frühere vergnügte Miene wieder an, und Sergey ließ ihm schweigend Zeit, sein Mahl zu beenden. Dann führte er seinen Gast in das Rauchzimmer, und als Nazarus seinen Tabak in Brand gebracht hatte, bat Sergey um Nach-

richt vom Freunde Nikolai Alexandrowitsch und von dessen ganzem Hause.

„Alles sehr wohl," sagte Nazarus und wähnte sich sehr fein auszudrücken, wenn er hinzufügte: „Sehr wohl Alles, so weit es den Körper betrifft, aber was die Kleider anbelangt —"

Und er schwieg und schüttelte den Kopf mit bedenklichem Gesicht.

„Die Kleider? Wie meinen Sie dies?"

„Ich meine, in den Kleidern sind Taschen und in den Taschen ist — nichts," platzte Nazarus ohne weitere Versuche, fein zu sein, heraus.

Und nun erzählte er umständlich die Verlegenheiten und Bedrängnisse des Hauses Towaroff in Folge der Schulden, die auf dem Besitze Andrejewo lasteten, und wie die Nervenerregung, die der Arzt den Gesprächen mit dem Freunde zugeschrieben, eigentlich in der materiellen Pein und Sorge des Gutsherrn wurzelte, der, abgesehen von der momentanen Noth und der damit verbundenen unangenehmen Correspondenz eines jeden Tages, noch von dem Zwange gequält war, als heiterer Lebemann seine Tage in einsamer Zurückgezogenheit hinbringen zu müssen. Er hatte nun, weil die Antwort auf einen Vorschlag, den er seinem Moskauer Advocaten gemacht, durchaus nicht eintreffen wollte, Nazarus, in Ermangelung eines besseren Vermittlers, veranlaßt, einen Bescheid in Moskau zu ertrotzen und zurückzubringen.

Sergey hörte diese Eröffnungen mit Bestürzung

an und versank in tiefes Nachdenken. Sein Gast war jedoch nicht der Mann, dem er seine Gedanken hätte mittheilen wollen. Er bestand jetzt darauf, daß Nazarus seine Mission ohne Zögerung wieder aufnehme, und stattete ihn mit Allem aus, was die Reise beschleunigen und zugleich möglichst behaglich machen konnte.

Wieder allein geblieben, ging Sergey mit großen Schritten in seinem Bibliothekzimmer auf und nieder.

„Von dieser ganzen Misère," dachte er, „habe ich keine rechte Vorstellung gehabt; ich glaubte immer nur, es handle sich um Kleinigkeiten und Späße. Nikolai ist ein idealer Mensch — ich habe das immer gewußt. ‚Die Freundschaft darf nicht zum Mittel für gemeine Zwecke dienen; Geld leiht man sich nicht von seinen Freunden, sondern von seinen Feinden aus,' hat er oft lachend gesagt. Lieber den Gleichgültigsten, den Fremdesten, als den Freund unter der Erbärmlichkeit des eigenen Schicksals leiden zu lassen — das war immer sein Grundsatz. Aber trotz alledem — jetzt muß geholfen werden."

Sergey setzte sich nachsinnend an einen Schreibtisch, wo unter einem Briefbeschwerer die Schrift der Gräfin Tschatscherin hervorlugte. Mechanisch zog Sergey das Schreiben hervor und las es noch einmal durch.

„Die Tante hat im Grunde Recht," sagte er sich, „ich bin es meinen Vorfahren schuldig, meinen Namen nicht erlöschen zu lassen, und ich bin es mir selbst schuldig, wenn ich schon nicht dem Vaterlande dienen

kann, ein Weib, ein Kind so glücklich werden zu lassen, wie es in meiner Macht liegt. Man kann nur dann mit gutem Gewissen für sich selbst leben, wenn man dabei auf irgend eine Weise für Andere lebt, und eine gute Ehe erlaubt dies, ohne daß man deßhalb sein Selbst in ein verhaßtes Joch spannen müßte. Jetzt ist aber nicht Zeit, daran zu denken — oder doch?"

Er stand auf und ging wieder umher.

„Ja," sagte er sich mit Entschlossenheit, „das ist zugleich der einzig richtige Weg, um Nikolai zu helfen. Er hat zwei Töchter, ich will ihm eine abnehmen, ob Matrjona oder Milinka — Martha oder Maria, das frage ich mich jetzt nicht. Genug, die Versorgung einer Tochter ist schon an und für sich eine Erleichterung seiner Lage und, was noch mehr bedeutet, gestattet mir auch, in das Detail seiner Verhältnisse einzudringen und Rath zu schaffen. Nun, wahrhaftig! Die Werbung ist doch wohl ein genug wichtiges Ereigniß, um mir nach unserem Vertrag zu gestatten, noch vor Neujahr auf Andrejewo zu erscheinen." — —

Nichts merkte man an der Lebensführung, die im Herrenhause Andrejewo waltete, von den Qualen und Sorgen, die das Gemüth des Gutsherrn zerrissen. War die Befriedigung des Nothwendigsten auch bis zur Kümmerlichkeit einfach, so blieben doch die Geschäfte wie die Genüsse des Tages von einem ungestörten Frieden umhegt. Denn Nikolai war bei soldatisch rauhen Manieren und bei aller Rücksichtslosigkeit, wenn

es sich für ihn um ein Vergnügen oder ein Behagen handelte, außerordentlich zartfühlend; er hätte sich lieber getödtet, als unnützer Weise seine Umgebung zu Leidensgefährten in seinen Sorgen gemacht. Dennoch gingen, ohne daß er es wußte, gleichsam die Athemzüge seines Unglücks durch das Haus. Man sprach sich nicht darüber aus, aber man schmachtete nach einer Freude — und sie kam, als in einer Abendstunde, unvermuthet wie ein Wunder, Sergey Iwanowitsch Nikrachewsky in den Hof einfuhr.

Der Jubelschrei, mit dem ihn der Knecht empfing, pflanzte sich fort bis in das Cabinet Nikolai's, der hierauf mit den Sprüngen eines Knaben die Treppe hinabeilte. Im Salon harrten die Mädchen des Angekommenen, und man saß bald gemüthlich am warmen Ofen, bis Matrjona, die wie immer geschäftig ab und zu ging, mit dem Ausdruck des Befremdens meldete, daß Wania ein ganzes Magazin von Wein und Delicatessen aller Art in die Küche abgeliefert habe.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," sagte Sergey, „aber ich weiß nur zu gut, daß wir auf unseren Herrenhäusern in dieser Jahreszeit von Allem abgeschlossen sind, was angenehm schmeckt. Und da ich schon reiste, so bin ich über den Ort gegangen, wo man sich assortiren kann. Werfen Sie getrost weg, Fräulein Matrjona, was Ihnen für das Haus nicht paßt, und für das Brauchbare werde ich Dir die Rechnung präsentiren, Nikolai Alexandrowitsch."

Dieser, als er von einer Rechnung hörte, starrte betrübt vor sich hin.

„Apropos!" fuhr Sergey fort, „ich habe eine Botschaft für Dich, Nikolai. Du sollst einen Brief lesen, den mir meine alte Tante, die Gräfin Tschatscherin geschrieben hat. Den muß ich Dir zeigen, wenn wir allein sind. Nicht, daß ich so unschicklich und grausam wäre, vor den Damen ein Geheimniß zu haben, aber es ist zunächst Dein Geheimniß, Nikokai, und es brennt mir auf der Seele; ich werde bessern Appetit haben, wenn Du erst davon Kenntniß hast."

„Dann komm' in mein Zimmer!" rief Nikolai und ging der Thür zu. Sergey folgte ihm, nachdem er um Verzeihung gebeten hatte für Störung des Familienkreises, die nicht von langer Dauer sein sollte.

Als die Freunde allein waren, sagte Sergey:

„Du fragtest noch nicht nach dem Ereigniß, das mich in Dein Haus geschneit hat; nach unserm Vertrag dürfte es doch nur etwas Außerordentliches sein."

„Dein Kommen ist mir immer ein Ereigniß," erwiederte Nikolai, „Du erfüllst also die Vertragsclausel schon dadurch, daß Du kommst. Uebrigens hast Du ja auch etwas Außerordentliches in der Tasche, wie Du sagst: den Brief der Gräfin."

„Nun es kann etwas werden," lächelte Sergey, „meine gute Tante will mich verheirathen! Lies!"

„Jedes Wort ist eine Perle," rief Nikolai, nachdem er den Brief der Gräfin gelesen hatte. „Du bist

natürlich dagegen, und wir fangen gleich wieder zu streiten an."

„Diesmal nicht, Nikolai. Denn das Ereigniß ist, daß ich mich entschlossen habe, zu heirathen."

Nikolai sprang auf und umarmte seinen Freund.

„Hurrah! Und wen hast Du gewählt?"

„Ich habe Dir schon im Salon gesagt, daß die Sache zunächst Dein Geheimniß ist. Du mußt für mich wählen."

„Du bist nicht gescheidt, Sergey Iwanowitsch; ich komme nicht mehr in die Welt, sehe keine Weiber mehr; ja, wenn Du mich vor fünf Jahren gefragt hättest! Die schönsten Mädchen, die ich kannte, sind seitdem alt geworden oder haben ihre Männer."

„Du hast aber zwei im Hause, die noch ganz Knospe sind."

„Meine Mädchen!" sagte Nikolai fast bestürzt und schlug die Hände wie bei einer unangenehmen Ueberraschung zusammen; „welche Fliege hat Dich gestochen? Du bildest Dir wohl ein, die Mitgift läge hier im Kasten? Ich sage Dir, Sergey Iwanowitsch, sie bekomme keinen Kopeken. Mütterliches war niemals vorhanden, und ich, Gott sei's geklagt, bin ein armer Teufel. Daran hast Du wohl noch nicht gedacht?"

„Es ist wahr," erwiederte Sergey, „daran habe ich nicht gedacht. Aber — Du kennst mich ja als einen verstockten und eigensinnigen Menschen — ich denke auch jetzt nicht daran und werde niemals daran

denken. Ich denke nur daran, um jeden Preis Dein Schwiegersohn zu werden."

„Hast Du Dich denn schon mit meinen Töchtern verständigt? Welche von Beiden liebt Dich, welche liebst Du?"

„Höre mich an, mein theurer Freund!" sagte Sergey in einem Tone, der seinen Ernst und seine tiefe Bewegung verrieth. „Ich bin Quietist, und wie ich selbst ein Mann ohne Leidenschaft bin, so weiß ich, daß ich auch schwerlich Leidenschaft zu erregen vermag. Ich bin fünfunddreißig Jahre alt, also fast schon ein Alter, bin ein wenig melancholisch und obgleich ich mich stets bemühte, dies vor Anderen zu verbergen, kann es doch ohne mein Wissen zum Vorschein gekommen sein. Ich bin nach alledem, wie Du siehst, weder liebenswerth noch liebenswürdig. Nun finde ich aber die Gründe meiner Tante Varinka ganz richtig, warum sollte ich es nicht versuchen, was sich durch Liebe nicht mehr erreichen läßt, vielleicht durch Freundschaft zu erreichen?"

„Erkläre mir das näher!"

„Du zweifelst wohl nicht, daß meine Freundschaft für Dich und Deine Kinder groß genug ist, um mich wünschen zu lassen, zur Familie zu gehören. Es fragt sich, ob auch die Freundschaft eines Deiner Kinder groß genug ist, um, blos auf dieses Gefühl gestützt, einen Lebensbund schließen zu wollen. Da ich keine von Beiden liebe, so liebe ich Beide; das will sagen: da ich keine Leidenschaft habe, so habe ich auch kein Recht, zwischen

Beiden zu wählen. Diejenige aber, die sich für mich entscheiden sollte, wird sich im Freunde nicht getäuscht finden."

Nikolai dachte lange nach, dann sagte er:

„Laß mich's überschlafen, und vorläufig kein Wort zu den Mädchen!"

Die Freunde begaben sich in den Salon zurück, wo inzwischen der Abendtisch vorbereitet worden war. Wenn bisher die unausgesprochene Betrübniß des Familienvaters einen Schatten über die Stimmung der Seinen geworfen hatte, so belebte jetzt eine in ihren Ursachen gleichfalls unergründete Heiterkeit Nikolai's den ganzen Kreis. Der gute Mann wurde mit jedem Augenblick, in welchem er sich immer deutlicher das Glück ausmalte, welches die Werbung für sein Haus zur Folge haben könnte, lebhafter und gleichsam jünger; er sprach viel, trank mit ausgesprochenem Behagen, pries Sergey wegen der klugen Voraussicht, guten Proviant mitgebracht zu haben, trällerte zuweilen den Anfang eines alten Liedchens, und lange nicht empfundene Fröhlichkeit stieg in den Herzen Matrjona's und Milinka's auf.

Auch sie begannen die unschuldigen Regungen ihres Gemüthes unbefangen hervortreten zu lassen. Matrjona erzählte von dem einzigen Balle, den sie in ihrem Leben mitgemacht, auf einem Gute in der Nachbarschaft, und gab, um den Tisch herumtanzend, eine komische Probe von den Manieren ihrer damaligen Tänzer. Milinka, auch in glücklichen Momenten von

einem Zuge schwärmerischen Ernstes nicht verlassen, recitirte deutsche und französische Gedichte und wurde durch zarte und liebevolle Anspielungen ihrer Schwester sogar zum Geständnisse gebracht, daß sie selbst schon Verse zu machen versucht und daß der verwegene Ehrgeiz, einst Schriftstellerin zu werden, sie zuweilen nicht schlafen lasse.

Sergey frischte in sich die Laune auf, um heitere Erinnerungen an seine Reisen und an seine Beziehungen zur großen Gesellschaft mitzutheilen. Man lachte viel und wurde des Fluges der Stunden nicht gewahr, bis Nikolai endlich aufstand und rief: „Kinder! Ihr seht jetzt etwas, was Ihr noch nicht mit Augen gesehen habt, seit Ihr auf der Welt lebt."

„Was wäre das?" fragten die Mädchen wie aus einem Munde.

„Die zweite Stunde nach Mitternacht. Da man aber mit den Seltenheiten des Lebens sparsam umgehen soll, so bewahrt Euch den Anblick der noch folgenden Nachtstunden bis zum Morgen für spätere festliche Gelegenheiten auf und geht jetzt schlafen!"

„O, ich habe schon manche späte Nachtstunde gesehen," sagte Milinka, „aber freilich im Finstern in wachen Träumen."

„Dafür hast Du wahr und gewiß auch niemals eine frühe Morgenstunde gesehen," entgegnete Matrjona lachend und neckend.

Man trennte sich. Nikolai hatte anfangs die Absicht gehabt, die Mädchen noch an diesem Abend, bevor

sie sich zur Ruhe begaben, von der Werbung Sergey's in Kenntniß zu setzen, aber er fürchtete jetzt, ihnen dadurch eine Aufregung zu verursachen, die ihnen noch den Rest der Nacht geraubt hätte. Er schied von Sergey mit den lachenden Worten: „Ich habe sehr wichtig zu schlafen; denn ich muß es ja überschlafen."

Sehr vergnügt zog sich auch Sergey zurück. Er hatte im Hause der Noth und Sorge glückliche Menschen gesehen. „Das sind auch die besten Menschen," sagte er sich, „die so leicht in glückliche Stimmung zu versetzen sind, und sie verdienten ein Glück, das solidere Ursachen hätte, als eine flüchtige Stimmung. Welch instinctives Verständniß, wie es nur die innigste Liebe giebt, müssen diese Mädchen für ihren Vater haben, wenn seine heitere Miene, seine unumwölkte Stirne schon genügt, alle versteckte Jugendlust in ihnen aufjauchzen zu machen! Liebe, liebe Kinder sind es."

Er war reisemüde; er trachtete in's Bett zu kommen, aber statt zu schlafen, setzte er seine Gedanken fort.

„Beide sind gleich hübsch, ja sie sind schön. Milinka mahnt an die heilige Cäcilie, Matrjona an eine Madonna Murillo's. Milinka würde helfen, ein Leben in tiefster Abgeschiedenheit zu vergeistigen, Matrjona ein Leben im Trouble der Welt unendlich behaglich zu machen. Die Dinge dieses Erdenlebens sind pure Nichtigkeit; ich erweise ihm nicht die Ehre, sein Gutes zu wollen, darum zu kämpfen, ich bin zufrieden, wenn ich zur Abwehr, zum geistigen Widerstande gegen sein Böses genugsam gerüstet bin. Ich habe mein Schicksal in

die Hände dieser Mädchen gelegt, vorausgesetzt, daß sie überhaupt Lust haben, darüber zu entscheiden."

Auch Nikolai schlief nicht. Er überdachte, was er seinen Töchtern sagen wollte. So gewiß es war, daß er zur Ordnung seiner zerrütteten Verhältnisse Sergey's künftige Hülfe in Anspruch nehmen durfte, sobald dieser sein Schwiegersohn war, so unerläßlich war es, daß den Mädchen keine Ahnung aufsteigen dürfe, wie sehr es sich in dieser Angelegenheit um das Glück des Vaters handelte. Sie würden sonst blindlings, ohne Rücksicht auf Neigung oder Widerwillen, ihre Zustimmung gegeben und gelooft haben, welche von Beiden sich als die Braut Sergey's erklären sollte. Nikolai aber wollte, daß unter allen Umständen die Entscheidung aus einem von jeder Nebenrücksicht freien Gefühle entspringe.

Am nächsten Tage blieb Alles so still im Hause, daß der Gast weder den Vater noch die Töchter in den Vormittagsstunden zu Gesicht bekam. Nikolai war, als man ihm gesagt, daß Matrjona wieder bei ihren häuslichen Beschäftigungen und Milinka bei ihren Büchern sei, in das Zimmer seiner Kinder gekommen und hatte eine lange Unterredung mit ihnen geführt. Jetzt, vor Tische, kam er zu Sergey und zeigte eine betrübte Miene.

„Wir haben es nicht gut gemacht, Bruderherz," sagte er; „die Kinder, die neugierig vor mir standen, waren von der Proposition, daß eine von ihnen Dich nehmen sollte, so überrascht, ich will nicht sagen, bestürzt, daß sie auf ihre Sessel niedersanken. Sie ließen

die Köpfe hängen. Ob sie Dich denn nicht leiden könnten, ob sie Dich haßten? fragte ich. Da betheuerte Jede einzeln mit feurigen Worten — und ich habe sie selten in einer Sache in solcher Uebereinstimmung gefunden — daß sie Dich liebe, wie einen theuren Freund; aber um keinen Preis — kurz, wir haben es nicht gut angefangen. Denn ich will Dir etwas sagen, Sergey Iwanowitsch!"

Er räusperte sich und rang nach dem Ausdruck:

„Weißt Du, daß, wenn Du an Eine herangetreten wärest, an welche immer, aber mit entschlossener Wahl, sie hätte Dich sogleich genommen. Denn sie sind Dir Beide gut, und die Gewählte hätte sich geliebt geglaubt und wäre von der Andern beinahe beneidet worden. Jetzt, da Du sozusagen um Beide zugleich wirbst, vermissen sie die Liebe in Dir, und für Keine hat die Sache irgend einen Reiz."

Sergey senkte betroffen das Haupt.

„Was sagte ich den Kindern darauf?" fuhr Nikolai fort: „Ihr seid unerfahrene Mäuse. Ihr kennt die Fallen nicht, die Euch das Leben stellt. Wißt Ihr, was geschieht, wenn ich meinem Freunde vermelde, daß Jede von Euch sich weigert, ihn zu erhören? Ein abgewiesener Freier kommt niemals wieder in das Haus, in welchem er einen Korb bekommen hat — das fordern Selbstgefühl und Schicklichkeit."

Nikolai betrachtete nach diesen Worten fragend seinen Freund, und da dieser mit keinem Zuge des Gesichts seine Meinung verrieth, fuhr Nikolai fort:

„Kaum hatte ich dies den Mädchen gesagt, als sie in ein Jammergeschrei ausbrachen. Sie beschworen mich, Dir von meiner Unterredung mit ihnen noch gar nichts zu sagen. Ich sollte Dir melden, ich hätte die Werbung noch hinausgeschoben; ich müßte Deinen Antrag selbst noch bedenken. Ich versprach es ihnen nicht, aber, wenn Du willst, so kannst Du thun, als wüßtest Du von ihrer Weigerung noch nichts, und kommst also ganz unbefangen zu Tische. Ja, wenn Du ignorirst, daß ich für Dich geworben und vergeblich geworben habe, so bekommst Du ihnen gegenüber freie Hand, noch gut zu machen, was verdorben ist, nämlich Dich für die Eine oder die Andere bestimmt zu entscheiden."

„Ich tauge nicht zum Komödienspiel," erwiderte Sergey; „ich soll mich jetzt stellen, als wüßte ich nicht, daß sie meine Absichten von Dir erfahren haben? Wenn ich auch unbefangen bliebe, würden sie es bleiben? Wäre es nicht immer ein gestörtes Beisammensein? Nein! Ich lege Deinen Töchtern die Karten offen auf den Tisch. Bringe mich noch in dieser Stunde mit ihnen zusammen, ich habe ihnen einen Vorschlag zu machen, und Du mußt dabei sein und Deine väterliche Einwilligung geben."

Die vier Betheiligten kamen im Salon zusammen, dessen Thüren gesperrt wurden.

„Meine Fräulein," sagte Sergey, „die unbestimmte Werbung, die Ihnen der Vater überbrachte, sollte mir nur das Recht verschaffen, Ihnen sagen zu dürfen, was ich mit Ihnen vorhabe. Die Gräfin Varinka Tschat-

scherin, meine Tante, wünscht lebhaft meine Verheirathung. Trotz großer Kreise, die sie umgeben, lebt sie sehr einsam. Ihre Tochter ist in Paris verheirathet; die Tante sehnt sich nach einer Nichte, an der sie wieder etwas Verwandtes, eine weibliche Stütze um sich hätte. Wenn ich nun die Töchter meines theuersten Freundes gefragt habe, ob sich eine als Lebensgefährtin mir anschließen wolle, so war ich nicht so vermessen zu glauben, die Entscheidung werde augenblicklich erfolgen. Nicht nur bin ich dazu nicht jung, schön und anspruchsvoll genug, gegenüber so vieler Jugend, Schönheit und Berechtigung, das Beste anzusprechen — auch Sie, meine lieben Freundinnen, sind dazu nicht welterfahren genug. Sie haben bisher in trauter Stille, fern vom Treiben der Welt gelebt; ich bin fast der einzige Mann der sich Ihnen näherte — es hieße Ihre Jugend, Ihre Unerfahrenheit ausbeuten, wenn man Sie wählen ließe, ohne daß Sie mit Anderen vergleichen können, ohne daß Sie jemals Gelegenheit gehabt, die Menschen, die Verhältnisse der großen Welt kennen zu lernen."

Er hielt inne; die Mädchen schlugen die Augen nieder. Die Miene Matrjona's schien Zustimmung zu dem Gesagten auszudrücken, die Milinka's eher Verletzung, daß man ihr, der Vielbelesenen, die Kenntniß der Dinge dieser Welt nicht zutraute.

„Ich habe nun gedacht," fuhr Sergey fort, „daß es gut wäre, Ihnen Gelegenheit zu geben, die Welt kennen zu lernen. Wenn ich der Tante schreibe, daß ich diejenige von Ihnen zur Gattin wählen will, die sich

nach einigem Verkehr im Leben der Welt dafür entscheidet, so wird die gute Frau Sie mit offnen Armen in ihrem Hause empfangen, zunächst erfreut darüber, Jugend und Frohsinn um sich zu haben. Sie verbringen die Wintermonate in Petersburg. Sie beobachten, wie es in der großen Gesellschaft aussieht, Sie begegnen Männern, ausgezeichnet durch Geist, Liebenswürdigkeit und hervorragende Stellung, auch der Werth oder Unwerth weltlicher Freuden macht sich Ihnen fühlbar — und wenn sich Ihnen zuletzt ein Loos nach Ihren Wünschen darbieten sollte, besser als Sie es an meiner Seite finden, so trete ich zurück, zwar mit dem Schmerz, entsagen zu müssen, aber mit befriedigter Freundschaft. Darum bitte ich Sie, mir zu gestatten, wenigstens an die Möglichkeit zu glauben, daß Sie sich einst für mich entscheiden; denn diese Möglichkeit allein giebt mir das Recht, Sie bei meiner Tante einzuführen, und sichert Ihnen von ihrer Seite den freudigsten Empfang. Wollen Sie nach Petersburg reisen?“

Matrjona sprang lachend von ihrem Sitze auf und klatschte in die Hände.

„Es wäre himmlisch, Petersburg zu sehen, all die berühmten Plätze und Promenaden, die Boutiquen, die Theater, die Gesellschaften! Und was man da lernen kann für Haus und Leben, tausend Dinge, die wir auf dem Lande nie erfahren!“

Milinka blieb ruhig auf ihrem Sitz; ein Zug verächtlicher Gleichgültigkeit spielte um ihre Lippen.

„Die Welt bietet nichts, was das Herz ausfüllen

könnte — ich weiß es! All der Glanz und die Vergnügungen haben keinen Reiz für mich, aber ich wäre es im Grunde zufrieden, meine richtige Werthschätzung der Dinge dieser Welt auch einmal thatsächlich zu erproben."

„Halt!" sagte jetzt Nikolai, „darüber habe ich vorher noch ein Wort mit diesem Schwärmer zu sprechen."

Er zog Sergey in die Fensternische und eine leise Debatte, eifrig aber kurz, wurde über die finanziellen Mittel zur Ausführung des Planes zwischen den Freunden geführt. Sergey nannte es Verrath am Vaterlande und an der Freundschaft, wenn bei diesem Anlaß der ganze Umfang russischer Gastfreundschaft nicht unbedenklich in Anspruch genommen würde. Außerdem bekannte er rund heraus, daß er Kenntniß von der gefährlichen Lage Nikolai's gewonnen habe und diesen für verpflichtet halte, Vorschläge anzuhören, deren Erwägung nur an Ort und Stelle, nur in Petersburg möglich wäre. Nikolai mußte zugeben, daß, nachdem der Freund sich in die Sachlage gleichsam eingedrängt hatte, es am besten wäre, ihm für einige Zeit die Führung zu überlassen.

So kehrte denn Nikolai zu seinen Töchtern zurück, um ihnen seine Zustimmung zu der Reise nach Petersburg mitzutheilen. Die Mädchen umarmten sich im ersten Augenblicke des Entzückens. Denn eine Abwechslung im „ermüdenden Gleichmaß der Tage" war auch für Milinka erfreulich, obgleich ihre Wehmuth, gewohnte

Verhältnisse verlassen zu müssen, gleich wieder zum Vorschein kam und sie von Neuem die Ueberzeugung aussprach, daß die Welt ihr kein Glück zu bieten haben werde. Matrjona hingegen machte kein Hehl aus ihrem Jubel, aus der vollen, kindlichen Hingebung an die unerwartete Freude.

Es wurde nun beschlossen, daß Sergey nach seinem Gute zurückkehre, um von dort aus der Gräfin Tschatscherin den bevorstehenden Besuch anzuzeigen und seine häuslichen Angelegenheiten für eine längere Abwesenheit zu ordnen. Dann sollte er wieder in Andrejewo erscheinen, um gemeinsam mit Nikolai und seinen Töchtern die Reise nach Petersburg anzutreten.

Auf seiner Heimfahrt machte sich Sergey klar, daß die Bedenkzeit, die er mit dem Aufenthalt in der Hauptstadt den Mädchen einräumte, eigentlich eine war, die er sich selbst gönnte. Matrjona's ungemessene Freude, die lärmenden Vergnügungen der großen Welt in Aussicht zu haben, entsprach nicht seinem Geschmack, und dennoch lag darin etwas Räthselhaftes, das ihn anzog; Milinka's Abneigung gegen die rauschenden Genüsse stimmte zu seiner eigenen Denkungsweise, und dennoch fand er darin etwas ihm Widerstrebendes, das er sich augenblicklich nicht zu erklären vormochte. Von den Begebenheiten in der großen Stadt war ein Klarwerden über jenes Räthselhafte und dieses Widerstrebende zu hoffen.

III.

Peter Michailowitsch Nikitine, der Mann, den die Gräfin Tschatscherin im Briefe an ihren Neffen als einen so vortrefflichen Weltmann und Lebenskenner gerühmt hatte, gehörte einer der ältesten russischen Adelsfamilien an. Fürstliches Blut rollte in seinen Adern.

Er war in der That in dem Sinne, in welchem alte Frauen den Werth des Menschen zu schätzen pflegen, ein vortrefflicher Mann, das heißt: er war praktischen Geistes und wußte mit Geschick und Klugheit Alles zu erreichen, was ihm in seiner politischen Laufbahn oder in geselliger Beziehung wünschenswerth schien. Daß er dabei ohne gründlichen Ernst der Gesinnung, ohne Charakter war, wurde in einem Lande, wo der Firniß Alles ist, kaum bemerkt; daß er die Frauen liebte, vergötterte, jeder Schönheit huldigte und nachstrebte, ohne dabei jemals mit der Seele betheiligt zu

sein, ewig auf Genuß und Vergnügen bedacht, wurde ihm von Denjenigen, die nicht selbst darunter zu leiden hatten, nicht nur verziehen, sondern sogar als genial und liebenswürdig angerechnet, ja diese Eigenschaft, statt den Frauen, die darum wußten, eine Warnung zu sein, schien seine kühnsten Unternehmungen noch zu begünstigen.

Er hatte unter den Männern keine wahren Freunde, wie Viele ihm auch schmeichelten, weil sie seinen Einfluß gebrauchen zu können hofften. Er selbst hatte kein Bedürfniß nach Freundschaft — mit einer einzigen Ausnahme. Die Gräfin Tschatscherin war seine Vertraute, und diese alte Frau, die bereits seine Großmutter hätte sein können, war das einzige weibliche Wesen, dem er Wahrheit, Offenheit, innern Respect entgegenbrachte.

Der letzte Wagen rollte aus dem Palast der Gräfin. Die Gesellschaft war nicht sehr zahlreich gewesen; sie hatte sich größtentheils uneingeladen, zufällig zusammengefunden, die Nacht war darum auch noch nicht weit vorgerückt, als die Säle sich leerten.

Nur Nikitine blieb zurück. Solche Momente waren es gerade, in welchen er ihr am willkommensten erschien; denn sein Geplauder half ihr, über die Stunden der Schlaflosigkeit, wie sie das Alter heimsuchen, leichter hinwegzukommen. Sie setzte sich dann in ihrem allerliebsten kleinen Schreibzimmer vor einen Ofenschirm, dessen Oberfläche ein Mosaik von grotesken Zeichnungen, Carricaturen und Bilderräthseln war. Für den Ge-

sellschafter der alten Frau galt es dann, die einschläfernde Wirkung, die das Anstarren und Entziffern dieser bunten Malereien hatte, zu beseitigen oder auch, wenn das nicht gelingen wollte — zu unterstützen.

Die Gräfin vernahm gern die pikante Chronik der Salons aus dem Munde ihres Freundes. Er verstand es, Geschichten zu erzählen, die Niemand gewagt hätte vor ihr Ohr zu bringen, weil nicht leicht sonst Jemand die Form gefunden hätte, in der sie dergleichen vertrug. Er aber lachte in ihrer Gesellschaft wie sonst nirgends, ohne den Zwang, den er überall beobachtete, kindisch, ausgelassen.

„Sie ermuntern mich zu stark, Nikitine," sagte die Gräfin, als an diesem Abend wieder einmal sein helles Gelächter erscholl; „ich muß Ihre Fröhlichkeit dämpfen: auf welchem Punkt sind Sie gegenwärtig mit Léonide?"

Er wurde sogleich ernsthaft und antwortete:

„Sie ist mein Tod. Ich gebe Ihnen die Versicherung, ich sterbe an ihr."

„Ich bin nahe daran zu lachen, wie Sie," erwiderte die Gräfin; „denken Sie gar nicht daran, junger Mensch, daß ein Schmerz nicht wahr sein kann, der nur in dem Moment wahr ist, in welchem Sie daran erinnert werden, nachdem Sie noch einen Augenblick früher wie ein sorgloses Kind gelacht haben?"

Er schwieg eine volle Minute.

„Und weshalb war Léonide heute Abend nicht

hier?“ fragte er endlich, ohne auf die Reflexion der Gräfin weiter einzugehen.

„Ich habe die Fürstin gebeten,“ entgegnete sie, „aber nicht nur, daß sie nicht kommen wollte, sie hat mir auch die Meinen entführt, meinen Neffen und meine Nichten.“

„Ich habe nicht gewußt, Gräfin, daß Sie Nichten besitzen. Wer sind Ihre Nichten? Hat Sergey Iwanowitsch Schwestern?“

„Sie machen sich den Scherz, Nikitine, dies immer wieder zu sagen und zu fragen. Das ist für die Situation wohl ausgedacht; denn es langweilt mich; ich fange an, die Augen zu schließen.“

„Man ermuntert Sie immer wieder, Gräfin, wenn man von Sergey Iwanowitsch spricht. Welche ist Ihre Nichte? Hat er noch immer nicht gewählt?“

„Es ist schwer,“ erwiderte sie, „die reizenden Geschöpfe sind aus dem Grunde Schwestern, um die Wahl zur Qual zu machen.“

„Ich, für meine Person, ich hätte bald entschieden,“ sagte er mit großem Ernste.

„Wahrscheinlich für Beide,“ lachte sie, „es waltet aber in der That ein merkwürdiger Unterschied zwischen den Mädchen. Die Jüngere, Milinka, mein besonderer Liebling, ist voll Gedanken, Schwärmerei, Poesie; sie faßt das Leben ideal auf. Es giebt kein Unglück, keinen Schmerz, woraus sie nicht eine höhere Betrachtung zöge. Darum haßt sie auch die frivole Welt und sehnt sich nach der Einsamkeit ihres väterlichen Hauses.“

„Ein angenehmes Haus," scherzte Nikitine, „wo man kein Mäusegift braucht; die armen Thiere sind entflohen, weil sie niemals etwas in Küche und Keller gefunden haben."

„Es ist nicht mehr so arg; mein Neffe hat ein wenig Ordnung geschafft. Das hat mir der lustige Vater der Mädchen, Towaroff, bevor er auf das Gut zurückkehrte, selbst voll Enthusiasmus erzählt."

„Und die Aeltere, Gräfin?"

„Matrjona ist froh, in der Welt zu sein; ich glaube, man wird sie nur schwer zurückbringen. Das wäre nichts für Sergey, der ähnlich wie Milinka denkt. Matrjona ist harmlos, heiter und hat einen praktischen Geist. Ich glaube, sie würde sehr gut für Sie passen, mein Lieber. Dabei hat sie die unvergleichliche Gabe, wenn man Aerger und Verdruß hat, praktisch, wie sie ist, die Sachen so geschickt zu wenden, daß sie ganz leidlich werden."

„Gleichviel! Ueber Aerger und Verdruß hilft der eigene Leichtsinn am besten hinweg. Ich habe mit Ihnen, Gräfin, denselben Liebling: Milinka. Schade nur, daß sie für Weltabgeschiedenheit schwärmt, aber — wer weiß?"

Die Gräfin lachte.

„Und Léonide? Das Bild auf dem Schirm hier zeigt einen Schmetterling mit einem einzigen Flügel; den andern hat er sich verbrannt."

„Warum rühren Sie immer an die brennende Wunde?" fragte der junge Mann; „Sie sind grausam,

Frau von Tschatscherin. Léonide spielt mit mir; sie hat mich für eine Zeit verbannt; ich darf sie nicht sprechen, auch wenn ich ihr zufällig begegne, bis sie mir ein Zeichen giebt. Haben Sie kein Gefühl für solches Elend?“

Die Gräfin schloß die Augen, statt zu antworten.

„Der Vorhang fällt,“ rief er gleich wieder lachend, „das Stück ist aus. Schlafen Sie wohl!“

Die Gräfin war noch lange nicht schlafbedürftig. Sie hatte den Freund sich entfernen lassen, weil sie ihn bei der Heimkehr der Mädchen von der Fürstin Léonide Romalow nicht mehr anwesend wissen wollte. Jetzt lauschte sie geduldig, ob nicht der Wagen mit den Heimkehrenden in den Thorweg des Palastes rolle.

Die Fürstin Léonide Romalow war eine Französin und noch nicht zwanzig Jahre alt. Schön und voll Sanftmuth, wenn auch nicht gerade lebhaften Geistes, hätte sie ein besseres Loos verdient, als, kaum aus dem Kloster gekommen, in welchem sie erzogen worden war, halb aus Unschuld, halb gezwungen, einen Mann zu heirathen, den sie früher nur zweimal gesehen hatte, und der, wie man es hätte nennen können, heimlich blödsinnig war.

Er handhabte die gebräuchlichen Umgangsformen wie ein Automat und sprach die nöthigen „liebenswürdigen“ Floskeln, die man auch einem Papagei hätte beibringen können, zur rechten Zeit. Uebrigens war er schweigsam und in sich gekehrt, weil total gedankenlos, was ihm einen Anstrich von Trauer oder Blasirt-

heit verlieh. Dies genügte, um ihn bei seinem regelrechten Benehmen und seiner vornehmen Erscheinung für einen vollendeten Gentleman und selbst für einen interessanten Mann zu halten.

Erst wenn dieses äußere Wesen zufällig durchschaut werden konnte, entdeckte man, daß Fürst Romalow ein Cretin war. In seinem Vaterlande, unter seinen Standesgenossen, war dies ziemlich allgemein bekannt. Darum schickte ihn seine Familie, damit er doch irgend einen Zweck auf Erden erfülle, nach Frankreich, um ihm dort eine Frau zu verschaffen. Man gab ihm einen klugen Begleiter, einen welterfahrenen Hausbeamten auf die Reise mit, und bestochen von dem ungeheueren Reichthum des Fürsten und seine wahre geistige Beschaffenheit nicht ahnend, verstand sich eine hochadelige, durch Revolution und Krieg verarmte Familie dazu, ihre schöne Tochter mit ihm zu verbinden.

Léonide, so unerfahren sie war, begann schon bei der Trauung auf seinen Zustand zu schließen. Im Augenblicke, als der Priester vor dem Altar ihr Jawort verlangte, flüsterte ihr der Bräutigam „Nein!“ in's Ohr, aus keinem anderen Grunde, als weil er selbst eben „Ja!“ gesagt hatte und eine Abwechselung haben wollte.

Schon der Umstand, daß in solchem Augenblicke der Braut in's Ohr gesprochen wurde, machte ungeheueres Aufsehen in der Kirche, und der Priester, um es rasch zu beenden, nahm das Stammeln der tödtlich erschreckten Léonide für das verlangte Wort, schon weil er

ohnehin nicht vermuthen konnte, daß sie etwas Anderes hätte sagen wollen.

Noch bevor das Paar in Petersburg angelangt war, hatte Léonide vollständige Gewißheit, von welcher Art der Mann war, den man ihr gegeben. Am meisten jedoch erschreckten sie Momente, in denen er ein wenig zu denken, sein Innenleben zu erwachen schien. Die Selbstbesinnung gab sich als Sucht zu tyrannisiren, als kleinliche Bosheit kund.

Vergebens suchte Léonide Anlehnung, Schutz, Vertheidigung bei den Verwandten des Fürsten. Man verübelte ihr jede Klage; der Geisteszustand ihres Mannes sollte sozusagen todtgeschwiegen werden. Verlassen und vereinsamt, entwarf sie in schlaflosen Nächten Pläne, zu entfliehen. Sie hatte in den französischen Colonien Amerikas einen kinderlosen alten Oheim, der sie sehr liebte, sie mit offenen Armen empfangen, ihr ein sicheres, gegen alle Welt vertheidigtes Asyl geboten hätte. Immer deutlicher arbeitete ihre Phantasie an der Ausführung dieses Gedankens.

Da geschah es, daß der hochgestellte und liebenswürdige Cavalier Peter Michailowitsch Nikitine ihre Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Sein Wesen und seine Bildung waren die treuesten Reminiscenzen an ihr Vaterland, die sie bisher in der Fremde gefunden hatte, und erweckten schon dadurch in ihr mächtige Sympathien. Er zeigte sich bald von Leidenschaft für sie ergriffen und säumte nicht lange, sie davon in allen Formen der Aufmerksamkeit und Beredsamkeit zu überzeugen.

Léonide gestand sich, daß sie Nikitine liebe. Was man überall von seinen Beziehungen zu Frauen erzählte, war wohl geeignet, sie einzuschüchtern, und hielt das Bekenntniß ihrer Gefühle ihm gegenüber zurück. Welche Frau aber, die geliebt wird, schmeichelt sich nicht, besonders wenn sie selbst liebt, daß es ihr gelungen sei, ein flatterndes Herz in sicherer Alleinherrschaft endlich festzuhalten?

Dennoch überkamen sie immer wieder Zweifel und Bedenken, wenn sie ihm ein Zeichen der Uebereinstimmung mit seinen Empfindungen geben sollte. Bei dem Ernst und der Frömmigkeit ihres Gemüthes fühlte sie, daß sie damit ein Schicksal für ihr ganzes Leben herausfordern würde. Von einer blos frivolen und leichtsinnigen Auffassung solcher Verhältnisse hatte sie keine Ahnung und würde den Gedanken daran mit Abscheu zurückgestoßen haben. Sie war von schlichter, einfacher Denkungsweise und wußte sich unerfahren: sie suchte einen Rath.

Vermählte Frauen sind unerbittlich grausam gegen eine Frau, die nicht in guter Ehe lebt. Immer muß der Gattin die Schuld zufallen. Die Frauen scheinen sich in solchem Falle durch harte Verdammungsurtheile zu entschädigen und zu belohnen für die Entbehrungen, Kämpfe und Entsagungen, denen sie selbst im Leben unterworfen waren. Unter den Frauen der großen Gesellschaft fand Léonide keine, von der sie nicht hätte voraussetzen müssen, daß sie ein Bekenntniß des Unglücks in der Ehe oder gar der Neigung für einen fremden

Mann mit unbarmherzigem Spotte aufgenommen hätte.

Die Gräfin Varinka Tschatscherin wäre vielleicht die Einzige gewesen, von der ein weiser Zuspruch erwartet werden konnte. Allein sie war zu offen mit Nikitine befreundet, um ein unparteiisches Urtheil über ihn fällen zu können; außerdem war sie zu alt, um den Ernst und die weithin zielende Gewalt eines Liebessturmes, wie er sich in der Seele der jungen Frau erhoben hatte, ganz zu begreifen.

Als aber nun mit einem Male die Töchter Towaroff's zu Hausgenossinnen der Gräfin wurden, ging in Léonide die Zuversicht auf, an diesen Mädchen, wie jung sie auch waren, einen Anhaltspunkt zu finden. Sie selbst war ja noch ganz mädchenhaft. Die holde Unverdorbenheit dieser dem Weltleben bisher entfremdet gebliebenen Kinderherzen, der Reiz, den die Verschiedenheiten ihres Charakters wie ihres Aeußern bei gleicher Noblesse der Gesinnung boten, bewirkten, daß Léonide instinctiv Liebe und Zutrauen empfand. Keineswegs war sie sofort entschlossen, ihre verhängnißvolle Situation vor das Forum dieser unschuldigen Herzen zu bringen; allein mit Matrjona und Milinka hatte sie zugleich den Neffen der Gräfin, Sergey, kennen gelernt, und obgleich er Ohr und Auge nur für die Töchter seines Freundes zu haben schien, so leuchtete von seiner Stirn und sprach aus seinen Worten Einsicht und Lebenskenntniß.

So entschied sich Léonide allmählich für den Ge=

danken, diese drei ihr so schnell werth gewordenen Menschen in das Geheimniß ihrer Lage zu ziehen. Freilich wäre allein Sergey competent gewesen, zu hören und zu urtheilen, allein sie brachte es nicht über sich, in einem tête-à-tête mit einem ihr eigentlich fremden Manne so ernste und zarte Geständnisse über die Lippen zu bringen.

Sie lud einige gleichgültige Personen zum Thee ein und bat insgeheim Sergey und die Mädchen, die sie hinzugezogen hatte, die Anwesenheit der Andern zu überdauern. Als sie mit den Freunden allein geblieben war, erzählte sie ihnen ihren bisherigen Lebensgang. In dem Bericht zu dem Zeitpunkt gekommen, da sie Nikitine kennen gelernt, stockte sie, erröthete, aber ihre Miene drückte mehr noch die bitterste Verzweiflung, als mädchenhafte Scheu aus. Matrjona und Milinka nahmen sie in ihre Mitte und umschlangen sie; Léonide, sich besinnend, wie ernst der Augenblick und daß er nicht einem unnützen Gespräch diente, bekannte endlich mit stolzer Freiheit, daß sie einem Manne eine größere gesellige Annäherung gestattet habe, als Herkommen und Sitte dies unter gewöhnlichen Verhältnissen erlauben, daß aber die ihrigen ungewöhnlicher Art seien, sie deshalb seine Leidenschaft angehört, die eigene jedoch, so heiß sie sei, ihm noch verschwiegen habe. Sie nannte nicht seinen Namen; sie hütete sich, ein Merkmal von ihm anzugeben, aber sie verschwieg nichts, was von der Gluth seiner und ihrer Liebe über-

zeugen konnte. Jetzt wollte sie von den Freunden Hülfe, eine Lehre für ihr Handeln, eine Richtschnur für die Zukunft.

„Hätte ich ihm die Erklärung schon gegeben,“ sagte sie, „die er so heiß wünscht, die jetzt zum ersten Male von meinen Lippen kam, die Erklärung, daß ich ihn liebe, so bliebe nichts mehr zu rathen und zu sagen. Blindlings würde ich den Bestimmungen des Geliebten gehorchen. Der Ausspruch ‚ich liebe Dich‘ wäre mein letztes, mein ganzes Schicksal. Darum zerreißt sich mein Herz wie an einem Marterpfahl an dem Zweifel, ob ich das Wort sprechen kann und darf; darum verlange ich eine Entscheidung von den einzigen Menschen hier, die mir gut sind, denen ich mich anvertraue.“

Betroffen schwiegen die drei Zuhörer.

„Meine Zweifel,“ fuhr Léonide fort, „entspringen nicht aus einem Gedanken an meine Pflicht als vermähltes Weib. Ich habe eine solche Pflicht nicht übernommen. Man brachte mich vor einen Civilbeamten, der eine Formalität vornahm, die ich nicht verstand und die mich nicht band. Das Jawort am Altare hätte mich für ewig gebunden, und unter allen Qualen, bis in den bittersten Tod wäre ich ihm treu geblieben — aber ich habe es nicht gesprochen. Die Menschen haben es zu hören geglaubt; Gott hat es nicht gehört. Meine Zweifel entspringen aus der Angst, ein Verhängniß heraufzubeschwören, ohne die Kraft der Liebe, die mich darüber hinwegtrüge, im Geliebten wieder zu finden, vor Allem aber entspringen sie aus der Furcht, ein Unrecht zu begehen, das mir der Himmel niemals vergeben würde.“

Nach einer Pause fragte Sergey:

„Sind Sie sicher, daß der Mann, der um Ihre Liebe wirbt, nicht einen Nebenzweck damit verbindet, daß er nicht im weltlichen Sinne des Wortes sein Glück machen will?“

„Er hat Rang und Stellung,“ antwortete Léonide, „Alles, was den Ehrgeiz eines Mannes befriedigt. Aber das ist es. Ich denke nicht an mich. Entreiße ich ihm nicht diese köstlichsten Güter, wenn ich seiner Leidenschaft die meine entgegenbringe? Zwingen ihn dann nicht die Verhältnisse zur Verbannung, zur Weltflucht, zu unerhörten Opfern? Was thun?“

Milinka war es, die zuerst ihre Stimme erhob. Brennende Röthe auf den Wangen, aber die Augen begeistert zum Himmel aufgeschlagen, rief sie:

„Entsagung für immer von beiden Seiten oder gemeinsam sterben.“

Das war correct und zugleich romantisch.

„So wird wohl das Ende sein,“ schluchzte Léonide in ihr Tuch.

Sergey richtete unwillkürlich einen Blick der Mißbilligung auf Milinka. Die Poesie ihres Ausspruchs wollte ihm nicht zu Sinne. Er konnte sich über den Grund nicht sogleich klar werden; er fühlte nur, daß der Ausspruch der wirklichen Situation gegenüber inhaltsleer war.

Matrjona hatte noch nicht gesprochen: sie saß nachsinnend da mit niedergeschlagenen Augen. Als sie jedoch Léonide weinen hörte, sagte sie sanft:

„Sie weinen vielleicht über Ihr höchstes Glück, theuerste Léonide, statt darüber zu jubeln. Sich geliebt zu wissen, wenn man liebt, muß alles Unglück ausgleichen, das die Erde aufbieten kann, wie es kein größeres Unglück auf Erden geben mag — ich fühle es im eigenen Herzen — als sich nicht geliebt zu wissen, wenn man liebt. Die Fragen, die Zweifel betreffen also nur den einzigen Punkt, ob er Sie wirklich liebt. Ich verstehe nicht Ihre Bedenken, Ihre Furcht, ihm seine Stellung zu rauben, ihn um die Genüsse seines Ehrgeizes zu bringen. Sind Sie nicht bereit Aehnliches für ihn zu thun? Ich würde in Ihrem Falle mit dem Manne, an dem ich zweifle, bald im Reinen sein. Ich würde ihm sagen: ‚Wir besteigen einen Wagen oder ein Schiff und fahren in die weite Welt, nach einem vergessenen Erdenwinkel, und Beide haben wir uns dadurch die Rückkehr für immer versperrt und haben uns für immer vereinigt. Zögerst Du auch nur eine Secunde, denkst Du auch nur mit einem Seufzer des Bedauerns an Deinen Rang, Deine Stellung, Deine Freunde, an Dein bisheriges Leben mitten in den Genüssen der Welt, kommst Du nicht augenblicklich mit mir, dann geh — dann hast Du mich nie geliebt, dann wollen wir uns niemals wiedersehen.‘ So würde ich zu dem Manne sprechen, an dem ich zweifle, und wäre er nicht, bevor ich noch mit den Worten zu Ende bin, mit mir im Wagen, im Schiff, so kehrte ich nach Hause zurück, zwar im Herzen vernichtet, aber stark durch die Pflichterfüllung gegen den

Unglücklichen oder Verhaßten, mit dem ich verbunden bin. Was mir auch dadurch an Bitternissen erstünde, sie wären süß im Vergleich mit dem, was ich im Herzen erfahren habe, und je schwerer die Pflichten zu erfüllen wären, um so leichter würden sie mir helfen, mit allen übrigen Forderungen an das Leben für immer abzuschließen."

Schon während Matrjona sprach, hatte sich Léonide in einem Gefühl ungeahnter Befriedigung erhoben. Jetzt umarmte sie das Mädchen und rief fast mit Jauchzen:

„Ich bin gerettet."

Sie dachte an den Oheim in den Colonien.

Aber auch auf Sergey war das Auftreten Matrjona's von unerwarteter Wirkung.

„Wer hätte gedacht, daß so viele praktische Einsicht in das Leben, verbunden mit dem Respect vor den höchsten Interessen des Herzens, in einer unerfahrenen Mädchenseele sich entwickeln können! Aber sie selbst hat verrathen, wer ihr solche Lehren gab. Sie gestand, aus eigenem Herzen zu sprechen, wenn sie es das größte Unglück nannte, sich nicht gelibet zu wissen, wo man liebt. Weh mir, wenn nicht ich es sein sollte, der es vermag, dieses Unglück von ihr zu nehmen! Sie ist nicht Martha, nicht Maria, sie ist Martha und Maria."

So sagte sich Sergey im Stillen. Der Augenblick war für ihn gekommen, aus der gleichgültigen Passivität mitten in den Sturm der Leidenschaft hineinzuspringen.

IV.

Zehn Minuten nach der Entfernung Nikitine's hörte die Gräfin Tschatscherin, noch immer vor ihrem Ofenschirm sitzend, die Einfahrt des Wagens, der die Mädchen heimbrachte. Sie rührte an einer Glocke, die vor ihr stand, und gab Befehl, die jungen Damen, wenn sie sich nicht zu müde fühlten, noch zu ihr zu bescheiden.

Matrjona allein erschien. Milinka hatte sich sogleich zurückgezogen und ließ sich durch ihre Schwester mit zu großer Ermüdung bei der Gräfin entschuldigen. In Wahrheit aber saß Milinka am Schreibtisch und füllte ihr Tagebuch mit der Aufzeichnung des für sie Merkwürdigen, daß sie an diesem Abend erlebt hatte. Seit sie sich in Petersburg befand, hatte sich ihre Neigung zum Vielschreiben noch gesteigert, was einigermaßen das Verdienst Derjenigen war, die ein schriftstellerisches Talent in ihr errathen haben wollten und ihr damit schmeichelten.

Das Gesicht der Gräfin, als sie Matrjona empfing, war Spannung und stumme Frage. Daß die von Léonide in ihr Vertrauen Gezogenen den Inhalt der Unterredung streng verschweigen würden, war so selbstverständlich, daß dafür ein Versprechen weder verlangt noch gegeben wurde. Matrjona glitt daher über den Abend bei der Fürstin mit nichtssagenden Worten hinweg, und um die Neugier der Frau von Tschatscherin von dem Gegenstande abzulenken, sprach sie von den Eindrücken, die sie durch das Leben in Petersburg überhaupt empfangen.

Schon seit einigen Tagen war sie sich einer Wendung ihres Gemüths bewußt geworden. Aus der ursprünglich so lebhaften und unbefangenen Hingebung an die Freuden und das Treiben der großen Gesellschaft war allmählich ein Gefühl der Enttäuschung hervorgegangen. Sie glaubte zuletzt Luft gespeist und gemalten Wein getrunken zu haben. Gegen eine Empfindung von Leere und Nüchternheit hatte sie sich zu wehren, um in ihrer Seele nicht Raum dafür zu lassen. Sie hatte begonnen, sich nach Thätigkeit zu sehnen, nach dem stillen und regelmäßigen Walten ihres ländlichen Hauses. Was sie an diesem Abend bei Léonide erfahren, brachte ihr völlige Klarheit über die neue Lebensstimmung, die mit der kindlichen Freude am Weltleben, mit der sie ihren Aufenthalt in Petersburg begonnen hatte, in so großem Widerspruch stand.

Die Gräfin war darum auch im höchsten Grade erstaunt, als ihr Matrjona das Bekenntniß dieser Wandlung ablegte; die Gräfin war erstaunt, aber auch

erfreut; denn sie dachte an ihren Neffen. Seiner Denkungsweise und seinem Lebensplan konnte nichts besser entsprechen, als die Abwendung von der Welt, und wenn Milinka schon von Anfang an, aber ohne ausgesprochenen Grund und gleichsam nur instinctmäßig, die ländliche Einsamkeit dem hauptstädtischen Getümmel vorzog, so mußte Matrjona's erst durch die Erfahrung herbeigeführte gleiche Weltanschauung für Sergey größern Werth haben, weil auf Erkenntniß und Urtheil beruhend.

Eine leise Anspielung der Gräfin, welche vortheilhafte Wirkung diese Wandlung im Gemüthe Matrjona's auf den Neffen üben werde, brachte das junge Mädchen in äußerste Bestürzung. Matrjona zittterte vor Scham und Entrüstung, bei dem Gedanken, daß Sergey, wenn er ihr Gespräch mit seiner Tante erführe, eine ihm bereitete Concession oder etwa gar eine Aufforderung oder auch nur Anregung zur Wiederholung seiner Werbung darin erblicken könnte. Sie beschwor die Gräfin mit inbrünstigen Worten, die ihr eben eingestandene Wandlung vor aller Welt zu verschweigen.

„Beruhigen Sie sich, liebes Kind!“ sagte die alte Frau, „ich wünsche lebhaft, daß entweder Sie oder Ihre Schwester sich entschließen mögen, Sergey's Hand anzunehmen, weil er sonst schwerlich zu einer Heirath zu bringen wäre; allein ich werde mich persönlich niemals in die Verständigung einmischen, die zwischen den beiden Schwestern und ihm endlich stattfinden und einer Entscheidung vorhergehen muß.“

Die Gräfin zog sich hierauf in ihr Schlafgemach zurück, und Matrjona schloß die Augen nicht zum Schlummer, ohne sich zu sagen: „Niemals! niemals! Er hat um meine Schwester und mich zugleich geworben — das ist so gut, als wäre er ein Freier all der Millionen Mädchen, die auf dieser Erde leben. Ich werde mich niemals entschließen, eine von diesen Millionen, eine ‚gleichviel welche' zu sein."

Im Laufe des folgenden Tages erhielt Frau von Tschatscherin ein Billet Nikitine's. Er theilte ihr mit, daß er sie einige Tage nicht sehen werde, weil er sogleich nach Kronstadt abreisen müsse; er habe nichts dawider, wenn sie dächte, daß die Reise mit der Angelegenheit in Verbindung stände, die ihm, wie sie wisse, über Alles theuer, mit der „brennenden Wunde", die endlich eine glückliche Heilung finden werde.

Die Gräfin las diese Zeilen kopfschüttelnd. Sie setzte von der jungen Fürstin nichts voraus, daß sie einen Mann wie Nikitine ernst nehmen könnte, und hatte bisher vielmehr vermuthet, die schöne Dame werde durch Widerstreben und Koketterie ihr Geschlecht an dem Frevler zu rächen suchen. Doch nahm sich die Gräfin nicht Zeit, lange darüber nachzudenken; das Wesen ihres Neffen hatte sich auffallend verändert, und dies neue Räthsel nahm ihre Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch.

Sergey, dessen beständige milde Heiterkeit sonst nur den schärfsten Blicken der lange mit ihm Vertrauten gestattete, den darunter verborgenen Hang zur Melan-

cholie zu gewahren, gab diese jetzt offen kund und, wie die Gräfin klagte, mit einer an ihm ungewohnten Rücksichtslosigkeit gegen seine Umgebung. Dieses Frauenurtheil bedeutete eigentlich nur, daß er nicht unterhaltend, nicht liebenswürdig, nicht causeur war, wie sonst.

Das Räthsel löste sich sehr einfach: die Liebe, die zum ersten Male mit ihrer ursprünglichsten Gewalt in ihm erwacht war, rief zugleich die bittersten Selbstvorwürfe wach. Immer hatte er in der tiefsten Heimlichkeit seiner Seele Matrjona bevorzugt, weil er aber in ihrem praktischen Wesen einen Widerspruch mit seiner Denkungsweise zu finden geglaubt, war sie ihm nicht theuer genug geworden, daß er nicht vielleicht lieber noch die Hand der ideal gesinnten Milinka angenommen hätte. Jetzt aber, nachdem er während des Aufenthaltes in Petersburg die ihm sympatischere äußere Erscheinung Matrjona's immer stärker auf sich hatte wirken lassen und endlich erkannt hatte, daß sie mit ihrer Einsicht für das unmittelbare Leben auch die Ehrfurcht vor Ideen und Idealen verband — jetzt erst klagte er sich an, sie durch seine Doppelwerbung verletzt und herabgesetzt zu haben, und hielt sich nicht mehr für würdig, nicht mehr für fähig, um sie allein zu werben.

Er war aber nicht der Mann, lange in Unklarheit auszuhalten und nicht lieber die schwerste Buße, als eine schwankende Unzufriedenheit mit sich selbst zu ertragen. Schon nach wenigen Tagen legt er der Geliebten sein Herz und den ganzen Entwickelungsgang

seiner Gefühle für sie, seine Liebe, seine Reue und sein Verzagen offen dar.

„Und damit Sie nicht glauben, theure Matrjona," schloß er, „daß neben Ihnen noch irgend etwas Werth für mich hätte, selbst wenn es mir bis zu dem Augenblick, da ich Sie liebte, der einzige Lebenswerth zu sein schien — ich habe die Lust und Freude nicht übersehen können, womit Sie am Stadtleben hängen, ich bin bereit für Ihren Besitz meine Einsamkeit auf dem Gute aufzugeben, unser Dasein ganz nach Ihrem Geschmack zu gestalten."

„Dann blieben wir auf dem Lande," sagte Matrjona, denn mein Herz hat sich von der Welt abgewendet."

„Ist es möglich?" rief er fast bestürzt; „hat ein Schmerz Sie dahin gebracht? Ist ein unglückliches, ein hoffnungsloses Gefühl in Ihnen erwacht?"

„Nein erwiederte sie, „der Anblick der Welt und ihres Treibens genügte. Und wenn ein Schmerz dabei im Spiele war, so ist er jetzt dahin, da der Mann, der mir ihn zugefügt, ihn in diesem Augenblicke von mir genommen."

Er wollte sie entzückt umschlingen, aber sie wehrte ihn ab:

„Noch ist nicht Alles gethan. Vergessen Sie nicht, daß auch Milinka gewissermaßen Ihre Braut ist, daß auch sie das Recht hat, die Hand nach Ihnen auszustrecken. Wir müssen erst ihr Herz prüfen, und wenn auch nur ein Schatten von Verstimmung es trübte,

weil ihr die Entscheidung erlassen ist — so hätten Sie auch mich verloren."

Diese Unterredung fand im Salon der Gräfin statt, nachdem die gewohnte Abendgesellschaft ihn verlassen hatte, und zwar an demselben Tage, an welchem Nikitine von Kronstadt zurückgekehrt war. Während die Liebenden sich verständigten, saß in einem Nebensalon Milinka in tiefem Gespräch mit einer ältlichen Frau, einer Mitarbeiterin belletristischer Zeitungen, der Milinka ihre ersten Federversuche zur Beurtheilung vorgelegt hatte. Zu gleicher Zeit aber hatte sich die Gräfin schon in ihr Boudoir zurückgezogen und vor dem Schirm ihren gewohnten Platz genommen, und auch Nikitine saß wieder an ihrer Seite.

„Ich erzähle Ihnen keine Fabel, Gräfin. Léonide wollte in Kronstadt, daß wir ein zur Abfahrt nach Amerika die Anker lichtendens Schiff bestiegen, augenblicklich, ohne Besinnen, mit Aufgebung aller Verhältnisse, sogar des Junggesellen-Diners, zu dem ich schon Einladungen verschickt hatte, kleine Nebensachen, wie des Ministers und meiner Carrière, gar nicht zu gedenken — und dies um niemals mehr wiederzukehren, um fortan unter der Bewachung eines alten Negerfürsten oder dergleichen zu leben, mit nichts beschäftigt, als mit ewiger Liebe."

Kalter Schweiß schien ihm auf die Stirn zu treten; denn er trocknete sie mit seinem Taschentuch.

Er fuhr fort:

„Sie verließ mich, wie sie mir sagte, um mich

niemals wiederzusehen — und ich verließ sie, wie ich verschwieg, um sie gewiß nicht mehr wiederzusehen. Denn sie ist offenbar verrückt, und auf eine noch schlimmere Art als Fürst Romalow. Ein würdiges Paar! Aber was wollen Sie, Gräfin? Ich bin trotzdem von der Geschichte zerschmettert, unglücklich, elend, trostlos. O, die Frauen — ich will ihnen nicht mehr nahe kommen. Wissen Sie, theure Freundin, daß dies gerade die richtige Stimmung wäre, um meine Vorliebe für Ihre Milinka in Erwägung zu ziehen? Die Marotte des Mädchens, sich von der Welt zurückziehen zu wollen, kommt meiner gegenwärtigen Disposition entgegen."

Die Gräfin lachte.

„Milinka wird heute noch bei mir erscheinen; sie hat mir etwas anzuvertrauen."

„Benützen Sie die vertrauliche Stunde — ich bitte Sie — um ihr Herz zu erforschen," sagte Nikitine, indem er sich erhob; „ich habe mein Unglück noch lange nicht überwunden; ich werde es niemals überwinden, und ich bin jetzt todtschläfrig."

Er hatte sich kaum entfernt, als Milinka eintrat. Sie war erregt, hochroth, und ohnehin leicht zur Ekstase geneigt, warf sie sich der Gräfin zu Füßen.

„Papa hat heute geschrieben, er will endlich unsere Heimkehr und unsere Entscheidung wegen Sergey Iwanowitsch. Retten Sie mich, theure Gräfin!"

„Ja, es zwingt Sie ja Niemand, meinen Neffen zu heirathen!"

„Das würde ich auch niemals thun, so sehr ich ihn schätze und achte, schon deshalb nicht, weil er sein Leben auf dem Lande verbringen will. Ich aber will Petersburg, will diese herrliche neue Welt mit ihren interessanten Begebenheiten, Charakteren und Stoffen nicht mehr verlassen. Ich habe die Einsamkeit en horreur genommen. Das ist es, wovor Sie mich retten sollen."

Erstaunt erfuhr die Gräfin zum zweiten Male, wie rasch, wenn auch psychologisch erklärlich, die Lebensanschauungen junger Herzen sich ändern. Ehe sie antworten konnte, bat Matrjona mit leisem Pochen, eintreten zu dürfen. Auch Sergey wollte seine Tante noch sehen. Die Gräfin theilte den Neuhinzugekommenen die Aeußerungen Milinka's mit.

„So viel ist gewiß, mein Sohn," sagte sie zu Sergey, „Du darfst Dir keine Hoffnung auf die Hand dieses Mädchens machen; Milinka hat sich entschieden dagegen erklärt."

Matrjona und Sergey sahen sich in die Augen. Die Gräfin fuhr fort:

„Ich wäre glücklich, Sie für immer bei mir zu behalten, Milinka. Wollen Sie als meine Gesellschafterin, als meine Freundin mit mir weiter leben? Sie sind plötzlich eine Gegnerin der Einsamkeit geworden — wollen Sie mir helfen, auch die meine zu verbannen?"

Milinka küßte ihre Hand, ihr Kleid und sank ihr, Freudenthränen weinend, zu Füßen.

Jetzt hielt es auch Sergey an der Zeit, sein Glück

nicht länger zu verschweigen. Der Freudensturm Milinka's ging aus andern Ursachen nun auch auf die Gräfin über. Sie umarmte und küßte Matrjona und nannte sie ihre zweite Tochter. Nie haben Glücklichere einen Tage mit größerer Freude auf die nächsten Tage beschlossen.

Die Hochzeit Sergey's und Matrjona's fand in Petersburg statt. Towaroff hatte gleich nachdem Hesekiel Nazarus mit erfrorener Nase und beschädigten Beinen aus Moskau zurückgekehrt war, ihn für immer in sein Haus aufgenommen. Nachdem Towaroff die Lebensentscheidungen seiner Töchter erfahren, übergab er dem ehemaligen Sprachmeister die Verwaltung des fortan einsam bleibenden Herrenhauses, hoch erfreut, den Rest seines Lebens als lustiger Junggeselle in einer der großen Städte verbringen zu können.

Sergey hatte in seiner Häuslichkeit oft Gelegenheit zu sagen:

„Einst fragte ich mich: Martha oder Maria? In der Ehe aber kann nur ein Weib beglücken, das Martha und Maria zugleich ist."

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

320
100

930
2 930
6000
7860
300
150
8410
200
8610